Heft 7 Juli 2002 € 4,80

C 12611 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur

A € 5,75 L € 5,75 CH sfr 9,50

STANDORTRISIKO ANTISEMITISMUS

WALSER - REICH OHNE RANICKI

GEORG SEEßLEN GESPRÄCH MIT GEORG KREISLER

PDS - TRAGÖDIE ALS KLAMOTTE

FASCHISTEN IN MOSKAU

Neue deutsche Rechtschreibung:

Nazional-Mannschaft

4 191202 704806 07

in konkret Juli 2002

hier konkret von Susanne Thaler
Susanne Thaler, Ortsvorsitzende der FDP in Berlin-Dahlem, ist nach 20 Jahren Mitgliedschaft aus ihrer Partei ausgetreten. 1938, als sie ein Jahr alt war, emigrierten Ihre Eltern nach Amsterdam. 1943 deportierten die Nazis die Familie ins holländischen Konzentrationslager Westerbork, 1947 kehrte sie nach Berlin zurück

von Konkret

an Konkret

Standortfaktor Antisemitismus von Hermann L. Gremliza

Herrschaftszeiten

Möllebeckmann von Florian Sendtner

Der Skandal von Jürgen Elsässer
Möllemann ist Antisemit, Schröder Ehrenmann. Nachdem der deutsche Sonderweg – wieder einmal – gestoppt wurde, kann der deutsche Vormarsch weitergehen

Zu Protokoll
Unter dem Titel »Aufstand eines Unanständigen – Die Lügen des Jürgen W. Möllemann« hat das Fernsehmagazin »Panorama« am 6. Juni eine Arbeit erledigt, an der sich die Talkmaster aller Kanäle wochenlang verhoben haben:

Alles normale nette Leute von Horst Pankow
Über die Schwierigkeiten, einen Volksempfänger leise zu stellen, der ein nationales Wunschkonzert sendet

Karslis raus! von Thomas von der Osten-Sacken

Längliche Klangkörper von Georg Fülberth
Werden auch die Alten Herren der Freien Deutschen Jugend irgendwann lernen, daß Protest nicht genehmigungspflichtig ist?

Auf roten Socken zum grünen Adolf von Peter Kratz
Ein toter Hund darf wieder bellen – auf ihrem Weg in die Mitte der Gesellschaft kommt der PDS der Rudolf Bahro gerade recht

Stamm unter Stämmen von Erich Später
Die Sudetendeutsche Landsmannschaft: gegründet von Nazis aller Ränge, geführt von SS- und SA-Kadern, beerbt von treuen Schülern

Von Event zu Event von Bernhard Schmid
Jean-Marie Le Pen ist für Israel und gegen Juden, für Saddam Hussein und gegen Muslime – und hat damit auch noch Erfolg. Wie geht das?

Rußland den Russen von Imke Hansen
Fünfzehn Jahre nach Beginn der Perestroika: Auf Moskaus Straßen regiert der Mob, Passanten und Regierung drücken beide Augen zu

Secret Services von Jürgen Elsässer
Eine FBI-Agentin berichtet, ihre Vorgesetzten hätten vor dem 11. September alle Warnungen ignoriert, als seien sie »Spione oder Maulwürfe, die in Wirklichkeit für Osama Bin Laden arbeiteten«

Links & Rights von Jenna L. Brinning

Wer regiert, marschiert von Ralph Hartmann
Der Krieg gegen den Terror aus der Sicht eines Abgeordneten, für den sich seine Partei entschuldigen muß

Ein Schurkenstück von Sonja Vogel

Metamorphosen des Rechts von Rolf Surmann
Der Bundestag hebt die NS-Urteile gegen Homosexuelle und Wehrmachtsdeserteure auf. Gegen »Kriegsverräter« aber nicht

Drogen, Söldner und Konzerne von Raul Zelik
Die kapitalistischen Reformer privatisieren, was sich privatisieren läßt: Gesundheit, Erziehung, Wasser; aber auch Krieg, Unterdrückung, Terror. Am Beispiel Kolumbien läßt sich zeigen, wie Privatarmeen, organisierte Kriminalität und Staat dabei zusammenarbeiten

Kunst & Gewerbe von Martin Krauß
Experten, versenkt

Kunst & Gewerbe von Jürgen Roth

Kunst & Gewerbe von Imke Hansen
Warum Frauen sich für Fußball begeistern

Kunst & Gewerbe von René Martens
Abpfiff

Sommerhilfwerk von Joachim Rohloff
Kulturkolumne

»Kunst kommt von Revolution« von Georg Kreisler, Markus Metz, Georg Seeßlen
KONKRET-Gesprächmit dem Komponisten, Musiker, Lyriker, Schriftsteller und Sänger Georg Kreisler. Erster Teil

Unheilbar gesund von Magnus Klaue
Dem Chansonnier und Dichter Georg Kreisler zum Achtzigsten

Ein Buch ist ein Buch ist ein Buch von Günter Amendt
Garp und wie er die Welt sah: über ein Hörbuch im besonderen und über Hörbücher im allgemeinen

Melodie & Rhythmus von Alexander Kasbohm
Tocotronic: Tocotronic. Lado/Zomba

Melodie & Rhythmus von Michael Sailer
Looper: The Snare. Mute/EMI

Melodie & Rhythmus von Hartwig Vens
El-P: Fantastic Damage. Definitive Jux/Zomba

Platte des Monats von Frank Schäfer
D.A.D.: Soft Dogs. EMI

»Historische Lederhosen« von Ludwig Seyfarth
Eine lesbische schwarze Filmschauspielerin, ein romantischer Kunstschriftsteller, ein unbedeutender Komponist und eine Verlagserbin, die Banken überfällt: Was ist und

wozu taugt eine fiktionale Biographie?

Elfriede Jelinek – ein Weltexperiment von Michael Scharang
Elfriede Jelinek bekam den Berliner Theaterpreis. Michael Scharang hielt die Preisrede

Buch & Deckel von Marc Fabian Erdl
Frank Schulz: Morbus fonticuli oder Die Sehnsucht des Laien. Eichborn, Berlin 2002, 766 Seiten, 34,90 Euro

Buch & Deckel von Werner Jung
Peter-Paul Zahl: Der Domraub. Ein Schelmenroman. DTV, München 2002, 338 Seiten, 15 Euro

Buch & Deckel von Michel Raus
Christa Wolf: Leibhaftig. Luchterhand, München 2002, 184 Seiten, 18 Euro

Buch des Monats von Martin Büsser
Alice Cherki: Frantz Fanon. Ein Portrait. Edition Nautilus, Hamburg 2002, 352 Seiten, 24,90 Euro

Joint-venture von Armin Schreiber
Kunst am Bau für das Deutsche Volk: Warum soll, wer für die Deutsche Bank malt, nicht auch im Reichstag hängen?

»Der Kapitalwert eines Negers« von Peer Zickgraf
Wie der Fremde zum Untermenschen wird: Die Menschenausstellungen in deutschen »Zooparadiesen« erzählen ein Stück Kolonialgeschichte

FilmTheater von Holm Friebe
Gosford Park

FilmTheater von Tobias Nagl
Little Senegal

FilmTheater von Matthias Seeberg
Pollock

Film des Monats von Georg Seeßlen
Va savoir

KEIN SCHÖNER LAND - Verwalten statt strafen von Vera Kallenberg
Ein Tag mit Herrn D. in der JVA Vierlande

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 07/02, S. 3

Susanne Thaler

hier konkret

Susanne Thaler, Ortsvorsitzende der FDP in Berlin-Dahlem, ist nach 20 Jahren Mitgliedschaft aus ihrer Partei ausgetreten. 1938, als sie ein Jahr alt war, emigrierten Ihre Eltern nach Amsterdam. 1943 deportierten die Nazis die Familie ins holländischen Konzentrationslager Westerbork, 1947 kehrte sie nach Berlin zurück

konkret: Zwei Tage nach Ihrem Parteiaustritt hat Guido Westerwelle ein Machtwort zu Möllemann gesprochen. Sind Sie zu früh gegangen?

Thaler: Von einem Machtwort kann nicht die Rede sein. Westerwelle hätte schon viel früher reagieren müssen, schon im November, als Möllemann Bin Ladens Terror in einen ursächlichen Zusammenhang mit Sharons Politik setzte. Westerwelles Ultimatum war kein Zeichen von Stärke, sondern von Verzweiflung. Der faule Kompromiß mit Möllemann hat mich in meinem Austritt bestärkt.

konkret: Ist Möllemann ein Antisemit?

Thaler: Ja. Ein Antisemit ist heute nicht nur jemand, der den Holocaust leugnet, sondern, wie Hendryk M. Broder sagt, jemand, der die Juden noch weniger leiden kann, als allgemein üblich ist. Möllemann hat sich geoutet. Wer behauptet, durch Friedman zum Antisemiten zu werden, ist es längst. Wenn Möllemann glaubt, Jamal Karsli entlasten zu können, indem er sagt, da der selber ein Semit sei, könne er kein Antisemit sein, hält er die Juden für eine Rasse. Der hat den Rassismus der Nazis voll verinnerlicht, auch wenn er sich dessen nicht bewußt ist.

konkret: Gibt es in der FDP noch andere, die in diese Richtung denken?

Thaler: Ich habe keinen Anlaß zu glauben, daß irgend jemand aus der Führung der Partei genauso denkt. Ich habe lange und gern in dieser Partei von Genscher, Lambsdorff, Kinkel und Gerhardt gearbeitet, weil ich mich dort sicher gefühlt habe. Wenn sie aber Möllemann dulden, dann frage ich mich, ob sie so schwach sind. Ich kann nicht sagen, diese Partei ist antisemitisch, aber sie läßt etwas zu, wo ich fürchte, daß sie gar nicht weiß, was das für Auswirkungen haben kann. Ihr ist die Sensibilität für diese Gefährdung abhanden gekommen.

konkret: Gab es schon frühere Warnzeichen?

Thaler: Nein. Ich habe noch nie so etwas in der FDP erlebt. Natürlich bin ich in Diskussionen mit FDP-Mitgliedern auf Relikte getroffen, aber das treffen Sie in der ganzen deutsche Gesellschaft.

konkret: Haben Sie Unterstützung aus den Reihen der FDP erhalten?

Thaler: Ich habe 2.800 Briefe an den gesamtem Landesverband geschickt, in denen ich aufgezählt habe, was Möllemann der Partei angetan hat, und daß er wenigstens aus dem Präsidium entfernt werden muß. Ich habe einen Rücklauf von 136 Stimmen, die meiner Meinung sind, und von 26 ablehnenden Stimmen. Natürlich war ich enttäuscht von lediglich 162 Rückmeldungen, denn dagegen stehen die 8.000 E-Mails zugunsten Möllemanns, die der Landesverband bekommen hat.

konkret: Seit der Wiedervereinigung haben nationalistische und antisemitische Tendenzen zugenommen. Sie haben sich einst gegen die Anerkennung der DDR-Staatsbürgerschaft, also auch der DDR, ausgesprochen. Sehen Sie das im Rückblick anders?

Thaler: Nein. Dazu stehe ich heute noch. Ich bin davon überzeugt, daß es mit der Anerkennung der DDR-Staatsbürgerschaft nie eine deutsche Einheit gegeben hätte. Es wäre ein ständiger Herd der Weltkrise geblieben und der Kalte Krieg hätte sich fortgesetzt.

konkret: Was müßte jetzt passieren?

Thaler: Ich weiß nur, daß in Deutschland die Eliten aufgerufen sind, die Führungen in den Parteien, in der Wissenschaft, in der Wirtschaft, die moralischen Grundwerte neu zu definieren. Denn das können nicht allein die jüdischen Deutschen. Aber es scheint, daß die jüdischen Deutschen aufgrund der Vergangenheit sensiblere Antennen für die Gefahr besitzen und sich die anderen gar nicht gefährdet sehen. Die Eliten haben 1933 schon einmal versagt. Und in meiner Partei hat leider auch die Elite versagt.

konkret: Weil Möllemann nicht ausgeschlossen wurde?

Thaler: Das hätte sich eigentlich bei einer Person, die sich so abseits der liberalen Grundsätze stellt, gehört. Aber mindestens hätten sie ihn aus dem Bundesvorstand entfernen müssen. Dazu fehlte aber die Kraft, die Mehrheit der Partei hätte ihn gestützt.

konkret: Weil sie Möllemanns Vorstellungen teilt?

Thaler: Seine Interessen, nicht unbedingt seine Vorstellungen. Er unterstützt massiv den Wahlkampf in den neuen Bundesländern. Da sind Leute, die wollen in den Bundestag und sind auf seine Hilfe dringend angewiesen und nehmen sie dankbar an. Die Gefahr für die demokratische Gemeinschaft sehen die gar nicht. Vielleicht hängt das mit meinen Alter zusammen, aber ein so ungutes Gefühl habe ich noch nie gehabt.

Konkret 07/02, S. 4

von Konkret

Die »Frankfurter Allgemeine« weiß unter dem Titel »Cowboys für den Frieden« Neues über »die neueste Linke«:

Traditionell seien Deutschlands Interessen, aller anderslautender Rhetorik zum Trotz, antidemokratisch und antisemitisch geprägt: Deshalb müsse die Linke im Zweifel für Amerika und das von ihm beschützte Israel und auf jeden Fall gegen Deutschland Stellung nehmen.

Im »Kulturbahnhof Kreuzberg« (konnte man) erleben, wie weit diese These mittlerweile ausgezogen wird und sogar einen ihrer Haupturheber, die Redaktion der Zeitschrift KONKRET, in Bedrängnis bringt. Herausgeber Hermann L. Gremliza, Redakteur Jürgen Elsässer und der ehemalige Grünen-Abgeordnete Thomas Ebermann präsentierten ein Buch mit dem Titel: »Deutschland führt Krieg – Seit dem 11. September wird zurückgeschossen«. Elsässer bekannte sich denn auch ausdrücklich zu dem Schlachtruf »Nie wieder Deutschland«. Zugleich fühlte er sich aber bemüßigt, sich von einer extremen Lesart der »antideutschen« Linie abzusetzen ... Das drängendste Problem sei heute nicht der Antiamerikanismus, sondern die Komplizenschaft deutscher Eliten mit Amerika.

Gremliza schien die Sache ähnlich zu sehen, auch wenn sein Akzent nicht auf der Komplizenschaft, sondern auf der Konkurrenz lag. Der Kalte Krieg mit Amerika, in dem Kriegserklärungen im Gewande von Solidaritätsadressen daherkommen, habe längst begonnen. Doch schon früher hatte er dekretiert, daß Antiamerikanismus zwar eine Pest, Anti-Antiamerikanismus aber die Cholera sei.

Deutschland hat jetzt zwei Probleme: die Benesch-Dekrete und die Gremliza-Dekrete. Diese mag die »FAZ« sowenig wie jene:

Zur Verunklarung ... hat ja nicht zuletzt die Unsicherheit beigetragen, wie ernst Amerika selbst heute die universalistischen Ideen nimmt, mit denen es groß geworden ist ... Wofür steht »Amerika«, wenn es durch die partikularen Maßstäbe des nationalen Interesses alle anderen Kriterien so offenbar in den Hintergrund treten läßt? ... Wo nur noch Interessen zählen, ist alles möglich.

Nein, nicht alle Kriegserklärungen kommen im Gewand der Solidaritätsadresse daher.

Andere Seite der Medaille. Wenn der Volksgenosse Klaus Wagener, von Beruf Krawallantisemit, sich gerade einmal nicht mit Parolen wie dieser in der Zeitung der DKP austobt:

Zu den brutalen Kriegslügen zählt ebenso die Legende von Israel als dem Staat der Holocaust-Überlebenden.

kühlt er sein Mütchen in den »Marxistischen Blättern« mit Erwägungen wie dieser:

KONKRET-Herausgeber Gremliza, in den Wendejahren 89/91 vom antiimperialistischen Radikalkritiker Israels zum Apologeten noch der rechtesten Kräfte Israels mutiert (oder konvertiert worden?) ...

Was er damit zartbraun andeuten will? Etwa anderes, als daß der einst tapfere Antiimperialist eventuell vom Juden gekauft sei?

Das Schreiben und das Lesen ist nie ihr Fall gewesen, gerade davon aber will sie leben, und solange es die »Berliner Zeitung« nicht merkt, kann die Caroline Fetscher es ja probieren:

Je verworrener die Lage, desto lauter wird der Ton. Bis hin zur altlinken Zeitschrift KONKRET, die in der Aprilnummer 2002 die Journalisten in Den Haag als »Carla des Pontes willige Helfer« enttarnt, in Anlehnung an Daniel Goldhagens Bezeichnung für Hitlers Mitläufer. Das ist das Dilemma der modernen Linken: Linksssein ist nicht mehr leicht.

In der altlinken Zeitschrift hat die moderne Linke ein Dilemma – Denken und also Schreiben ist nicht leicht. Lesen aber auch nicht. KONKRET nämlich hatte sich mit »Del Pontes billigen Vollstreckern« (Musterbeispiel: Caroline Fetscher) weniger an Goldhagen angelehnt, als von ihm abgesetzt.

Im Februar 1999 hat ein langjähriger Autor der Redaktion mitgeteilt, daß in einem Blatt, das den »Obergauner Bubis« gegen Martin Walser verteidige, für ihn kein Platz sei. Der Herausgeber hatte geantwortet, er könne da leider nicht widersprechen. Drei Jahre später tritt der Autor an einem Ort vors Publikum, an dem ihm dergleichen nicht geschehen kann: beim Nazi-Blatt »Junge Freiheit«, wo er das »spezielle Judentabu« in Deutschland beklagt: »Wenn Möllemanns Aussagen tatsächlich schon einen Klimawechsel in Deutschland bewirken sollten, dann hat dieser Klimawechsel meinen Segen.« Es ist bitter. Und schade um Eckhard Henscheid.

Die Wahl des Ronald Schill zum Innensenator von Hamburg erweist sich als die befürchtete Katastrophe. Im ersten Bericht, den das Hamburger Landesamt für Verfassungsschutz unter seiner Leitung vorgelegt hat, wird das Ansehen von

KONKRET dadurch erheblich herabgesetzt, daß die Zeitschrift keine Erwähnung findet. Der Verlag prüft eine Klage beim Verwaltungsgericht.

In der Nacht zum 1. Mai klebten in Nürnberg Aufkleber mit Texten wie: ›Bahamas‹, ›Junkworld‹ und KONKRET – Fünfte Kolonne des Klassenfeinds« und »Die Antinationalen sind Mörder und Barbaren! Schlagt die antinationale Counterbande, wo ihr sie trefft!« Das braune Arischloch nennt sich »Proletarische kämpfende Kommandos«. Warum nicht Rote Armee?

Konkret 07/02, S. 6

an Konkret

Für Steckrüben

KONKRET 6/02: »Avanti populo? Nej tak!« von Hermann L. Gremliza

Mein Lieblingsspruch von Gremliza lautet sinngemäß: Wenn die Intellektuellen zwischen Steckrüben und Verhungern wählen müssen, schreien sie nach Himbeereis. Und nun schreit er selber: Drei Millionen Demonstranten für soziale Gerechtigkeit und gegen eine Rechts-Regierung mit Fascho-Beteiligung: Nej tak – solange sie hundert angeblich antisemitische Transparente nicht entfernen. Damit ist er ungnädig, wie der gute alte Jehova gnädig war. Während dieser Sodom verschonen wollte, wenn sich dort zehn Gerechte gefunden hätten, verwirft jener drei Millionen Demonstranten wegen hundert Ungerechter.

Noch ein Argument für Steckrüben: Wie viele der Rotgardisten, die 1917 das Winterpalais stürmten, hätten wohl Gremlizas strenge Anti-Antisemitismus-Prüfung bestanden? Und wie viele europäische Juden hätten den Hitlerfaschismus überlebt ohne die Rote Armee und vorher den Roten Oktober?

Fritz Dittmar

Hamburg

Gremlizas unermüdlichem Einsatz ist es gelungen, KONKRET aus der linken Schmuddelecke an die Spitze der Einheitsfront des politisch korrekten »Anti-Antisemitismus«-Mainstreams aller guten Deutschen zu führen. Mag Israel die leidvollen jüdischen Erfahrungen des Warschauer Ghettos auch kreativ gegen die Palästinenser wenden, Deutschland scheint in diesen Tagen keine Parteien mehr zu kennen, sondern nur noch »Anti-Antisemiten«.

Was ich nicht begreife ist, wieso bei der von KONKRET gepflegten nötigen Auseinandersetzung mit den Auswirkungen rassisch und religiös geprägter Politik die israelische eine derartige Schonung erfährt. Einer von uns beiden muß auf mindestens einem Auge blind sein.

Horst Gottfried

Hamburg

Für Gesang

KONKRET 5/02: Kunst & Gewerbe, Rätselfrage von Gerhard Henschel

Was Henschel leider völlig offen läßt, ist die Frage, wo der Sänger bleibt, der der Schablone »Zionist oder Antisemit« endlich mal etwas Lustigeres entgegensetzt als Mord und Totschlag. Vermutlich hat diese letzte Frage einen leicht antisemitischen Unterton, der sich natürlich überhaupt nicht entschuldigen, aber vielleicht trotzdem einfach erklären läßt: Ich stamme aus der DDR und will also (zumindest laut Gremliza) auf rektalem Weg in die BRD (dabei geht mir dieser Staat eigentlich eher am Arsch vorbei, als daß ich Lust hätte, in selbigen hineinzukriechen). Wieso fahren Gremliza und Henschel nicht einfach mal nach Nahost und singen dort gegen Kulturimperialismus und Aberglauben?

Nils Floreck

Berlin

Für Frieden, gegen Haß

KONKRET 6/02: »Djenin« von Matthias Seeberg

Sie treten also für den Erhalt und die Existenz des Staates Israel ein. Das ist löblich und richtig. Was für mich dabei merkwürdig ist, ist die Tatsache, daß Sie der Kriegspolitik der momentanen israelischen Regierung anscheinend blinden Gehorsam geschworen haben. Bis heute sind noch nie so viele Israelis ums Leben gekommen wie in der Zeit der Regierung unter Sharon. Diese Politik wird auch von immer größeren Teilen des israelischen Volkes abgelehnt. Wenn Ihnen also an

der Existenz des Staates Israel gelegen ist, dann sollten Sie sich für den Frieden in dieser Region einsetzen und nicht noch künstlich den Haß schüren, der unzweifelhaft aus diesem Text spricht.

Jürgen Koch

Bad Münstereifel

Für eine attraktive Bundeswehr

KONKRET 5/02: »Soldaten sind Deppen« von Michael Schilling

Linke Politik muß sein, aber warum macht man linke Politik beständig so unattraktiv? Wenn Ihr Euch eines derart emotionalisierenden Vokabulars bedient, muß man sich nicht wundern, daß die Feindbilder immer die gleichen bleiben, und die Linke keineswegs neue Freunde gewinnt. Ihr solltet doch durch Argumente überzeugen, nicht durch unglückliche Phrasen. Nur weil ein paar Idioten, die zufällig gerade ihren Wehrdienst leisten, verrückt spielen, hat das doch zunächst nichts mit der Bundeswehr im ganzen zu tun.

Bernhard Kuttenhofer

Berlin

Für den Rütlischwur

KONKRET 6/02: »Oldies but Goodies« von Jürgen Elsässer

Wer wie Jürgen Elsässer in einem Atemzug Amerikaner und Israelis beziehungsweise Irakis und Palästinenser als Untertanen von Bush und Sharon beziehungsweise Saddam Hussein und Arafat bezeichnet, »ist unter aller Kritik, bleibt aber Gegenstand der Kritik« (Marx: *Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie*).

In Afghanistan hat ein kleines Volk nicht pariert mit Scharia und Kennzeichnungspflicht für Nichtmoslems? Und vor nicht allzu langer Zeit machte man sich noch zu Unrecht lustig über die »völkische« Schweiz (Rütlischwur) des 13./14. Jahrhunderts?

Dieter Homann

Herten

Gegen Aktivitäten

KONKRET 6/02: »Wir sind noch da« – Gespräch mit drei linken Gewerkschaftern

Schön, daß es diese drei noch gibt – und eventuell noch ein paar Hundert andere, die sich vernetzen und Konferenzen abhalten. Obwohl der neue DGB-Chef tatsächlich noch dröger, rhetorisch katastrophaler und klassenversöhnlicher daherkommt als sein Vorgänger, so sind doch diese Leute eben gerade nicht passiv gewesen. Nach außen hin sind sie so dumm, wie sie aussehen. Aber angesichts ihrer politischen Erfolge (Zerschlagung der Bildungsarbeit, Aufgabe fast aller linken Programmatik, Zerstörung der wenigen basisdemokratischen Elemente), die eben gerade ohne Öffentlichkeit, sprich gewerkschaftsintern, erzielt wurden, muß man diese »Aktivitäten« doch zur Kenntnis nehmen.

Ganz doof war leider das Ende des Interviews. Soll das toll sein, daß die Gewerkschaftsjugend mangels eigener Inhalte zum Attac-Adepten wurde und jetzt mit »frechen« Transparenten Aufsehen erregt?

Stefan Krause

Berlin

Für Ossis

KONKRET 6/02: »Gefühle am Mittwoch« von Christian Y. Schmidt

Das erschreckende Beispiel des »Berufs-Ossis« Christoph Dieckmann lehrt uns folgendes: Ossis erkennt man an langen, grauen, zum Pferdeschwanz zurückgebundenen Haaren und an ihrer Ossi-Aktentasche. Sie sind hoffnungslos infantil und für richtige Menschen nicht zumutbar. Und: Christian Yuppie Schmidt ist dank seiner gediegenen ethnologischen Kenntnisse der ideale Rassismusexperte.

Jürgen Demuth

Theuma

Gegen Dachschaden

KONKRET 6/02: »Glückliche Hand mit Frau Krauße« von Peter O. Chotjewitz

Peter O. Chotjewitz und ich sind so sehr ein Herz und eine Seele, wenn auch gewiß nicht von einer Formulierungskraft, daß er seine und meine Äußerungen auf dem PEN-Kongreß in Darmstadt durcheinander brachte. Peter schreibt im Zusammenhang mit dem Ausschluß des ostdeutschen Autors Erich Köhler aus dem PEN: »Otto Köhler plädierte auf partielle Unzurechnungsfähigkeit des Angeklagten. Sein Namensvetter sei ein sauschlechter Autor und habe zudem einen Dachschaden. Leider vergaß Otto zu erwähnen, daß wenn diese beiden Mankos ein Ausschlußgrund wären, einige Dutzend Mitglieder rausfliegen müßten.« Ich habe gesagt, daß sich Erich Köhler mit seiner eigenen Verteidigungsrede keinen Gefallen getan habe. Das Wort »Dachschaden« habe ich nicht gebraucht, ich erinnere mich allerdings, daß Peter nach der Diskussion im Gespräch mit mir dieses Wort im Zusammenhang mit Erich Köhler benutzte. Auch habe ich nie gesagt, daß mein Namensvetter ein »sauschlechter Autor« sei. Vielmehr habe ich stets betont, daß ich zwar noch nichts von Erich Köhler gelesen habe, doch soll er, nach allem, was ich über ihn erfahren habe, einige gute Sachen geschrieben haben.

Im übrigen habe ich nicht vergessen zu erwähnen, ich habe vielmehr ausdrücklich erklärt, daß einige Westmitglieder den PEN verlassen müßten, wenn auch eine Zusammenarbeit mit westlichen Staatssicherheitsorganen und Agentendiensten im PEN verfolgt würde. Daß der dem Plenum vorgetragene Bericht der Ehrenkommission keinen konkreten juristischen Tatbestand nannte, auf Grund dessen Erich Köhler auszuschließen sei, habe ich in der Diskussion ausdrücklich gerügt.

Otto Köhler

Hamburg

Konkret 07/02, S. 9

Hermann L. Gremliza

Standortfaktor Antisemitismus

Walser? Ein deutscher Kleinbürger, der es im Literaturbetrieb zu was gebracht hat. Möllemann? Ein deutscher Kleinbürger, der es in der Politik zu was gebracht hat. Der deutsche Kleinbürger? Ein Volksgenosse, der den Juden Auschwitz nicht verzeihen kann, ob er will oder nicht. Sie haben ihn vor aller Welt erniedrigt, seinen einzigen Besitz, seine Würde (i. e. die konditionale Form dessen, was einer ist – Karl Kraus), zuschanden, zur Schande, werden lassen.

Schirrmacher? Ein Journalist, der Walsers kleinbürgerliche Weltanschauung übern Schellenkönig gelobt, seine Suada in der Paulskirche und seine antisemitischen Attacken auf Ignatz Bubis verteidigt hat, und nun, drei Jahre danach, anhand eines Romans entdeckt, daß der herrliche Träger des Friedenspreises ein widerlicher Antisemit ist. Nicht, daß Walser das nicht wäre. Das Manuskript aber, in dem Schirrmacher es entdeckt, gibt für den Befund nicht viel her. Und wenig Neues, zumal Schirrmacher und denen, die ihm hinterherschrieben, die zwei Stellen, an denen Walser zeigt, welchem Juden er nicht verzeihen kann, gar nicht aufgefallen sind.

(Sie drehen sich um den unsterblichen Feind jedes schlechten Schriftstellers: Karl Kraus. Er leiste *als Lyriker Zuckerbäckerarbeit, Wortkonditorei mit Spritzgußtechnik ... Es gibt nichts Journalistischeres als den Titel »Die letzten Tage der Menschheit«. Daß da nicht schon die Buchstaben in ein seelenbetäubendes Wiehern verfallen sind, läßt mich an den Buchstaben endgültig zweifeln.* Walser als Richard II. Wagner über den Juden in der Kunst.)

Was seinen künstlerischen Wert betrifft, ist Walsers Roman vielleicht, ich habe da den Überblick verloren, noch ein wenig geringer zu schätzen als die andern, die der Schirrmacher groß gefunden hat. Einen Grund aber, mit diesem Roman anders zu verfahren als mit jenen, gibt er nicht her, jedenfalls keinen literarischen. Man darf dem Walser dies eine Mal glauben, daß er den Schirrmacher, der seine kleine Welt ist, nicht mehr versteht. Ausgerechnet der Kamerad, der ihm gegen den Mann mit der Moralkeule das Händchen gehalten hat, stößt ihm den Dolch in den Rücken.

Schirrmacher ist, und das liegt jenseits Walserscher Weltsicht, Herausgeber der »Zeitung für Deutschland«, etwas, das nur wird und bleibt, wer jederzeit Gewähr bietet, das objektive Interesse der Bourgeoisie, das er erkennt, erschnuppert oder gesagt bekommt, zu wahren und zu schönen. Vor ein paar Jahren, zu Beginn der deutschen Befreiungskriege, herrschte das Interesse vor, dem neuen Deutschland die Fesseln seiner Vergangenheit abzunehmen. Das Konto an Gesten der Zerknirschung, das die Nation bei der Weltbank der Moral angelegt hatte, schien hinreichend gefüllt, auch mal ein wenig über die Stränge schlagen zu können, indem man dem Juden sagt, daß der deutsche Dichter sich um das Thema Auschwitz schon gekümmert hat, als jener noch damit beschäftigt war, mit Gold und Schmuck zu schachern. Das Interesse der Herrschenden (nicht zu verwechseln mit den bloß Regierenden), zu Beginn des Überfalls auf Jugoslawien, in Schirrmachers Worten:

Es wäre einem sehr viel wohler zumute, wenn Deutschland aus moralischen Gründen an einem Einsatz teilnähme, ohne mit ihm zugleich auch wieder Hitler besiegen zu wollen. Milosevic ist nicht Hitler. Und der Kosovo ist nicht Auschwitz. »Auschwitz eignet sich nicht zur Instrumentalisierung«, hatte Martin Walser vor genau sechs Monaten in der Paulskirche gesagt ... Jetzt, kein halbes Jahr später, dient Auschwitz zur Begründung eines Krieges.

Und heute, drei Jahre später? »Heute fordert die ›Frankfurter Allgemeine Zeitung‹ dieselbe politische Korrektheit von Martin Walser, für deren Mißachtung sie ihn gestern noch bewunderte«, schreibt die »Süddeutsche«, eine Zeitung für Süddeutschland eben nur, und in der linken Schweizer »Wochenzeitung« fügt Lothar Bayer hinzu: »Was diese Verschiebung ausgelöst hat und was sie bedeutet, muß sich erst noch herausstellen.« Aber dafür gibt's ja mich. Und zur Not den BGA:

Wegen ihres Antisemitismus-Streits mit dem Zentralrat der Juden in Deutschland werden die Freien Demokraten nun auch aus der Wirtschaft offen kritisiert. Die Auseinandersetzung sei »absolut kontraproduktiv für unser Land«, sagte der Präsident des Bundesverbandes Groß- und Außenhandel (BGA), Anton Börner, der »Berliner Zeitung«. Der Streit müsse deshalb »sofort beendet« werden. »Sonst sehe ich beträchtliche Risiken für die Wirtschaft, insbesondere im Außenhandel.«

Wie lukrativ die Märkte der islamischen Welt auch sein mögen und zu werden versprechen, abhängig ist die Exportindustrie von den westeuropäischen und nordamerikanischen. Und wie die Ökonomie, so die Politik: Der Verdacht, sie seien die alten Antisemiten geblieben, würfe die Deutschen in ihrem Kalten Krieg mit den USA weit zurück und gefährdete ihre politische Hegemonie über Europa. Das Tabu, das Walser und Möllemann brechen wollten, ist das sorgfältigst zu schützende Kleinod der Nation. Noch einmal in den Worten des Herausgebers für Deutschland: »Sie, lieber Herr Walser, haben oft genug gesagt, Sie wollten sich befreit fühlen. Ich glaube heute: Ihre Freiheit ist unsere Niederlage. Mit bestem Gruß Frank Schirrmacher.«

Anders nämlich als Daniel Goldhagen ihnen attestierte, hat der Antisemitismus der Deutschen unter der Befreiung von den Juden so gut wie gar nicht gelitten, und es bedurfte von Anfang an aller nur denkbaren politischen, juristischen und medialen Anstrengungen, durch Propaganda, Einschüchterung, Verbote und gesellschaftliche Sanktionen einen anderen, schöneren Schein zu verbreiten. Der Anteil, auf den Demoskopen die Antisemiten unter den Deutschen heruntergerechnet hatten, wurde von allen »verantwortlichen Kräften« beharrlich dementiert. Hätte sich – und womöglich über die Grenzen hinaus – herumgesprochen, daß 20 Prozent der Deutschen schon (oder noch) 1994 meinten, die Juden hätten zuviel Einfluß in der deutschen Gesellschaft, 28 Prozent es ablehnten, daß ein Jude für das Amt des Bundespräsidenten kandidiert, 39 Prozent schon fünf Jahre vor Walser der Ansicht waren, daß die Juden »den Holocaust für ihre eigenen Zwecke ausnutzen« und 22 Prozent der Deutschen »lieber keinen Juden« als Nachbarn haben wollen, Deutschlands Rückmeldung in der Weltpolitik hätte Schaden genommen.

Die von Demoskopen ermittelten Zahlen schwanken, denn mit den deutschen Antisemiten ist es wie mit den Anhängern der Todesstrafe: Ist gerade mal kein Anlaß für Erregung, entspannen sich ihre Züge fast zur Menschenähnlichkeit – wenn man oder Möllemann sie aber reizt:

Der Antisemitismus in Deutschland hat drastisch zugenommen. 36 Prozent der Befragten können »gut verstehen, daß manchen Leuten Juden unangenehm sind«, ergab die repräsentative Umfrage des Frankfurter Sigmund Freud Instituts und der Universität Leipzig. 1999 waren es noch 20 Prozent.

Und auch das ist nicht mal die halbe Wahrheit, denn die 36 Prozent sind ja nur diejenigen, die sich gegenüber einem unbekannten Dritten offen zu krudesten Ansichten über »die Juden« bekennen. Martin Walser und Jürgen Möllemann gingen in die Ergebnisse solcher Studien als philosemitische Mustermänner ein. Auch Oskar Lafontaine sagt ja: »Jürgen Möllemann ist kein Antisemit.« Um eine Woche später, wiederum in der »Bildzeitung«, deren vom Verleger verordneter Philosemitismus fast so gut funktioniert wie der verordnete Antifaschismus in der DDR, die eigene Mördergrube zu öffnen: »Selbstverständlich können wir Israel, Sharon und jüdische Mitbürger kritisieren. Wir müssen sie auch nicht mögen.«

Wir müssen jüdische Mitbürger nicht mögen. Wir Deutsche. Ein Appell, verbreitet in einer Auflage von fünf Millionen. Bis heute, acht Tage danach, hat sich keiner daran gestoßen, kein Politiker, denn der sammelt die Stimmen der Landsleute, die Juden nicht wollen mögen müssen, und kein Journalist, denn er hat unseren Groß- und Außenhandel vor Schaden zu bewahren, und kein jüdischer Mitbürger, denn er hat an den Fällen Walser und Möllemann erfahren, daß nur das objektive Interesse der Bourgeoisie am Tabu ihn vor Belästigung und Schlimmerem schützt.

Konkret 07/02, S. 10

Herrschaftszeiten

Zwangs-Vorstellung

14. Mai, »Frankfurter Rundschau«:

Die Bundesregierung sieht sich mit weiteren Entschädigungsklagen konfrontiert: Im Juli wollen ehemalige politische Häftlinge der DDR ihre Ansprüche aus entgangenem Lohn als Zwangsarbeiter einfordern. Ihre Strategie orientiert sich an den Verhandlungen über einen Entschädigungsfonds für NS-Zwangsarbeiter: Auch die DDR-Opfer möchten mit Sammelklagen in den USA »politisch Druck machen«.

Kluger Kopf

19. Mai, »Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung«:

Der stellvertretende tschechische Ministerpräsident Spidla sprach sich für eine symbolische Entschädigung bestimmter deutscher Vertriebener aus. Als Beispiel für Empfänger von Geld aus Prag nannte Spidla deutsche Antifaschisten, die zu Unrecht aus der früheren Tschechoslowakei vertrieben worden seien. »Betroffen wären wohl maximal hundert Menschen«, schätzte er.

Äskollaps

21. Mai, Presseerklärung des Anwaltsbüros Heinicke & Koll., Hamburg:

Im Fall des ersten Todesopfers der Hamburger Brechmitteleinsätze haben die in Nigeria lebenden Eltern des 19jährigen Achidi John bei der Hamburger Staatsanwaltschaft über ihre Anwälte erneut Akteneinsicht gefordert. Die Staatsanwaltschaft hatte die Akteneinsicht bisher strikt verweigert. Die Anwälte haben in einem bei der Staatsanwaltschaft eingegangenen Schriftsatz Strafanzeige u. a. gegen die Ärztin Dr. Lockemann wegen Verdachts eines – wenn auch bedingt vorsätzlichen – Tötungsdelikts und der unterlassenen Hilfeleistung erstattet. Die Ärztin hatte den leblos am Boden Liegenden erst drei Minuten beobachtet, ehe sie Rettungsmaßnahmen einleitete.

Neues von der UCK?

25. Mai, »La Stampa«:

Nach einer Großfahndung in ganz Italien wurden am 23. und 24. Mai 66 Albaner inhaftiert. Die Anklage lautet neben Waffen- und Drogenhandel auch auf Vergewaltigung, Folter und Abtreibung. Entführten Mädchen, die sich trotz Schlägen, Folter und Vergewaltigung weigern, der Prostitution nachzugehen, wird als Warnung für ihre Kolleginnen die Gurgel durchgeschnitten. Die Leichen werden fallweise in Abfallkübeln deponiert. Letztes Opfer war eine 12jährige, die in einem Wald mit Kalischnikoff-Salven so zugerichtet wurde, daß sie wie ein Häufchen Lumpen aussah. Die Organisation hatte ca. 100 Mädchen unter Kontrolle, von denen jedes 5.500 – 6.900 Euro pro Monat brachte. Der Gewinn wurde in Albanien investiert, teilweise für den Aufkauf von Drogen und Waffen verwendet, teilweise für den Erwerb von Immobilien ... Die Verhaftung der nach Albanien geflüchteten Täter wird schwierig sein, da offensichtlich auch Teile der albanischen Polizei involviert sind ...

Klar ist den Vernünftigen im Nahen Osten und anderswo, daß es keine Lösung geben kann, ohne die eigentliche Wurzel dieses entsetzlichen Konfliktes zu beseitigen: die Okkupation Palästinas durch Israel

---

André Brie, PDS

Wester-Welle

25. Mai, »Süddeutsche Zeitung«:

Dieter Roth von der Forschungsgruppe Wahlen in Mannheim glaubt: »Latenten Antisemitismus gibt es in diesem Land in einer Größenordnung, da würde sich die FDP freuen, wenn sie diese Menschen alle gewinnen könnte.«

Ärzte ohne Grenzen

27. Mai, »Hamburger Abendblatt«:

Ärzte-Mangel in den neuen Bundesländern: Immer mehr Arztpraxen verwaisen.

Das Buch ist nicht antisemitisch; es spielt vielleicht mit antisemitischen Klischees, aber in poetologisch raffinierter Form

---

Günter Berg, Suhrkamp-Verlagsleiter, über Walsers »Tod eines Kritikers«

Furchtbarer Jurist

27. Mai, »Süddeutsche Zeitung«:

Der Gralshüter der inneren Sicherheit: Senator Ronald Schill

In St. Pauli und im sogenannten Schanzenviertel, wo sich traditionell Linke zum 1. Mai treffen, solle die Polizei doch den »Erstschlag« versuchen, sagte Schill, und potentielle Störer greifen oder abdrängen. Mitglieder der höchsten Polizeiführungsrunde sind noch Wochen später entgeistert: »Daß es nur eine Eingriffsmöglichkeit gibt, wenn jemand Anlaß dafür bietet, ist dem Volljuristen Schill offenbar gar nicht klar.«

Djenin wird im Gedächtnis fest verankert bleiben als palästinensisches Stalingrad, eine Geschichte unsterblichen Heldentums

---

Uri Avnery, Friedensaktivist

Deutsche Ethik

29. Mai, »FAZ«:

Über alle geschichtlichen Brüche hinweg lag das Ethos des deutschen Soldaten darin, sein Vaterland, sein Volk zu schützen und ihnen zu dienen, wo immer ihn das Schicksal hingestellt hatte. Der Fallschirmjäger auf Kreta war 1940 davon ebenso überzeugt wie heute jener in Mazedonien.

Onkel Saddam

30. Mai, »Globe Staff«:

Laut offiziellen Aussagen unterstützt der irakische Präsident Saddam Hussein die Palästinenser, die bei den Angriffen Israels auf militante Islamisten im letzten Monat ihre Wohnungen verloren oder verletzt wurden, mit einigen Millionen Dollar.

Diwan-Potatoes

30. Mai »Westdeutsche Allgemeine«:

Verkaufsschlager in Ägypten: Arafat-Chips / Zum Verkaufshit entwickelte sich das jüngste Produkt eines ägyptischen Unternehmers: »Abu Ammar« – das ist der Kampfname des palästinensischen Präsidenten Jassir Arafat. 25 Piaster pro 50 Packungen der »Arafat-Kartoffelchips« fließen in den Kampf der Palästinenser um einen eigenen Staat.

Colonial style 1

11. Juni, »FAZ«:

Das niederländische Parlament ist über einen amerikanischen Gesetzesvorschlag erbost, der es den Vereinigten Staaten ermöglicht, notfalls mit militärischen Mitteln in den Niederlanden zu intervenieren, um amerikanische Staatsbürger zu befreien, die sich vor dem Internationalen Strafgerichtshof mit Sitz in Den Haag verantworten müssen ... Der amerikanische Senat hatte nach Darstellung niederländischer Medien am vergangenen Freitag einem Gesetzentwurf zugestimmt, der unter gewissen Bedingungen eine Invasion in den Niederlanden ermögliche. Die Angriffspläne auf Den Haag seien Unterteil eines Gesetzes zum Schutz von Amerikanern im militärischen Dienst – dem American Servicemembers' Protection Act.

Lebensart

13. Juni, »Bild«:

Bundespräsident Rau bittet zum Sommerfest in den Schloßpark Bellevue. 4.500 Einladungen mit goldenem Hoheitsadler wurden verschickt, eigens Sonderkonditionen mit Lufthansa und Hotels ausgehandelt. Joschka Fischers Pressereferat bittet die Journalisten ins Auswärtige Amt »zu einer Fahrt im Paternoster mit Station auf dem Dach und Salsa, Tacos, Vino«. Stadtkommandant Oberst Schulze bläst zum »Sommerbiwak«.

Internazionales

13. Juni, »Hamburger Abendblatt«:

Der Antisemitismus in den USA hat nach einer Umfrage des jüdischen Bürgerrechtsverbands »Anti-Defamation League of B'nai Brith« deutlich zugenommen. 17 Prozent von 1.000 Befragten hätten eindeutig antisemitische Ansichten geäußert. 1998 seien es nur 12 Prozent gewesen.

Colonial style 2

14. Juni, DPA:

Die EU droht Herkunftsländern illegaler Einwanderer mit Strafe. Die EU-Innenminister beschlossen eine systematische Überprüfung der Beziehungen zu Staaten, die im Kampf gegen illegale Einwanderer nicht mitziehen.

Mitglieder der jüdischen Gemeinde sollten sich auch mal fragen, warum sie das wirklich wollen – daß man bei ihnen immer in so einer Art und Weise differenzieren muß, daß jeder normale Umgang unmöglich wird

---

Christoph Schlingensief

Konkret 07/02, S. 11

Florian Sendtner

Möllebeckmann

Montag, 27. Mai 2002, Erstes Deutsches Fernsehen, 23 Uhr: Möllemann bei Beckmann. Jürgen Möllemann wird von Reinhold Beckmann vorgeführt und entlarvt. So jedenfalls hat sich das Beckmann vorgestellt. Es kommt dann aber ein bißchen anders.

»Herr Möllemann, was ist Antisemitismus?« Der Kandidat hat eine Definition aus dem Lexikon parat und beteuert: »Nichts davon ist mir zu eigen.« Beckmann, ganz kritischer Journalist, hakt nach, mit einem Zitat von Charlotte Knoblauch, der Vizepräsidentin des Zentralrats der Juden in Deutschland: »Möllemann hat sich als Antisemit geoutet, sich in die Reihe der Volksverhetzer eingereiht und steht politisch in der Nähe von Haider.« Frau Knoblauch, sagt Möllemann, sei zu einer Bewertung seiner Person gar nicht berechtigt, da sie ihn nicht persönlich kenne: »Einen so schwerwiegenden, ehrenrührigen, verletzenden Vorwurf ...« Der Rest des Satzes verunglückt, so sehr ist der deutsche Ehrenmann gekränkt. Beckmann macht »Hhmm«. Daß die Ungeheuerlichkeit eines Vorwurfs keineswegs ausschließt, daß er zutrifft, kommt ihm nicht in den Sinn.

Möllemann legt nach: »Das wissen meine Freunde, die mich seit dreißig Jahren begleiten, Ignatz Bubis dreht sich im Grabe, wenn er das hört, mit dem bin ich ...« – na, traut er sich? Er traut sich, der Mann ist tot – »bin ich befreundet gewesen, der kann sicherlich das nicht verstehen, was da gesagt wird.« Einige meiner besten Freunde sind Juden. Was Beckmann zu diesem Erkennungszeichen jedes Antisemiten einfällt, ist ein weiteres »Hhmm«.

Beckmann sucht nach einem leichteren Gegner. Warum Möllemann sich nicht von Karsli distanziert habe, der Israelis mit Nazis gleichgesetzt hat. Im Himmel, jubiliert Pastor Möllemann, sei mehr Freude über einen reumütigen Sünder als über tausend Gerechte. Karsli habe sich doch mehrfach öffentlich entschuldigt. Und außerdem gebe es das »Verdikt«, wonach der Vergleich Israels mit den Nazis unstatthaft ist, nur in Deutschland. Einem Syrer, soll das heißen, könne man einen Verstoß gegen diese aufgezwungene Political Correctness nicht verübeln. Beckmann macht »Hhmm«.

Neuer Anlauf: Was Möllemann denn dazu sage, daß Neonazis von ihm angetan seien: »Im Trüben fischen, Herr Möllemann?« Der weiß längst, welches Würstchen er vor sich hat, wird immer ruhiger, überlegener, gibt Beckmann Nachhilfe in Gemeinschaftskunde: »Nach Erfurt« gehe es darum, die Jugend davon abzuhalten, ins radikale Lager abzudriften. Und da sei er, Möllemann, zur Stelle. Beckmann: Es gebe doch aber diese jungen Nazis, die jetzt sagten: »Schaut mal, der Möllemann, der hat Mut, der sagt was gegen die Juden! – Sie fischen tatsächlich in dieser braunen Brühe!«

Möllemann bringt nichts mehr aus dem Tritt: »Ich weiß von vielen Grünen, Sozialdemokraten, die meine Kritik an Sharon teilen. Und die wundern sich plötzlich, warum ihre eigenen Leute mich attackieren. Die sagen: Komisch, was der sagt, denken wir doch auch!« Er habe in den vergangenen zehn Tagen 20.000 E-Mails, Briefe und Faxe bekommen, und: »Wo ich hinkomme, sagen die Leute: Herr Möllemann, gottseidank sagt mal einer das, was wir alle denken, nämlich daß Schluß sein muß mit dieser Politik von Herrn Sharon.« Ob Möllemann denn mal überschlagen habe, wie viele dieser Tausenden von Briefen von Rechtsradikalen und Antisemiten stammten? Ach, Herr Beckmann, »wir haben von den 20.000 Briefen, die wir gesichtet haben, ungefähr 90 Prozent Briefe von Bürgern wie Sie und ich: Professoren, Handwerksmeister, Hausfrauen, die ihre Berufe angeben, die ihre Adressen angeben, ihre Tätigkeiten angeben«. Beckmann macht »Hhmm«. Deutsche, die Adresse und Beruf angeben, sind anständige Deutsche.

Es steht ungefähr 8:0 für Möllemann, als der sich zum zweiten Mal brüstet, er habe 1993 Rabin und Peres für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen. Richtige Juden, Volljuden sozusagen – und da soll er, Möllemann ein Antisemit sein?

Beckmann zieht seinen letzten Trumpf, Möllemanns Anwurf gegen Michel Friedman (»Ich fürchte, daß kaum jemand den Antisemiten mehr Zulauf verschafft als ein Herr Friedman mit seiner intoleranten und gehässigen Art«), und fragt: »Inwieweit war Ihnen klar, als Spekulation, daß Sie mit dieser Formulierung, gerade mit dem Wort gehässig, natürlich ein typisches, ja, wie kann man sagen, antijüdisches Klischee bedienen?« Das, sagt Möllemann, und nicht zu Unrecht, sei ja wohl Unfug. Der antisemitische Klassiker, den Möllemanns Satz enthält, nämlich daß es die Juden selbst seien, die den Antisemitismus hervorriefen, der geht bei Beckmann glatt durch.

Was ist Antisemitismus? Beckmann hätte sich seine Eingangsfrage vorher gelegentlich mal selber stellen sollen. Vielleicht hätte er dann die deutsche Talkshow-Tradition der gescheiterten Entlarver, die Thomas Gottschalk vor zehn Jahren mit Franz Schönhuber eröffnet und Erich Böhme, unterstützt von Freimut Duve und Ralph Giordano, mit Jörg Haider fortgeführt hatte, nicht um eine weitere Sternstunde bereichert.

Konkret 07/02, S. 12

Jürgen Elsässer

Der Skandal

Möllemann ist Antisemit, Schröder Ehrenmann. Nachdem der deutsche Sonderweg – wieder einmal – gestoppt wurde, kann der deutsche Vormarsch weitergehen

Möllemann ist Antisemit. Daß sein Fanclub täglich wächst und allemal für 18 Prozent gut ist, spricht für die Dynamik des antisemitischen Elements in der deutschen Gesellschaft. Wer von beiden Feststellungen noch nicht überzeugt ist, wird nicht erst in dieser Ausgabe von KONKRET genügend Argumente finden. Klärungsbedürftig bleibt die Frage, warum ein anderer Teil der Gesellschaft, unterstützt von der deutschen Großindustrie, daraus einen Skandal gemacht hat.

Am Anfang dieser Skandalisierung steht der Vergleich des Neuliberalen Jamal Karsli: Israel führe in den palästinensischen Gebieten einen Krieg mit »Nazimethoden«. Zweifellos war das Balsam für die deutsche Volksseele, für das Entschuldungsbedürfnis der alten Volksgenossen: Wenn die Juden auch nicht besser als die Nazis sind, können die ja nicht so schlimm gewesen sein. Hätte Karsli recht, könnten Günter Decker und die anderen Revisionisten nicht im Unrecht sein: Dann wären der »Endlösung« nicht sechs Millionen, sondern nur einige hundert Menschen zum Opfer gefallen – wie jetzt den israelischen Militäraktionen im Gaza-Streifen und auf der Westbank.

Karsli hatte Ähnliches seit Jahr und Tag unter sich gelassen, als er noch reputierliches Mitglied der Grünen und ihrer Düsseldorfer Landtagsfraktion war. Warum erst jetzt die Kritik? Vor allem aber: Die rot-grünen Karsli-Kritiker und ihre willigen Vollstrecker in den Medien – hatten sie selbst nicht die Gleichsetzung von Nazitätern und Naziopfern überhaupt erst salonfähig gemacht, als sie während des Nato-Krieges gegen Jugoslawien die Serben nazifizierten? Hatte nicht Fischer den jugoslawischen Präsidenten Milosevic mit Hitler verglichen und Scharping KZs im Kosovo erfunden? Hatte nicht, schon während des Krieges in Bosnien, der SPD-Politiker Duve die Rampe von Auschwitz in Srebrenica wiederentdeckt? Woher nehmen diese Leute und ihre Claqueure den Mut, sich über Karsli zu echauffieren?

Einer der Heuchler machte wenig später aus seinem Herzen keine Mördergrube: Am 8. April breitete Kanzler Schröder auf der Kommandeurstagung der Bundeswehr Planspiele über den Einsatz der Bundeswehr in Israel/Palästina aus. Dabei ging es nicht um Blauhelme. Schröder: »Ich teile die ... Ansicht, daß man, wenn es zu einer Chance auf Frieden kommen soll ..., nicht nur über Beobachter nachdenken muß, sondern auch darüber nachdenken muß, ... die Konfliktparteien ... auch zu trennen und dafür eben auch – legitimiert durch die Vereinten Nationen – militärische Mittel einzusetzen.« Wer Konfliktparteien mit militärischer Gewalt trennen will, muß bereit sein zu schießen, auf Palästinenser und auf Israelis.

Tote Juden als potentielle Kollateralschäden neuer deutscher Außenpolitik, zur Strecke gebracht von Friedensschützern aus einer Erwin-Rommel-Kaserne? Ist eine größere Provokation vorstellbar? Doch es gab keinen Aufschrei, keine Forderung nach Entschuldigung geschweige nach Rücktritt. Weder in der Koalition noch in der Presse, weder von der Friedensbewegung noch vom BDI. Immerhin blieb ein einsamer Altpazifist im Bundestag standhaft: »Vor dem Hintergrund unserer Geschichte wird es im Nahostkonflikt einen Einsatz deutscher Soldaten – selbst unter Uno-Mandat – mit unserer Zustimmung nicht geben.« So sprach nicht der Vertreter der PDS, sondern der Kanzlerkandidat der Union. (Freilich, auch er ließ es beim protokollarischen Protest bewenden, auch er führt gerade Wahlkampf.)

Möllemann imaginierte sich als Selbstmordattentäter in Israel, Schröder als Kommandeur deutscher Kampfeinsätze in Israel. Wo ist der Unterschied?

Die FDP war nach 1945 – wie die NDPD im Osten, mit der sie sich 1991 wiedervereinigte – nicht zuletzt als Auffangbecken für Nationalsozialisten aus besseren Kreisen gegründet worden. (»Wie Nordrhein-Westfalens FDP Anfang der fünfziger Jahre bewährte Nazis zur Unterwanderung der Partei einlud«, beschrieb Ende Mai der Historiker Norbert Frei in der »Zeit«.) In der Außenpolitik stützten die Liberalen in den ersten Nachkriegsjahrzehnten den proarabischen Flügel der CDU. Im Unterschied zur Mehrheitsfraktion um Kanzler Adenauer und Verteidigungsminister Strauß, die den Ausgleich mit Israel als notwendige Vorbedingung der Integration der Bundesrepublik in die transatlantischen und westeuropäischen Strukturen akzeptierte, stellten die »Araber von der Koblenzer Straße« – das Bonmot spielt auf den Bonner Sitz des Auswärtigen Amtes an – die deutschen Exportinteressen in den Ölstaaten in den Vordergrund. Sie verhinderten die Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit dem jüdischen Staat bis zum Jahre 1965, obwohl Tel Aviv sein Interesse daran bereits 1955 signalisiert hatte.

Auch nach dem »Genschern« der FDP an die Seite der SPD (Regierungsantritt Brandts 1969) blieben die Liberalen der deutsche Aktivposten in der arabischen Welt. In den achtziger Jahren initiierten und protegierten Klaus Kinkel als Chef des Bundesnachrichtendienstes sowie die Wirtschaftsminister Otto Graf Lambsdorff, Martin Bangemann und Helmut Haussmann die Aufrüstung von Staaten, die mehr oder weniger unverhohlen die Vernichtung Israels propagierten:

o Die Giftgasfabrik im libyschen Rabta wurde von staatsnahen deutschen Firmen wie der Salzgitter Industriebau GmbH betrieben, am Deal waren BND-Mitarbeiter beteiligt. Zulieferungen wurden von den FDP-Wirtschaftsministerien

genehmigt.

o Die BND-nahe Firma Telemit aus München lieferte Know-how für Mittelstreckenraketen an Irak, Iran und Libyen. Die Firma schmierte die FDP, so Geheimdienstexperte Erich Schmidt-Eenboom, mit mehr als einer Million Mark. An dem Deal soll der 1983 ermordete FDP-Schatzmeister Heinz Herbert Karry beteiligt gewesen sein.

o In den achtziger Jahren gingen deutsche Rüstungsgüter im Wert von 1,3 Milliarden Mark an den Irak. Darunter waren 155 MAN-Panzertransporter, zwei Dutzend Kampfhubschrauber von MBB und 26 Abschußlafetten für Scud-Raketen von Daimler-Benz. Nach den Ermittlungsergebnissen einer Uno-Kommission war die irakische Scud bei Beginn des Golfkrieges im Januar 1991 »eine fast deutsche Rakete«, an der C-Waffen-Produktion waren deutsche Firmen nach Expertisen der UN-Inspekteure »zu mehr als 80 Prozent beteiligt«.

»Schon 1983 wurden Ausrüstungen für die Giftgasproduktion illegal nach Irak geliefert«, schrieb Wirtschaftsminister Helmut Haussmann in einem Geheimbericht. Zur atombombentauglichen Urananreicherung meinte Haussmann, beim entsprechenden irakischen Verfahren »weisen Komponenten und teilweise auch Systemteile Konstruktionsmerkmale der verschiedenen deutschen Gasultrazentrifugen auf«.

Genschers Lieblingsschüler Jürgen Möllemann wurde Anfang 1978 von Flick als Direktionsassistent für 60.000 Mark unter Vertrag genommen. In den achtziger Jahren betätigte er sich im Verteidigungsausschuß und als Staatsminister im Auswärtigen Amt (1982 – 1987) als Türöffner der Kanonenschmieden an Rhein und Ruhr. Als Wirtschaftsminister (1991 – 1993) war er am größten Rüstungsdeal der Nachkriegsgeschichte, der Lieferung von 36 Panzern der Firma Thyssen nach Saudi-Arabien, maßgeblich beteiligt. Das Geschäft war 1990 von Klaus Geerdts, ehemals Militärattaché an der deutschen Botschaft in Riad, und dem mittlerweile nach Kanada geflüchteten Rüstungslobbyisten Karlheinz Schreiber eingefädelt worden.

Mit dem Amtsantritt von Möllemann wurden 1991 Widerstände in der Bundesregierung beiseite geräumt. Die bayrische Justiz ermittelt seit Jahren, ob bei dieser Entscheidung Bestechungsgelder von Thyssen und/oder den Saudis geflossen sind, die Rede ist von 220 Millionen Mark bei einer Kaufsumme von 446 Millionen Mark. Der Bakschisch soll an Briefkastenfirmen in Panama geflossen sein, von denen eine dem Dortmunder Geschäftsmann Rolf Wegener gehörte, der so zu einem Honorar von 8,93 Millionen Mark gekommen ist.

Mit Wegener und Geerdts war Möllemann auch in der Folge verbandelt: Mit Geerdts gründete er 1994 die Firma Wirtschafts- und Exportberatung/Trade and Export Consult (Web/Tec), mit Wegener im selben Jahr die MS-Air-Gesellschaft. Wegener spendete der FDP in NRW zwei Jahre später 300.000 Mark. Die Web/Tec berät deutsche Firmen bei Ausschreibungen für Infrastrukturprojekte, beim Ausbau von Flughäfen und Pipelines. Ein Viertel des Geschäfts spielt sich nach Angaben Möllemanns in Nahost ab, der Rest im Fernen Osten und der ehemaligen Gus. Der Brite Kaveh Mouussavi klagte 1998 vor einem Londoner Gericht, Möllemann und Wegener hätten ihn bei einem Ölgeschäft in Turkmenistan ausgebootet.

Für die beschriebenen Rüstungsgeschäfte trägt zwar die deutsche Industrie und Politik die Verantwortung, sie fanden aber weitgehend mit Zustimmung der USA statt. Die Hochrüstung des Irak hatte ihren Schwerpunkt während der Zeit des ersten Golfkrieges, als Saddam Hussein noch von Washington als Partner gegen die Mullahs in Teheran hofiert wurde. An der Giftgasfabrik in Rabta war, zumindest zu Beginn, neben dem BND auch die CIA beteiligt. Die Lieferung der Thyssen-Panzer an Saudi-Arabien erfolgte, nachdem Riad im Zweiten Golfkrieg seinen Wert als Aufmarschgebiet und Finanzier der US-geführten Allianz unter Beweis gestellt hatte.

Möllemanns Problem könnte sein, daß er sich nicht mit der deutschen Rolle an der Seite der USA bescheiden will und die Lieferung von High-Tech- und Dual-Use-Gütern an arabische Staaten auch jetzt noch fortsetzen möchte, wo die USA seine Partner in Bagdad und Teheran schon längst unter die Schurkenstaaten eingereiht haben.

Schröder sieht das anders: Zum Angriff der USA auf den Irak, von den US-Medien für Frühjahr 2003 prognostiziert, äußert er keinen Widerspruch mehr. Deutlichstes Zeichen ist die Stationierung von deutschen Fuchs-Panzern in Kuweit, kurz vor der Grenze zum Zweistromland. Mitte März warnte der Kanzler die USA vor einem Alleingang, kündigte aber zugleich an, »daß die in Kuweit stationierten ABC-Spürpanzer der Bundeswehr auch in einem solchen Fall dort verbleiben und eingesetzt würden«. Würde man die Panzer abziehen, so Schröder zur Begründung, könne sich ein deutscher Kanzler »in den nächsten 40 oder 50 Jahren« nicht mehr in Washington blicken lassen. Umgekehrt winken bei einer Beteiligung am Golfkrieg III schöne Geschäfte für die deutsche Wirtschaft beim Wiederaufbau des zerbombten Landes.

Salopp gesagt: Schröder steht für die Option, an der Seite der USA vorzugehen und ein Massaker an der arabischen Bevölkerung in Kauf zu nehmen. Möllemann steht für die Option, auf die arabische Welt zu orientieren und ein Massaker an der jüdischen Bevölkerung in Kauf zu nehmen. Obwohl die zweite Option in der Bevölkerung einige Unterstützung hat, konnte sie sich im Kapital nicht durchsetzen: Der US-Markt ist für den deutschen Export zehnmal wichtiger als der arabische. Erst wenn sich das ändert, wird Möllemann seine Chance bekommen. Bis dahin ist der Realpolitiker Schröder in jeder Beziehung gefährlicher als der antisemitische Wadenbeißer.

Jürgen Elsässer schrieb in KONKRET 6/02 über das Comeback der Alten Linken

Konkret 07/02, S. 14

Zu Protokoll

Unter dem Titel »Aufstand eines Unanständigen – Die Lügen des Jürgen W. Möllemann« hat das Fernsehmagazin »Panorama« am 6. Juni eine Arbeit erledigt, an der sich die Talkmaster aller Kanäle wochenlang verhoben haben:

Gestern nachmittag in Berlin. Demonstration vor dem FDP-Haus – und Präsidiumsmitglied Klaus Kinkel in Erklärungsnöten.

Klaus Kinkel: »Aber wir haben ja nun alle erklärt, wir wären der Meinung gewesen, es wäre richtig gewesen, er hätte sich entschuldigt. Wir können ihn ja nicht mit dem Maschinengewehr zur Entschuldigung treiben – Pardon.«

Warum keine Entschuldigung? Auch Guido Westerwelle ratlos.

Guido Westerwelle: »Das frage ich mich auch.«

Möllemann weiß genau, warum er sich nicht entschuldigen will. »Vor Herrn Friedman werde ich nicht kriechen«, sagt er in Interviews. Und auch heute: Keine Entschuldigung bei Michel Friedman. Denn Möllemann, der Täter, behauptet wahrheitswidrig, er sei das Opfer.

Möllemann (FDP-Bundesvorstand, 11.5.2002): »Liebe Freunde, lassen Sie nicht zu, daß man in die Ecke des Antisemitismus geschoben wird, wenn man die Politik von Ariel Sharon kritisiert.«

Gut für sein Projekt 18: Jürgen W. Möllemann inszeniert sich als Unschulds- und Opferlamm. Die Wahrheit: Er weiß genau, daß Kritik an Israel sehr wohl erlaubt ist. Schon vor zwanzig Jahren beschuldigte er israelische Politiker bisweilen des »staatlichen Terrorismus«. Antisemitismus wurde ihm dennoch nicht vorgeworfen. Nach dem 11. September sagte er: »Die unerträgliche Politik der Israelis« sei schuld, sie erst mache islamische Männer zu Terroristen von Bin Laden. Auch da: kein Vorwurf des Antisemitismus. März und April 2002. Israel wird durch Selbstmordanschläge erschüttert. Möllemann dazu: »Ich würde mich auch wehren, und zwar mit Gewalt, auch im Land des Aggressors.« Trotz dieser überzogenen Israelkritik: kein Antisemitismusvorwurf.

Paul Spiegel (Zentralrat der Juden): »Kritik an der israelischen Regierungspolitik hat überhaupt nichts mit Antisemitismus zu tun. Nein, es ist immer wieder geschehen. Auch wir haben israelische Politik kritisiert. Wir sind nicht mit allem, was in Israel an Politik gemacht wird, einverstanden. Und dieses Recht haben auch die Nichtjuden in diesem Lande, selbstverständlich.«

Henryk M. Broder (Autor »Der Spiegel«): »Möllemann sagt: Man darf Israel nicht kritisieren, ich tu's trotzdem. Und er setzt sich damit in die Heldenpose. Zu behaupten, er ist der erste, der mit dem Tabu aufräumt, Israel und Sharon kritisieren zu dürfen, ist so albern, so unzumutbar, so idiotisch und so debil, als würde er behaupten, er habe das Rad neu erfunden, bis jetzt sind die Menschen auf Dreiecken zur Arbeit gerollt.«

Gut für sein Projekt 18. Der falsche Mythos vom mutigen Tabubrecher setzt sich fest, hilft sogar beim Stimmenfang.

Die Chronologie: Jamal Karsli wirft Israel »Nazimethoden« vor, spricht gegenüber der rechtsgerichteten Zeitung »Junge Freiheit« von einer »zionistischen Lobby«, die »den größten Teil der Medienmacht in der Welt« innehabe. Der Zentralrat der Juden äußert Bedenken, die FDP werde zum »Sammelbecken für populistische antiisraelische Strömungen«. Michel Friedman spricht vom »Antisemiten Karsli«, wohlgemerkt: nicht von Möllemann. Am gleichen Tag schlägt Möllemann dennoch zu:

Jürgen W. Möllemann (FDP-Bundesvorstand, 16.5.2002): »Ich fürchte, daß kaum jemand den Antisemiten, die es in Deutschland gibt, leider, und die wir bekämpfen müssen, mehr Zulauf verschafft als Herr Sharon und in Deutschland als Herr Friedman mit seiner untoleranten, gehässigen Art, überheblich.«

Erst jetzt der Vorwurf des Antisemitismus.

Broder: »Der Antisemit macht zweierlei: Erstens macht er immer die Juden dafür verantwortlich, daß er sie nicht leiden kann. Zweitens bittet er die Juden, ihr Verhalten zu ändern, damit er, der Antisemit, sie nicht mehr weiter hassen muß. Das heißt, im Zentrum der antisemitischen Vorstellung steht immer der Jude. Der Antisemit kann nichts dafür, daß er so ist, er wird vom Juden provoziert.«

Brandstiftung als Strategie. Aber der *Agent provocateur* der FDP gibt sich harmlos, spielt noch immer das Opfer, vor allem da, wo er am liebsten ist: im Rampenlicht der Öffentlichkeit, zum Beispiel in Talkshows. Keine Einsicht, statt dessen Unterstellungen und Lügen. Eine Lüge: Möllemann werde von Friedman verfolgt.

Möllemann: »Ich bin jetzt 15mal, jedesmal, wenn ich Sharon kritisiert habe, von Herrn Friedman als Antisemit bezeichnet worden.«

Wir haben kein einziges Zitat dieser Art gefunden, deshalb Nachfrage: »Können Sie uns eine Belegstelle für Ihre Behauptung nennen?«

Möllemann: »Wenn Sie mich vorher gefragt hätten, mir vorher gesagt hätten, daß Sie das fragen würden, hätte ich was mitgebracht.«

»Kann ich mich drauf verlassen, daß Ihr Büro, wenn ich Sie morgen anrufe, das nachreicht?«

Möllemann: »Also, Sie können sich darauf verlassen, wenn Sie mich darauf morgen ansprechen, daß ich Ihnen morgen mehr sagen kann.«

Das Interview war am Dienstag – bis heute hat Möllemann keine Beweise vorgelegt.

Eine Unterstellung: Nazi-E-Mails auf der FDP-Homepage kämen alle von einer Adresse in Frankfurt – zufälligerweise auch der Wohnsitz von Michel Friedman.

Möllemann: »Man hat festgestellt, daß das alles von einer Nummer aus Frankfurt kam, eine einzige Nummer. Können wir uns mal überlegen, wer ein Interesse daran haben könnte, der FDP dieses braune Mäntelchen umzuhängen? Eine Nummer.«

Konkretisieren und damit beweisen mag er seine Unterstellung nicht.

Möllemann: »Müssen Sie bitte diejenigen fragen, die ich beauftragt habe. Ich hab' mich darum nicht weiter gekümmert.«

Frage: »Aber Sie wissen nicht, wer sich dahinter verbirgt?«

Jürgen W. Möllemann: »Nein, kann ich nicht sagen.«

Aber die Unterstellung ist in die Welt gesetzt – Methode Möllemann.

Die Verschwörungstheorie: Die Antisemitismusvorwürfe seien eine Kampagne gegen ihn, den unschuldigen FDP-Politiker.

Möllemann: »Herr Friedman ist CDU-Mann, Herr Spiegel unterstützt die SPD. Könnte es denn sein, daß die im Blick auf die Wahlen etwas machen, was auch nicht fair ist, nur um die FDP kleinzukriegen? Ich hab' ein bißchen den Verdacht, daß das läuft.«

Broder: »Möllemann hat die ganze Affäre mit einer klaren Absicht losgetreten. Jetzt steht er da und fühlt sich als Opfer von zwei Juden, die zwei verschiedenen Parteien nahestehen und die ihm Übles wollen. Auch eine klassische Rollenumkehr im Sinne des antisemitischen Verständnisses, man setze sich nur zur Wehr.«

Spiegel: »Man setzt erst mal etwas in die Welt, läßt es kochen, und dann nimmt man es von der Flamme runter. Das ist eine uralte antisemitische Handlungsweise.«

Aber gut für sein Projekt 18. Denn unten kommt es genau so an, wie Möllemann es fälschlich in die Welt setzte.

O-Töne: »Er hat recht.« – »Doch, der ist ehrlich. Und der hat endlich mal was gesagt, was vielleicht auch viele denken.« – »Ich möchte Möllemann außerordentlich gerne den Rücken stärken. Mir spricht er völlig aus der Seele.«

Erfolg durch Unterstellungen und Lügen – Methode Möllemann.

Konkret 07/02, S. 15

Horst Pankow

Alles normale nette Leute

Über die Schwierigkeiten, einen Volksempfänger leise zu stellen, der ein nationales Wunschkonzert sendet

Wen es an einem der Anfang Juni noch raren warmen Sommerabende in die Berliner Biergärten und Straßencafés zog, der konnte gelegentlich aus dem von Nachbartischen herüberziehenden Stimmengewirr einzelne, häufig wiederkehrende Satzfetzen aufschnappen: »Möllemann ... Zentralrat ... Großmaul Friedman ... Sharon, der Faschist ... doch wohl noch kritisieren dürfen ...«

Wer es vorzog, lieber gleich zu gehen, bevor die Satzfetzen sich zur vorhersehbaren Aussage verdichteten, dem konnte an der nächsten Ecke ein Angetrunkener begegnen, etwas von »Möllemann ... diese Juden ... Schleimer Friedman ... Meinung sagen dürfen ...« vor sich hin murmelnd.

So Ohrenzeuge eines Selbstverständigungsprozesses der deutschen Zivilgesellschaft geworden, erwarb man vielleicht auf dem Heimweg eine Zeitung vom folgenden Tag und konnte schon im Bus oder in der U-Bahn in wohlgesetzten Worten höchstoffiziell den nicht ganz fremden Zusammenhang des Stimmengewirrs erfahren: Deutschland befand sich im »Antisemitismusstreit«.

Wen es dann am Spätnachmittag des 5. Junis nicht ganz zufällig vor die FDP-Bundeszentrale in der Berliner Reinhardtstraße zog, der konnte einen Aufzug dieser staatsbürgerlichen Inszenierung hautnah erleben. Etwa 1.000 Menschen waren dem Aufruf der Berliner Jüdischen Gemeinde zu einer Protestkundgebung gefolgt. Abgesehen von einigen Linken aus der antideutschen und der Antifa-Szene sowie einem Redner vom »Bündnis gegen Antisemitismus und Antizionismus« meinten es die meisten nicht schlecht mit Deutschland, den Deutschen und ihren Parteien. Auch nicht mit der FDP. Unterschriften für eine Petition an deren Parteivorstand, sich doch bitte schleunigst – nicht zuletzt wegen des deutschen Ansehens in der Welt – von Möllemann zu trennen, wurden gesammelt. Ein Transparent mit der Frage »Blau und Gelb = Braun?« und ein anderes mit »Für 18 Prozent rülpst ihr nur noch rechtsradikal« waren so ziemlich die respektlosesten Äußerungen.

Sehr zentral und recht fotogen ein großes Transparent mit der Aufschrift »Wir lieben unsere jüdischen Mitbürger! Kein Antisemitismus!«, das später dann in den meisten Tageszeitungen zu sehen war. Was nicht erschien, war der auch nicht gerade klein aufgetragene Name der Transparenterstellerin, der »Partei Bibeltreuer Christen«. Damit bibeltreuer Partikularismus nicht den Eindruck einer selbstbewußt-toleranten deutschen Hauptstadtbevölkerung verzerre und um den Kollegen Bildredakteuren Arbeit zu ersparen, hatten einige Fotografen das Transparent aus derartig schrägen Perspektiven aufgenommen, daß Betrachter den Eindruck gewinnen konnten, die Veranstaltung habe auf einem schwankenden Schiff bei mittelschwerem Seegang stattgefunden.

In Reden wurde die »große liberale Tradition« der FDP beschworen, die es nun gegen »Demagogen«, »Hasardeure« und »Opportunisten« in den eigenen Reihe zu verteidigen gelte. Eine lokale FDP-Funktionärin verkündete den Parteiaustritt gleich ihrer gesamten Familie mit den Worten »Hier stehe ich, ich kann nicht mehr«, und viele blickten ergriffen nach oben, als würde gerade der protestantische Geist des U-Boot-Kommandanten Niemöller eine Attacke neoliberaler Fallschirmspringer abwehren. Sie fuhr dann mit einer Auflistung »großer Namen« aus der Parteigeschichte fort und wie Glockenschläge verhallten die Namen Walter Scheel, Hans-Dietrich Genscher, Klaus Kinkel über den Köpfen der mit zunehmender Begeisterung Applaudierenden.

Übrigens war Kinkel, der Begründer des »kritischen Dialogs« mit islamischen Mordregimes, neben einer Reihe von bekannten Gesichtern aus FDP, SPD und Grünen ebenfalls anwesend; ein »kleines Grußwort« zu sprechen war ihm zwar verwehrt worden, dennoch zeigte er sich stark betroffen und soll Presseleuten gar etwas von einem »Mißtrauensantrag gegen Möllemann« geraunt haben.

Als die Namensliste bei Otto Graf Lambsdorff angelangt war, grämte ich mich ob meiner Mißachtung des Jürgen Elsässerschen Diktums »Den Zuspätkommern, den ewig gestrigen Altlinken, gehört die Zukunft« (KONKRET 6/02). Ich war nämlich entgegen sonstiger Gewohnheit nahezu pünktlich auf der Kundgebung erschienen. Der Name Sabine Leutheusser-Schnarrenberger schnarrte schließlich über die vor Begeisterung ganz aus dem Häuschen geratenen Zuhörer hinweg und ich wähnte schon, der Nürnberger Großmufti der Wertkritik, Robert Kurz, habe mich ganz persönlich vor Augen gehabt, als er in einer kürzlich veröffentlichten Fatwa wider die »Ideologischen Kriegsverbrecher der Linken – Die sogenannten Antideutschen ... Jubelperser der kapitalistischen Weltpolizei« mit bebender Kühnheit offenbarte: »Die theoretische Feigheit, die davor zurückschreckt, sich der Kritik der bürgerlichen Subjekt- und Verkehrsform zu stellen, das jämmerliche intellektuelle Versagen vor der historisch auf die Tagesordnung gesetzten Aufgabe, tarnt sich mit ausgeklügelter Perfidie als heroischer Kampf gegen den Antisemitismus.«

Da stand ich nun: feige, jämmerlich, doch bar jeglicher ausgeklügelter Perfidie, der mich umringenden Menge und dem eigenen Anspruch zu entkommen.

Irgendwann äußerste die Rednerin einen der wenigen nacherzählenswerten Gedanken dieser Kundgebung: Die Zahl 18 in Möllemanns »Projekt 18« stamme möglicherweise aus einer Gewohnheit deutscher Neonazis, den ersten und den achten Buchstaben des Alphabets als Verschlüsselung der Initialen Adolf Hitlers zu verwenden. In diesem Moment schrie ein unweit des antideutschen Zaungastes stehender Endfünfziger: »Zahlenmystikerin!« Und mit einem wilden Blick auf die Umstehenden gerichtet: »So arbeiten die hier! So schüren die den Antisemitismus!« Er brauchte den Umstehenden nicht zu erklären, wen er mit »die« gemeint hatte, denn daß man in Berlin jüdische Mitbürger so liebt, wie es das Transparent der Bibeltreuen nahelegen mochte, hatte wohl kaum jemand ernsthaft geglaubt.

Ein anderer Unzufriedener versuchte nach Ende der Veranstaltung immer wieder, abziehende Kundgebungsteilnehmer in Diskussionen zu verwickeln: »Daß das so nicht geht, das muß man denen doch mal sagen, finden Sie nicht auch?« Wem? »Dem Zentralrat und dem Friedman.« Warum denen und was eigentlich? »Damit die dem Sharon mal sagen, daß das so nicht geht mit den Palästinensern. Daß die sich sonst nicht wundern sollen, wenn Juden hier nicht beliebt sind.« Der erregte Deutsche hatte selbstredend nichts gegen Juden, überhaupt nichts: »Die schaden sich doch nur selbst. Die machen doch ihren eigenen Staat kaputt.« Das schien ihn irgendwie zu beruhigen.

Die Kundgebung am 5. Juni war die bislang einzige größere öffentliche Manifestation gegen den von Jürgen Möllemann initiierten »Antisemitismusstreit«, und daß sie ausgerechnet von der jüdischen Gemeinde der deutschen Hauptstadt veranstaltet wurde, mußte in dieser Hauptstadt zwangsläufig provozieren, ungeachtet der Ambition und inhaltlichen Qualität; was einzig zählte war, daß Juden es wagten, sich zu beschweren. Das regt in Deutschland den notorischen Kneipenquerulanten zum Wechsel ins Fach des Straßenagitators an, und der manische Leserbriefschreiber möchte Volkstribun sein.

Drei Tage nach der Kundgebung brachte die »Berliner Zeitung« einen Bericht, in dem zwei Typen engagierter Berliner beschrieben werden. Typ eins: »Am Mittwoch demonstrierte die Jüdische Gemeinde vor dem FDP-Sitz in der Reinhardtstraße. Ein Mann mit Plakat stellte sich auf die Straße. Auf dem Plakat stand ›Zionistische Lobby stranguliert die Welt‹. Ein paar Leute riefen ›Nazi, hau ab‹. Kameraleute forderten den Mann auf, das Plakat hochzuhalten. Wahrscheinlich wurde so die Komposition des Bildes besser. Der Plakatmann hatte einen Kumpan dabei. Der sah deklassiert aus, wie das Abbild eines Lumpenproletariers. Er stand auf dem Bürgersteig und sagte zu Passanten, die durch die Menschenmasse wollten, das geht nicht, hier ist alles in jüdischer Hand. Später gab er zu Protokoll, daß die deutsche Bevölkerung denkt, was Möllemann ausspricht.«

Bevor wir zum Typ zwei übergehen: Dankenswerterweise beschreibt der Verfasser den Kumpanen des Plakatmannes recht allgemein als »Abbild des Lumpenproletariers«, vermeidet also eine konkrete Denunziation zugunsten einer verallgemeinernden Definition. Wer sich noch an die Marxsche Beschreibung des Lumpenproletariats und dessen aufgrund seiner sozialen Zwangslage notwendige Skrupellosigkeit erinnert, dem fallen an dieser Stelle vielleicht intellektuelle Lumpenproletarier wie Werner Pirker von der »Jungen Welt« ein, politische Lumpenproletarier, deren geschichtsmetaphysische Züge schon vor längerer Zeit abgefahren sind, publizistische Desperados, die sich in Ermangelung einer Notbremse an das einzige klammern, was im spätkapitalistischen Deutschland noch evident ist, den Antisemitismus. Pirker hatte Ende Mai in einem Kommentar geschrieben:

Möllemann ist ein Rechtspopulist, der es wie Jörg Haider versteht, die neoliberale Verdrängungsgesellschaft mit den Komplexen des kleinen Mannes zu versöhnen. Möllemann ist auch ein dezidiert proarabischer Politiker. Doch muß er deshalb noch lange kein Antisemit sein. Sein an Friedman gerichteter Vorwurf der »unerträglichen elitären Arroganz« kann doch nur unter der Annahme einer »unerträglichen jüdisch-elitären Arroganz« als antisemitisch bewertet werden. Der von deutschem Feuilleton und zionistischem Establishment unisono erhobene Antisemitismus-Vorwurf trägt den Antisemitismus in sich. Möllemann sagte nicht »die Juden« – seine Kritiker denken in dieser antisemitischen Kategorie. Und Israel nutzt den verlogenen Anti-Antisemitismus als Legitimationsideologie seiner rassistischen Politik.

Habe ich geschrieben, Pirker klammere sich an den Antisemitismus? Das muß selbstverständlich Antizionismus heißen, denn für Juden interessiert sich Pirker nur, soweit sie Zionisten sind. Und auch der Plakatmann prangerte ja nur eine »zionistische«, nicht etwa eine »jüdische Lobby« an. Oder? Nun ja, manchmal verplappert sich ein jeder: Pirker, der im Untertitel seines Kommentars behauptet, FDP-Chef Westerwelle habe während seines Israelbesuches im Mai »unter Anklage« gestanden, kann sich doch die Feststellung nicht verkneifen, Westerwelle habe »für die Kritik, die FDP-Vize Jürgen Möllemann an der Kritik des jüdischen (!) CDU-Politikers Michel Friedman übte«, sich rechtfertigen müssen.

Ein ähnlicher Fall wie der Pirkers ist der des pathisch projizierenden Laptop-Pogromisten Christoph Jünke von der »Sozialistischen Zeitung« (SoZ). Er ist auch deshalb hier von Interesse, weil seine Einlassungen Ähnlichkeiten, Überschneidungen, ja Identitäten mit denen des Typs zwei in der »Berliner Zeitung« aufweisen. Jünke schreibt:

In Israel/Palästina herrscht Krieg und wie häufig tragen beide Seiten Verantwortung dafür. Es bleibt nichtsdestotrotz offensichtlich, wer in diesem Krieg der Treibende und wer der Getriebene, wer der übermächtige Aggressor ist und wer nicht. Wenn es einen deutschen Politiker gegeben hat, der dies in den letzten Wochen klar und deutlich gesagt hat, war es Möllemann und er hat damit vollkommen recht. Mit der Diskussion über seine Motive wird dabei gekonnt die Diskussion um die Sache verdrängt ... Dies hat ihn zur Zielscheibe der Hetzjagd gemacht ... Es bedarf ... einer massiven Verdrängungsleistung, um den schmutzigen Krieg Israels weiter zu rechtfertigen. Einer solch massiven Verdrängungsleistung, daß die immer notwendigere Infragestellung dieser Verdrängung – und das war Möllemanns »Sünde« – massive Pogromstimmungen gegen den Sünder freizusetzen vermag.

Dieser Autor will die Welt noch einmal vom Kopf auf die Füße stellen: Der Treiber ist der Getriebene, der Hetzer ein Gehetzter, ein »Sünder«, der eine »massive Pogromstimmung« – wundersamerweise gegen eine einzelne Person – auslöst, und das Ganze – o heilige christliche Eschatologie – um eine »immer notwendigere Infragestellung« einer »massiven Verdrängungsleistung« auszulösen.

Wie erbärmlich unnaiv steht dagegen der Pirker mit seiner »neoliberalen Verdrängungsgesellschaft« da. Daß die Juden die eigentlichen Antisemiten sind, meint auch Jünke zu wissen, aber er geht in seiner Schlußfolgerung noch etwas weiter:

Das Lehrstück Karsli-Möllemann-Spiegel-Friedman und Co. zeigt, in welche herrschaftskonforme Sackgasse ein beliebig aufgeblähter Antisemitismusbegriff die Diskussionskultur einer Gesellschaft treiben kann. Ob der neoliberale Möllemann einen Ausweg aus dieser Sackgasse weisen kann, ist mehr als fraglich. Andere sind leider nicht in Sicht – zur Zeit. Auch dies ist eine Folge des (inneren) »Kriegs gegen den Terror«.

Aber das muß ja nicht so bleiben. Der Graffito »First we take Manhattan, then we take Berlin. Osama« war gegen Ende letzten Jahres an manchen freien Flächen, zum Beispiel in öffentlichen Verkehrsmitteln, angebracht worden.

Auch Typ zwei aus dem erwähnten Bericht der »Berliner Zeitung« sieht eine Pogromstimmung heraufziehen, zwar nicht gegen Möllemannn, aber gegen die Partei, an deren Führung er beteiligt ist. Ebenso wie Jünke ist auch Typ zwei um die Diskussionskultur einer Gesellschaft besorgt. Er unternimmt sogar praktische Versuche, dieser auf die Sprünge zu helfen:

Ein Mann schlenderte vor dem FDP-Sitz herum, hochgewachsen, beiger Anzug, Schlips. Er sprach hochdeutsch, in gewundenen Formulierungen. Das hat er gelernt, der Rechtsanwalt Karl-Horst Ulmer. Zunächst hat er in eine Gesprächsgruppe hinein gefragt: »Ist Ihnen etwa Friedman sympathisch?« Anschließend gab er detailliert Auskunft. »Ich finde es bedenklich«, sagte der Anwalt, »daß der Zentralrat der Juden Repräsentanten wie Herrn Friedman und Herrn Spiegel hat. Sie unterscheiden sich erheblich von früheren Vertretern des Judentums, in negativer Hinsicht.« Der Anwalt war durch Zufall in die Reinhardtstraße geraten. Dies war keine Veranstaltung für ihn. Für ihn waren die falschen Leute am falschen Ort. »Diese Demonstration hier halte ich für eine Pogromveranstaltung gegen die FDP. Das ist genau die Art, wie es auch die Nazis gemacht haben, als sie vor jüdischen Geschäften aufzogen. Ich sage nicht, daß es das Gleiche ist, aber es ist die gleiche Tendenz, nämlich jemanden auszugrenzen, der politisch anderer Meinung ist.« Antisemit sei er nicht, das wolle er noch sagen. Es habe für ihn nie einen Unterschied gegeben zwischen Juden und Deutschen oder Ariern, wie immer man das nennen wolle.

Mit Typ zwei haben wir den lumpenproletarischen Bereich des unmittelbaren Mobs, auch den der intellektuellen Lumpenproletarier, verlassen und nähern uns gehobeneren Gesellschaftsschichten. Das legendäre Bündnis von Mob und Elite will sich zunächst jedoch noch nicht einstellen, denn »die da oben« gefallen sich in schnödem Materialismus. »Wirtschaft geht auf Distanz zur FDP« meldete am Tag der hier beschriebenen Protestkundgebung die »Berliner Zeitung« und läßt den Präsidenten des »Bundesverbandes Groß- und Außenhandel« (BGA) zu Wort kommen. Der deutsche »Antisemitismusstreit« sei »absolut kontraproduktiv für unser Land«, er müsse »deshalb sofort beendet werden«.

Das Problem der Elite mit dem aktuellen deutschen »Antisemitismusstreit« wird von deren Nachwuchs am deutlichsten auf den Punkt gebracht. »Junge Existenzgründer in Berlin danken zwar der FDP ihren Tabubruch, haben aber nichts für Möllemanns Stil übrig«, meldet die »Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung«. Sie sitzen zwischen Baum und Borke, und diese mißliche Situation findet ihren Grund in den derzeit immer noch mißlichen Verhältnissen der »wirklichen Welt«, wie uns die »FAS« weiter belehrt: »Die Generation Westerwelle, die im Internet zu Hause ist, die Zeitungen im Web liest und mit dem Netz ihr Geld verdient, tut sich nicht leicht mit den harten Grenzen, die es in der wirklichen Welt hier und da und vor allem im Nahen Osten noch gibt. Das ist neben allen Tabubelastungen des deutsch-israelischen Verhältnisses der Grund dafür, daß man den emotionalen Abstand zu Israel vergrößern möchte.«

Deutsch und global zugleich zu sein, das ist die schwierige Aufgabe derjenigen, die hierzulande ihre Zivilgesellschaft betreiben. Denen ist Möllemann zu laut gewesen. Dem »nordrhein-westfälischen Volksempfänger« wurde nicht »der Stecker rausgezogen«, wie Hermann Gremliza in KONKRET vor vier Wochen noch erwartete, er wurde nur ein wenig leiser gestellt.

Der moderne Volksempfänger aber sendet und empfängt zugleich. An Möllemanns Empfangsfunktion wurden keine Einschränkungen vorgenommen. Im Gegenteil: Sie läuft auf Hochtouren und sehr erfolgreich, wie aus einem Bericht der

»Berliner Zeitung« über eine FDP-Veranstaltung mit Möllemann am zweiten Juniwochenende in Recklinghausen hervorgeht:

Die Leute kommen an diesem Abend zum Dampfablassen. Es sind ganz normale, nette Leute. Sie empören sich. Über »die Juden«, die in Israel »endlich aufhören sollen mit dem Morden«. Darüber, daß »wir Deutsche« den Flughafen für die Palästinenser bezahlt haben, den Sharon jetzt zerbombt hat. Auch über »die Ausländer«, für die jetzt schon wieder eine Moschee gebaut wird, wo es doch schon drei gibt. Über »die Politiker«, die sich ihre Diäten selbst erhöhen, während »wir kleinen Leute« mit »Pfennigen« abgespeist werden, über »die Grünen«, die Baugenehmigungen blockieren und über den Co-Trainer von Dortmund, der 38.000 Mark verdient – »im Monat«.

Das mit den Moscheen und dem Fußballtrainer wird er schon zurechtrücken, dazu reicht sein Lautsprecher immer noch aus; und das mit den Juden und ihrem Morden haben er und Freund Karsli ja selbst oft genug gesagt, bevor man sie leiser stellte. Warum soll für die »normalen, netten Leute« nicht eine Zeitlang gelten: Alles Juden – außer Mölle.

Möllemanns staatsbürgerliches Verdienst besteht nicht im »Tabubruch«; der ist eine deutsche Dauerleistung. Seine Leistung ist die finale Durchsetzung des »Israel darf, kann und muß kritisiert werden.« Für die deutschen Juden heißt das: Maul halten, sonst ... Die »Tageszeitung« drückt diese Drohung, wie die meisten anderen auch, diskret aber unmißverständlich aus: »Von den hiesigen jüdischen Repräsentanten wünschen wir uns, wo es um die aktuelle Israel-Politik geht, den Verzicht auf moralisches Hyperventilieren.«

Horst Pankow schrieb in KONKRET 5/02 über völkischen Artenschutz von Ramallah bis Berlin

Konkret 07/02, S. 16

Thomas von der Osten-Sacken

Karslis raus!

Auf der Weltkonferenz gegen Rassismus in Durban hatten vergangenes Jahr Delegierte aus aller Welt die wahren Ursachen des Rassismus entdeckt: Israel und die Juden. Iranische, arabische, lateinamerikanische und europäische Delegierte einte die Erkenntnis, daß zwischen ihnen und einer Welt ohne Diskriminierung nur der jüdische Staat noch stehe.

Spät, aber entschieden kommt jetzt aus Frankfurt Einspruch. Nicht die Juden sind am Rassismus, aber die Ausländer am Antisemitismus schuld. Denn von Antje Vollmer weiß die Welt, daß die Deutschen »gründlich zivilisiert« sind, also keine Antisemiten mehr sein können. »Was also ist«, fragt die »Frankfurter Allgemeine«, »die Ursache für die Antisemitismusaffäre«? Und antwortet: »Der Fall Karsli/Möllemann ist ... das erste Anschauungsstück, wie sich Deutschland in seinem Wesen wandeln wird, wenn die Einwanderung weiter zunimmt und wenn immer mehr Männer und Frauen, die ihre Sozialisation nicht in der deutschen Gesellschaft erfahren haben, wahlberechtigte Bürger dieser Bundesrepublik werden.«

Das deutsch-französische Gipfeltreffen, auf dem Schröder und Chirac kürzlich erklärten, die Frage der Zuwanderung dürfe nicht den rechtspopulistischen Parteien überlassen werden, und eine effektivere Bekämpfung illegaler und sonstiger Einwanderung forderten, ist also nur verständlich im Rahmen einer couragierten anti-antisemitischen Kampagne. Grenzkontrollen, Infrarotkameras, Bürgerwehren an der deutschen Ostgrenze, Rückschiebungen in Länder wie den Irak, Syrien und die Türkei sind nur ein kleiner Teil des aufwendig geführten Kampfes.

Vielleicht sollten zukünftig in Aufnahmelagern und Abschiebehaftanstalten Schilder mit der Aufschrift »Nie Wieder« oder »Wehret den Anfängen« angebracht werden. Schily und seinem Bundesgrenzschutz wäre zudem im Rahmen dieses »Aufstandes der Anständigen« die Kampagne »Abschieben gegen Antisemitismus« nahezulegen.

Konkret 07/02, S. 18

Georg Fülberth

Längliche Klangkörper

Werden auch die Alten Herren der Freien Deutschen Jugend irgendwann lernen, daß Protest nicht genehmigungspflichtig ist?

Ein Grundsatz machiavellistischer Regierungslehre lautet: Grausamkeiten, so sie denn unvermeidlich sind, solle man so schnell wie möglich begehen.

Indem ich diese Maxime auf eine andere Tätigkeit, nämlich die Ausgabe von Wahlparolen ausweite, empfehle ich hiermit allen Leserinnen und Lesern dieses Blattes (gewiß unter Protest der Redaktion), am 22. September 2002 ihre Stimme der Partei des Demokratischen Sozialismus zu geben. (Der Verfasser hat recht: Die Redaktions-Stiftung Parteientest hält die Wahl der PDS wie die der SPD oder der Grünen für nicht empfehlenswert – Die Red.)

Dieser Wunsch hat keinen politischen Grund, sondern einen persönlichen.

Ulla Jelpke (früher: Kommunistischer Bund) und Winfried Wolf (einst: Vierte Internationale) kandidieren auf sicheren Plätzen ihrer jeweiligen westdeutschen Landesliste. Kommt die PDS wieder in den Bundestag, sind auch die beiden erneut drin. Wer hier mithilft, sollte sich nicht daran stören, daß damit zugleich allerlei sonstige Leute, denen man das nicht gönnen möchte, Mandate erhalten. Daran führt sowieso kein Weg vorbei. Selbst wenn Christine Ostrowski und Dietmar Bartsch und die ganze PDS-Fraktion entfielen, hätten wir an ihrer Stelle eben mehr Abgeordnete zwar anderen, aber nicht hübscheren Zuschnitts bei CDU/CSU, SPD, FDP und Bündnis 90/Die Grünen. Das mag sich nichts nehmen, aber auf Jelpke/Wolf müßten wir dann eben leider verzichten. Wollen Sie das? Sehen Sie.

Vielleicht fällt Ihnen jetzt die Ausrede ein, im Westen könne man sich einen Wahlboykott leisten, denn selbst wenn die PDS diesmal unter fünf Prozent bleibe, werde sie im Osten ja mindestens drei Wahlkreise für sich behaupten. Dies werde weitere Mandate über die Landeslisten nach sich ziehen, auch für Jelpke und Wolf.

Das gilt nicht. Die Wahlkreise, um die es geht, sind erstens vergrößert worden und damit unsicher, zweitens liegen sie in Berlin. Dort regiert die PDS mittlerweile im Senat mit, und man hört, daß nicht wenige ihrer bisherigen Wähler(innen) ihr einiges übelnehmen. Es hilft also kein Mundspitzen allein, es muß gepfiffen werden.

Warum aber Jelpke und Wolf?

Am 23. Mai 2002 haben sie zusammen mit Heidi Lippmann – die nicht wieder kandidiert – im Bundestag während der Bush-Rede ein Transparent mit der Aufschrift »Mr. Bush + Mr. Schröder Stop Your Wars« gezeigt. Das war eine schöne Aktion. Nicht nur die gesamte sonstige friedliebende Menschheit hatte Grund, den drei Abgeordneten dafür dankbar zu sein, sondern vornehmlich auch die von ihnen vertretene Partei. Sie erhielt dadurch nämlich die – allerdings sofort wieder vergeigte – Chance, über einige Peinlichkeiten der jüngsten Zeit hinwegzublenden.

Diese haben natürlich wieder mit Berlin zu tun. Dort war die Frage gestellt worden, ob die PDS-Senatsmitglieder denn an einer Friedensdemonstration, zu der ihr eigener Vorstand aufgerufen hatte, teilnehmen würden. Darauf hätten sie gleich zwei plausible Antworten geben können.

Entweder: Heidi Knake-Werner, Gregor Gysi und Thomas Flierl konnten tun, was zumindest die aus dem Westen stammende Senatorin in ihrem Leben wohl schon oft gemacht hat: sich individuell und ohne Tamtam am Stellplatz der Friedens-Ini aus dem eigenen Kiez einzufinden und mitzulaufen. Wer vorher schon danach fragte, erhielte ein knappes, unkommentiertes Ja und allenfalls den Hinweis darauf, daß Dienst zwar Dienst ist, aber Schnaps in der Freizeit eben Schnaps.

Oder: Die drei konnten feststellen, sie hätten keine Lust, ständig die Falschmeldung korrigieren zu müssen, es handele sich hier um eine Demonstration des Senats gegen einen Staatsgast. Außerdem habe man sich mit der SPD abstimmen müssen. Und deshalb blieben sie eben diesmal zu Hause. Ob das von allen verstanden worden wäre, ist nicht sicher. Aber es wäre eine einsehbare Position gewesen.

Statt dessen ließ Gysi erklären, er habe andere Termine, und Heidi Knake-Werner gab im »Neuen Deutschland« ein Interview, in dem sie mitteilte, daß sie nichts sagen könne. Als sie später nachschob, sie werde »leider« fernbleiben, höhnte ihr die »FAZ« hinterher: Ach Gott, an der Berliner Sozialsenatorin hätten die transatlantischen Beziehungen so oder so keinen Schaden genommen.

Es ist Wahlkampfzeit, und deshalb nutzte die »Tageszeitung« die Gelegenheit, um ihren Grünen einen Dienst zu erweisen. Blieben die Senatorin und die beiden Senatoren der Demonstration fern, so ließ sie drucken, dann habe die PDS alle Glaubwürdigkeit als Friedenspartei verspielt.

Na ja. Zwischen der Unterstützung eines völkerrechtswidrigen Angriffskriegs 1999 durch Bundesminister Fischer und seine Fraktion einerseits, den Verrenkungen von Flierl/Gysi/Knake-Werner andererseits ist wohl doch noch ein

Unterschied.

Dann entrollten Jelpke, Lippmann und Wolf ihr Transparent, und alles schien wieder gut. Mitglieder, Wähler(innen) und Sympathisierende der PDS sprangen aus ihren Fernsehsesseln, liefen zum Computer und mailten Begeisterungskundgebungen nach Berlin. Sogar aus Nordamerika sollen Glückwünsche gekommen sein.

Die Freude dauerte nur kurz und wich hellem Entsetzen. Es wurde nämlich gemeldet, der Vorsitzende der PDS-Fraktion, Roland Claus, habe sich bei Bush entschuldigt. Er dementierte, indem er es noch schlimmer machte: Nein, um Pardon habe er nicht gebeten, sondern dem Präsidenten nur gesagt, der Auftritt der drei sei nicht der Stil seiner Partei. Wahrscheinlich hat der Fraktionsvorsitzende versucht, dem Führer des Imperialismus den Ausschluß Erich Honeckers, die Umbenennung von der SED in die PDS, ihren Aufnahmeantrag für die Sozialistische Internationale, sämtliche Entschuldigungen der letzten Jahre, den Entwurf eines neuen Parteiprogramms sowie die bevorstehende Kandidatur von Florian Havemann als Zeichen der Läuterung nahezubringen, ist aber damit nicht fertig geworden, weil ihm für die Miniaudienz nur wenige Sekunden zur Verfügung standen.

Der Präsident soll den Vorfall mit dem Plakat so kommentiert haben: »Die Demokratie hält das aus.«

Wenn ich mir diese Wörter ins Texanische rückübersetze und anschließend wieder verdeutsche, dann hat Bush dem Claus wohl gesagt, er solle sich nicht in die Hosen machen. Irgendwann werde auch die Freie Deutsche Jugend noch lernen, daß Protest nicht genehmigungspflichtig ist.

Einige Leute meinen, hier habe sich präsidiale Souveränität gezeigt. Gemach. Vielleicht ist Bush doch der bissige Terrier, als der er immer wieder porträtiert wird. Aber was sollte er denn machen, wenn plötzlich einer vor ihm auf dem Bauch lag und mit der Zunge sein Schuhwerk bearbeitete? Alles, was der Präsident in einer solchen Situation tat oder unterließ, mußte souverän wirken.

Es läßt sich fragen, wie ein Politikertypus, zu dem ja nicht nur Roland Claus gehört, erklärt werden kann. Mindestens drei Möglichkeiten gibt es:

Erstens: Manche vermuten, Walter Ulbricht und Erich Honecker seien an allem schuld. Die hätten ihren Untertanen das Rückgrat verdorben, so daß denen der aufrechte Gang nicht gelinge.

Zweitens: Andere sind auf die Idee gekommen, wir hätten es mit dem ganz gewöhnlichen deutschen Untertan zu tun, wie ihn Heinrich Mann schon im Kaiserreich porträtiert hat. Dieser Menschenschlag sei in der alten Bundesrepublik durch Amerikanisierung – wenn du mit deinem Boss sprichst, darfst du eine Hand in der Hosentasche behalten – und danach durch die Erleuchtungen von 1968 ins Zivilgesellschaftliche aufgehoben worden. In der DDR aber habe er überlebt.

Es gibt noch eine dritte Hypothese: Als 1976 Biermann ausgebürgert wurde und in den folgenden Jahren einige Intellektuelle, die das öffentlich kritisierten, gemaßregelt wurden, bedachten ziemlich viele sehr junge Leute angestrengt ihre Perspektiven. Die Mauer stand, die DDR auch, hier würde sich nie mehr etwas ändern, und in einer solchen Umgebung müsse man jetzt noch Jahrzehnte verbringen. Es gebe, so folgerte der Nachwuchs, immerhin einen Ort, an dem man das aushalten könne: den Parteiapparat. Dorthin gingen sie, und da sind sie heute noch.

Ihre Jugendfreundinnen und -freunde vom sowjetischen Komsomol hatten es besser: Sie konnten sich nach dem Ende des Sozialismus an den Privatisierungen beteiligen und sind heute *businessmen*. Da war in Deutschland das BRD-Kapital, das sich einfach nach Osten ausdehnte, vor.

In der Tagezeitung »Junge Welt« empfahl ein etwas erhitzter Kommentator, bei der Neukonstituierung der PDS-Bundestagsfraktion nach dem 22. September sollten entweder Ulla Jelpke oder Winfried Wolf gegen Roland Claus um den Vorsitz kandidieren. Zwar hätten sie dabei keine Chance. Aber die dann fällige Debatte könne dazu führen, daß die Fraktion nicht gerade ihre größte Pfeife an die Spitze stellt, sondern eine etwas kleinere.

Diese Sprache ist nicht erheiternd. Menschen sind keine Pfeifen. Außerdem kann eine solche Kampfkandidatur kontraproduktiv sein. Niemand weiß nämlich, ob Roland Claus wirklich der größte anzunehmende längliche Klangkörper der PDS-Fraktion ist. Vielleicht würde er bei einem Sturz durch ein noch beträchtlicheres Instrument ersetzt. Die DDR war zwar ein kleines Land, die FDJ aber eine große Organisation.

Georg Fülbert schrieb in KONKRET 6/02 über den Bestseller »Empire« von Negri/Hardt

Konkret 07/02, S. 20

Peter Kratz

Auf roten Socken zum grünen Adolf

Ein toter Hund darf wieder bellen – auf ihrem Weg in die Mitte der Gesellschaft kommt der PDS der Rudolf Bahro gerade recht

In der Debatte zum »Nachhaltigkeitsbericht« im Mai 2002 nannte der Vorsitzende der PDS-Fraktion Roland Claus eine Leitfigur seiner Partei beim Namen: Rudolf Bahro. Claus musterte den Globus kurz durch und fand: »Ökonomische Schwäche« berge überall »Chancen« für eine »vernünftige Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik« der »Nachhaltigkeit«, auch im verarmenden Ostdeutschland, wo »die Nachhaltigkeitsidee nach der Wende für viele eine Faszination war«. Ein wahrer »Aufbruch Ost« stehe konträr zur »Logik, daß vor den Aufschwung die Götter den Beton gesetzt haben«, und deshalb sei »an dieser Stelle an Rudolf Bahro zu erinnern«, »gerade deshalb dürfen wir seine ›Alternative‹ und seine ›Logik der Rettung‹ in dieser Debatte nicht vergessen«.

Der Ruf nach Bahro soll verdecken, daß die in Berlin regierende PDS den Kapitalismus nicht reitet, sondern scharfmacht. Einerseits forderte er »für Ostdeutschland« die »industrielle Abrüstung«, deren soziale Effekte die PDS erst stärkten und nun von ihr nicht bewältigt werden können. Im »Neuen Deutschland« predigte Bahro 1995 gegen »die materialistische Verkürzung« der kommunistischen Idee und gegen die »Gier« der Ostdeutschen nach »modernen Wohlstandsgütern«. Sein Förderer Kurt Biedenkopf verschaffte ihm eine Landkommune ohne »soziale Hängematten« und den Zugang zu spendablen Industriellen, wofür Bahro sich artig bedankte: »Jeder gewerkschaftliche Kampf führt dichter an den Abgrund heran«, sagte er, die »kleinkarierte Klientelpolitik« der damaligen PDS, »die sich nur um Sonderinteressen von Underdogs kümmert«, fand er »saublöd«.

»Vor allem meine große Achtung« hatte Gregor Gysi dem Freund schon zum 60. Geburtstag 1995 bezeugt, denn »du bist so in etwa das Gebildetste und Unkäuflichste, was ich je erlebt habe«. Bahro legte daraufhin in seinem »Buch von der Befreiung aus dem Untergang der DDR« die Pläne der Wendezeit offen: »Gysi und ich (waren) halb im Ernst und halb im Scherz darauf gekommen, wir gäben ja vielleicht kein schlechtes Gespann ab: Er als praktischer Politiker und ich als Theoretiker der Partei.«

Heute nun, wo der Berliner SPD/PDS-Senat den Gewerkschaften ein Ja zu Massenentlassungen und Sozialkürzungen in einem seit 1949 beispiellosen Ausmaß abverlangt und Wirtschaftssenator Gregor Gysi »die hohe wirtschaftspolitische Bedeutung« einer privaten Elite-Hochschule für Manager im ehemaligen DDR-Staatsratsgebäude preist, kommt es zu einer Bahro-Renaissance in der PDS. Vorbereitet wurde sie von der Rosa-Luxemburg-Stiftung (RLS), in deren Kuratorium die gesamte PDS-Spitze sitzt (inklusive der Kommunistischen Plattform). Gemeinsam mit dem Rudolf-Bahro-Archiv der Humboldt-Universität zeigt sie seit Monaten eine apologetische Bahro-Ausstellung. Zur Eröffnung hatte Michael Brie, einer der drei RLS-Chefs, Bahro in die »Nachfolge von Marx« gestellt und »in den Rang eines der großen Zivilisationskritiker, Propheten und Lehrer« erhoben, »den wir heute hier gebraucht hätten. Der diesem Lande fehlt. Der vielen von uns fehlt.«

Vor allem aber scheint er nun einer PDS zu fehlen, die nach Sündenböcken dafür sucht, daß ihr »Sozialismus« nichts bedeutet als Mitmachen beim Sozialabbau. Und so zählte Brie die von Bahro diagnostizierten »fünf Ursachenebenen der In-Weltkrise« auf: »Das Industriesystem, die Steuerung durch Geldvermehrung, die europäische Kosmologie, das Patriarchat und dann eben die Beschaffenheit der menschlichen Gattung selbst« hätten bisher die »Alternative« eines wahren Kommunismus verhindert.

Im Sommer 2001, als die PDS in guter Hoffnung auf eine Regierungsbeteiligung den Berliner CDU/SPD-Senat gestürzt hatte und der »Sparzwang« den Wahlkampf dominierte, zeigte die RLS ihre Bahro-Show im früheren ND-Haus in Berlin-Friedrichshain, mitten in einem DDR-Neubau-Wohngebiet mit satter PDS-Mehrheit. Hier lernten die Wähler, daß West-Wohlstand, der im Osten trotz Holter, Gysi, Sitte ausbleibt, ohnehin nicht erstrebenswert sei. Hier sahen aber auch die übriggebliebenen 1989er Ökofreaks aus Alt-Friedrichshain, die prompt einen ihrer Ex-Hausbesetzer für die PDS ins Parlament schickten, daß die Partei ihre romantischen Aussteigervisionen immer noch schätzt – zumindest als Katalysator antisozialer Umverteilungsprozesse.

Ende Juni 2002 stellen RLS und Bahro-Archiv aus Anlaß des 25jährigen Erscheinens des Buches *Die Alternative* Bahro als den Vordenker der Anti-Globalisierungsbewegung hin: »Seine Wirkung hat erst begonnen«, angeblich vor allem in den USA. Bei einem »internationalen Symposium« zur »sozial-ökologischen Alternative« in der Humboldt-Universität, das von Berlins Kultur- und Wissenschaftssenator Thomas Flierl (KONKRET 3/2002) eröffnet wird, spricht Johan Galtung über Bahros »neue Ansätze in der Globalisierungskrise«, der New Yorker »Professor der Sozialtheorie und Globalisierung« Gregory Wilpert greift Bahros Idee des »integralen Sozialismus« auf und das Bahro-Archiv stellt unter Bezug auf Biedenkopfs Hilfestellung »ein Solarunternehmen neuer Art« vor.

Tatsächlich hatte *Die Alternative* 1977 schon antiinternationalistische, industriekritische und bio-evolutionistische Positionen enthalten, die man heute auch bei völkischen Globalisierungsgegnern findet. Bahro hatte sie, den Ideologen der »Neuen Rechten« folgend, in den Büchern *Logik der Rettung* (1987) und *Rückkehr* (1991) zu einem nationalistischen, gegen das »exterministische Judaochristentum« als der angeblich herrschenden »europäischen Kosmologie« gerichteten und antisemitisch fundierten System ausgebaut, das in die Forderung nach einem von den Gesetzen einer abstrakten »Natur« bestimmten Führerstaat mündete, »ein neues, anderes 1933« mit einem »grünen Adolf« (KONKRET 7/1996).

Im »Friedenskomitee 2000«, einem Sammelbecken »befreiungsnationalistischer« Rechtsextremer um »meinen Freund Alfred Mechtersheimer«, hatte Bahro 1994 die Schrift »Das Eigene und das Fremde« herausgebracht, in der er den »Nationalcharakter« als Ende der »biologischen Ahnenreihe« vorstellte. »Horde, Stamm, Volk, Nation – und Religion« legten »naturwüchsig« fest, wie »ein bestimmtes Volk, eine bestimmte Nation auf eine geschichtliche Situation reagiert«. »Volk Israel, das beginnt mit 12 Stämmen!« platzte er scheinbar unvermittelt heraus. In der »Ahnenreihe« könne »biologisch gar kein Glied fehlen! Sie steckt drin in dem Prozeß einer stammesmäßigen, dann volkhaften und dann nationalen Entwicklung, was auch immer an Fremdem mit hineingenommen sein mag«, in Deutschland zum Beispiel derart hineingenommen, »daß man zuletzt auch die Juden oft nicht mehr als solche identifizierte«. Zuletzt. »Vermischt« seien die Deutschen, er selbst »väterlicherseits slawisch«, andere aber – die Vermittlung wird nun deutlich – mit Juden und »schwarzen amerikanischen Soldaten«.

1997 hatte sich Bahro den Freiwirten des Silvio Gesell angeschlossen, deren antisemitische Theorie einer weltbeherrschenden Macht des »Geldzinses«, die bereits bei Attac verbreitet ist, nun auch von globalisierungskritischen Teilen der PDS übernommen wird. Schon lange sind Freiwirte, die den Punkt 11 des NS-Parteiprogramms, die »Brechung der Zinsknechtschaft«, variieren, auch in den rechten Sekten um Hunke oder Flierl aktiv, deren Vertreter Bahro zu Referaten in seine Vorlesung an der Humboldt-Universität einlud.

Bereits hinter Bries Aufzählung der bedrohlichen anonymen Mächte, die den wahren Kommunismus verhinderten, steht versteckt der antisemitische Wahn; die Nachfolger Bahros an der Humboldt-Universität aber, die Bahros Ideenschatz hüten und der PDS vielfach zuarbeiten, sind offene Antisemiten der Gesell-Schule. Der ehemalige Jesuit und heutige Freiwirtschaftler Johannes Heinrichs wurde 1998 auf die Bahro-Professur berufen, die als »Stiftungsprofessur« von dem Ökoaussteiger Karl Ludwig Schweisfurth finanziert wird, »einem der größten industriellen Wurstfabrikanten Europas« (Markenname u. a. Herta-Wurst), der heute im »Einklang mit der Natur« und in »Ehrfurcht vor dem Leben« für die »Agrarwende« eintritt.

Heinrichs zog 1997 in dem Buch *Sprung aus dem Teufelskreis. Logik des Sozialen und Natürliche Wirtschaftslehre*, zu dem Bahro kurz vor seinem Tod noch das Nachwort schrieb, explizit die Quellen des christlichen Antisemitismus heran, um das halluzinierte »exterministische« Geldsystem der jüdischen »Wucherer« mit ihrer »leistungslosen Zinserpressung« als Realität zu belegen. »Die Möglichkeit arbeitslosen Einkommens« sei »die Quelle des weltweiten Unheils«, und zwar bereits seitdem christliche deutsche Herrscher »das Geldverleihen gegen Zins von und bei den Juden in fataler Doppelgleisigkeit geduldet« hätten.

Heinrichs sieht seine Synthese von Gesells Zinswahn und der Arbeitswertlehre von Marx, mit der er die NS-Hetzparole vom »schaffenden« und »raffenden Kapital« weiter verschärft, als seine besondere Leistung an, die ihm offenbar auch die Bahro-Professur eingebracht hat. Er stimmt in diesem Buch ausdrücklich den »Hochzucht«-Ideen Gesells durch »eine bio-soziale Auslese« zu. Der »Erfolg« des Individuums in der »natürlichen Wirtschaftsordnung« müsse nach Gesell »von angeborenen Eigenschaften bedingt sein, denn nur so wird die Ursache des Erfolgs auf die Nachkommen vererbt«.

Wiederum verschärfend, verlangt Heinrichs vom biologisch Bevorzugten zudem, seine Anlagen »sozial nützlich« für die deutsche Volksgemeinschaft einzusetzen, die es vor der Globalisierung zu schützen gelte. »Ja, ich dulde Ausländer nur, wenn sie gute Deutsche werden«, bekennt er, denn das »Gemeinschaftsgefühl« sei die Voraussetzung »kultureller Identität«, die heutigen »masochistischen« Deutschen hätten eine »nationale Identitätsstörung«. Das »Multi-Kulti-Gerede führt auf eine Selbstaufgabe der deutschen Kultur hinaus«, es diene nur der »Zinszahlung«, besonders an die USA mit ihrem »nivellierenden Internationalismus«.

Alles nach Art der Wurstfabrikation gut durchgedreht, kommt bei Heinrichs' Buch hinten die Forderung nach der Tobin-Steuer heraus, die auch Roland Claus im Bundestag als eine Konsequenz aus Bahros Ideen forderte: gegen die »kurzfristigen Spekulationsgewinne«, so Claus, als ersten Schritt »zum Abbau des Zinseszinssystems«, so Heinrichs.

Auf seiner offiziellen Homepage ruft Heinrichs zur Zusammenarbeit mit dem früheren »Republikaner« Reinhard Uhle-Wettler auf und publiziert neuerdings auch gemeinsam mit dem Nationalrevolutionär und Mechtersheimer-Freund Rolf Stolz, der immer wieder gegen die »Überfremdung« Deutschlands durch Einwanderer hetzt. Die Rosa-Luxemburg-Stiftung ficht das nicht an. Sie wirbt in ihrer Bahro-Ausstellung für Heinrichs' Vorlesungen, die Bahros Wirken an der Humboldt-Universität würdig »fortsetzen«.

Peter Kratz schrieb in KONKRET 1/02 über Fortpflanzung nach sozialen Kriterien

Konkret 07/02, S. 22

Erich Später

Stamm unter Stämmen

Die Sudetendeutsche Landsmannschaft: gegründet von Nazis aller Ränge, geführt von SS- und SA-Kadern, beerbt von treuen Schülern

Am 6. Mai 1945 überträgt der Rundfunksender Görlitz die letzte Ansprache Konrad Henleins. In seinem »Appell des Gauleiters in ernster Stunde« erinnert er die sudetendeutsche Bevölkerung an die gemeinsam errungenen Erfolge: »Als Kind meiner Zeit, als Vollstrecker aller Wünsche und Sehnsüchte, die in euch waren, als euer Willensträger habe ich gehandelt.« Jetzt gehe es darum, die »innere Gemeinschaft zu wahren und keinen Verrätern zu glauben«.

Konrad Henlein, einer der Hauptverantwortlichen für die Zerschlagung der ersten tschechischen Republik und die Ermordung Hunderttausender Menschen, schließt mit einem Appell an Großbritannien und Frankreich, die Ergebnisse des »Münchener Abkommens«, das heißt die Zerschlagung der CSR, weiter zu respektieren: »Für uns kann dieses Abkommen nicht nur ein Stück Papier sein! Die Staaten, die sich 1938 entschlossen haben, die Trennung des deutschen vom tschechischen Gebiet Böhmens, Mährens und Schlesiens um des Friedens willen zu verwirklichen und dazu die Billigung des tschechoslowakischen Staates unter der Präsidentschaft Dr. Beneschs fanden, haben selbst dem Sudetenland seine Grenzen bestimmt und damit eine moralische Garantie übernommen.«

Henleins Rede wird auf Flugblättern und in Zeitungen verbreitet. Sie ist das politische Vermächtnis des Führers der sudetendeutschen Volksgemeinschaft und wird den politischen Kurs der Bundesrepublik gegenüber dem tschechoslowakischen Nachbarn für Jahrzehnte prägen. Henlein selbst wird am 9. Mai 1945 von Soldaten der US-Army verhaftet, schneidet sich in der gleichen Nacht die Pulsadern auf und entzieht sich so der Bestrafung für seine Verbrechen gegen die Menschheit.

Gemäß den Beschlüssen des Potsdamer Abkommens hatten die alliierten Mächte in ihren Besatzungszonen politische Zusammenschlüsse der ausgesiedelten Deutschen verboten.

Ausgenommen davon waren örtliche Vereinigungen, die eine Verbesserung der sozialen und wirtschaftlichen Lage anstrebten. Als Mitarbeiter »christlicher Hilfsstellen« treiben die sudetendeutschen Nationalsozialisten ab 1948 die Planungen für die Gründung legaler Organisationen und Vereinigungen nach der in Aussicht stehenden Aufhebung des alliierten Koalitionsverbots voran. Bayern, Hessen, Baden und Württemberg sind die Schwerpunkte der illegalen Vereine, die sich die Neugründung einer umfassenden »Volksgruppenorganisation« zum Ziel gesetzt haben. Die zentrale »Münchener Hilfsstelle« wird von dem sudetendeutschen Nazi und späteren Sprecher der Sudetendeutschen Landsmannschaft Walter Becher mitaufgebaut.

In Stuttgart treffen sich Ende September 1949 – vier Monate nach Gründung der Bundesrepublik – 70 ehemalige führende Nazifunktionäre des NS-Mustergaus Sudetenland. In den Referaten der Tagung werden die politischen und organisatorischen Grundsätze des zu gründenden »Witiko-Bundes« (benannt nach einer Romanfigur Adalbert Stifters) formuliert.

»Wir kritisieren nicht München, sondern stehen heute auf dem Standpunkt der völkerrechtlichen unbezweifelbaren Gültigkeit dieses Vertrages«, sagt der ehemalige SS-Obersturmbannführer und Träger des goldenen Parteiabzeichens der NSDAP, Fritz Brehm. »Es geht heute nicht mehr um eine einfache Rückkehr, sondern um einen Neuaufbruch, um die Wiedergewinnung unserer Heimat durch eine neue Siedlung, die der alten Kolonisation des Mittelalters durchaus ebenbürtig wäre ... Und diese Re-Kolonisation – und das ist entscheidend – stände nicht mehr unter irgendwelchen nationalistischen-imperialistischen Vorzeichen, sondern würde gewissermaßen im Auftrag von Gesamteuropa vor sich gehen«, sagt Walter Brand, ehemaliger Leiter der Kanzlei Konrad Henleins und Ehrensturmführer der SA.

Wichtigste Aufgabe sei die Gründung einer einheitlichen Volksgruppenorganisation, der »Landsmannschaft«, die möglichst alle »Vertriebenen« umfassen sollte. Dagegen soll der Witiko-Bund als eine reine Kaderorganisation auf tausend Mitglieder begrenzt bleiben – nach dem Vorbild der illegalen Naziorganisationen in der CSR von 1933-38, von denen die legale Sudetendeutsche Partei Henleins gesteuert und kontrolliert wurde.

Die Männer, die sich in Stuttgart versammeln, waren als hohe Funktionäre der NSDAP, der SS, des SD und anderer NS-Organisationen verantwortlich für die Zerschlagung der CSR 1938/39, die Errichtung der deutschen Ausplünderungs- und Terrorherrschaft, und schließlich planend und ausführend an der Ermordung Hunderttausender Bürger der CSR beteiligt. Sie dominieren den Gründungsausschuß, der die programmatischen und organisatorischen Vorarbeiten für die offizielle Gründung der »Sudetendeutschen Landsmannschaft« übernimmt, die beim ersten Pfingsttreffen der Sudetendeutschen 1950 in Kempten erfolgt.

Zu ihrem ersten Sprecher wählt die Sudetendeutsche Landsmannschaft Lodgmann von Auen, der 1938 den Einmarsch der Wehrmacht gefeiert hatte: »Am Tage des Einmarschs der deutschen Truppen in Teplitz-Schönau begrüße ich Sie, mein

Führer, als den Vertreter des Reiches aus übervollem Herzen ... Sie, mein Führer, haben uns Vaterland und Heimat, dem deutschen Volke die Selbstachtung und den Glauben an seine nationale Idee gegeben, Europa aber den Weg gewiesen, ohne den es einer unvorstellbaren Vernichtung preisgegeben worden wäre.« Zur Lösung des »jüdischen Problems« müsse »eine Umsiedlung dieses zur Unruhe gewordenen Elements unter Mitwirkung ganz Europas, besonders aber der vier Großstaaten, in die Wege geleitet« werden. In dem mit 15 Millionen Mark öffentlicher Mittel finanzierten Sitz der Landsmannschaft, dem »Sudetendeutschen Haus« in München, erinnert der Lodgmann-von-Auen-Konferenzsaal bis heute an diesen Vorkämpfer.

Die 1950 verabschiedete und bis heute gültige Satzung der Landsmannschaft erhebt »den Rechtsanspruch auf die Heimat, deren Wiedergewinnung und das damit verbundene Selbstbestimmungsrecht der Volksgruppe« sowie die Forderung nach »Rückgabe des konfiszierten Vermögens auf der Basis einer gerechten Entschädigung«.

In der sudetendeutschen »Rechtsverwahrung«, die 1978 bei der Uno und beim Europarat hinterlegt wurde, wird diese Entschädigungsforderung präzisiert: »Der Anspruch auf Rückgabe des völkerrechtswidrig enteigneten Vermögens oder auf Schadensersatz für zerstörtes Vermögen der Sudetendeutschen ist unverjährbar. Er erlischt nicht mit dem Tod des unmittelbar Geschädigten und beinhaltet auch eine Entschädigung für entgangene Nutzung. Diese Ansprüche stehen den geschädigten Personen, ihren Erben und in Wahrnehmung ihres völkerrechtlichen Schutzrechtes der Bundesrepublik Deutschland zu.«

Die erhobenen Forderungen betragen 1978 noch 130 Milliarden Mark. Heute rechnet sie die Landsmannschaft auf 266 Milliarden hoch. Nicht nur die Ansprüche, auch die »Volksgruppenzugehörigkeit« ist unverjährbar: Sie überträgt sich automatisch auf alle Nachkommen der »Volksgemeinschaft« in der Bundesrepublik, ja auf alle Deutschen: »Einem Sudetendeutschen gleichgestellt ist auch ein Deutscher, der den Zweck der Sudetendeutschen Landsmannschaft bejaht und seine Verbundenheit mit der sudetendeutschen Volksgruppe durch den Erwerb der Mitgliedschaft der Sudetendeutschen Landsmannschaft bekundet.«

Die Mitglieder der Landsmannschaft sind in sogenannten Gebietsgliederungen, ihren Wohnorten in der Bundesrepublik und in sogenannten Heimatgliederungen, ihren frühren Heimatwohnsitzen in der CSR, erfaßt. Es werden weiter Geburts- und Sterberegister geführt. 140 deutsche Kommunen und Landkreise unterstützen diesen völkischen Irrsinn durch die Übernahme von Patenschaften für die »Heimatgliederungen«.

Das höchste Organ der Landsmannschaft ist das für vier Jahre gewählte »Exilparlament«, die Bundesversammlung. Sie tagt im bayerischen Landtag und wählt die »Exilregierung«, den Bundesvorstand. In beiden hat der Witiko-Bund das Sagen. Er ist die politische Steuerungsgruppe und »geistige Elite« der »Landsmannschaft«. Vier der zehn Mitglieder des derzeitigen geschäftsführenden Bundesvorstandes der Landsmannschaft sind Mitglieder des Witiko-Bundes und als langjährige rechtsextreme Aktivisten identifizierbar. Das gleiche gilt für den Vorsitzenden des mitgliederstärksten Landesverbands (Bayern).

Ihr politischer Werdegang signalisiert »die Übergabe der Führung von der älteren Generation – der Erlebnisgeneration – auf die jüngere Generation, die Bekenntnisgeneration. Es treten damit Kameraden in die Verantwortung, die sich in den Jahren nach der Vertreibung in der aktiven Arbeit der sudetendeutschen Jugend bewährt haben. Generationswechsel bedeutet aber für unseren Bund nicht den Wechsel in seiner Haltung ... in seinem Bekenntnis zu den Grundrechten unserer sudetendeutschen Volksgruppe und damit unseres ganzen deutschen Volkes« (Witikobrief). Und so bestimmt die Haltung der NS-Massenmordelite des Reichsgaus Sudetenland bis heute die Politik der Landsmannschaft.

Seit ihrer Gründung hat die Bundesrepublik die Vordenker und Exekutoren der NS-Vernichtungspolitik in ihren Staats- und Verwaltungsapparat integriert. Sie haben Karriere gemacht in den Einrichtungen und Institutionen der Landsmannschaft, sind Abgeordnete der Landtage und des Bundestages, Minister auf Bundes- und Landesebene geworden. Fritz Karmasin, Führer der »Karpatendeutschen« im Nazi-Marionettenstaat Slowakei und SS-Hauptsturmführer, wurde von der CSR 1947 als Hauptverantwortlicher für die Ermordung von 60.000 tschechoslowakischen Bürgern jüdischen Glaubens zum Tode verurteilt, war von 1957 bis zu seinem Tode 1970 Geschäftsführer des Witiko-Bundes, Gauführer der »sudetendeutschen« Turner (Kerntruppe der sudetendeutschen SA und SS, wiedergegründet 1950), Mitglied des »Exilparlaments« und Verlagsleiter der »Sudetendeutschen Zeitung«.

An seiner Seite wirkten Hunderte hochrangiger Nazis. Die sehr lückenhafte Dokumentation der DDR über Nazi-Kriegsverbrecher und Völkermörder in der Bundesrepublik von 1968 enthält die Namen von über hundert führenden Funktionären der Sudetendeutschen Landsmannschaft. Als 1965 drei ehemalige sozialdemokratische Abgeordnete des Prager Vorkriegparlaments in einer »Erklärung ehemaliger Funktionäre und Mitglieder der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der Tschechoslowakischen Republik« gegen den dominierenden Einfluß der Nazielite in den »sudetendeutschen« Organisationen protestierten, war die Erregung zwar groß, konkrete Folgen blieben aber aus.

Für die politische Kultur der Bundesrepublik bilden die »Vertriebenen« einen unverzichtbaren Bestandteil. Sie stillen das tiefe Bedürfnis der Deutschen, selbst Opfer gewesen zu sein. Die Entdeckung des Tabus, das es verbiete, das »Verbrechen« der Vertreibung der Deutschen zu benennen, ist Indiz für die Bereitschaft zum mentalen und politischen Wiedereintritt in die »Volksgemeinschaft«.

1952 beschloß der Bundestag im »Lastenausgleichsgesetz« vielfältige Entschädigungszahlungen für die »Vertriebenen« – bis 1991 waren das 121,2 Milliarden Mark. Die »sudetendeutschen Gebiete« galten als »vorübergehend besetzt«, ein »Bundesvertriebenenministerium« ließ eine »Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa« erstellen – aus Berichten von Zeitzeugen, die mit Aufrufen in der Vertriebenenpresse gesucht wurden: »Landsleute! Die Erfassung und Sicherung dieses geschichtlichen Materials ist von entscheidender Bedeutung im Kampf durch Wort und Schrift um unsere Heimat. An uns liegt es, ob endgültig Schweigen und Vergessen über unsere Vertreibung, Not und Tod unserer Angehörigen herrschen wird, oder ob die Welt eines Tages das Unrecht von Potsdam und Yalta revidieren wird. Daher betrachte jeder diese Aufgabe als seine persönliche Verpflichtung gegenüber der Heimat.«

Dementsprechend wurden Hunderte von »Sammlern« beauftragt, Flüchtlinge und »Vertriebene« zu befragen. Die »Sammler« wurden bis 1952 nach der Anzahl der in ihren Befragungen dokumentierten Fälle von Mord, Totschlag und Vergewaltigung bezahlt. Bis zum Jahre 1961 erschienen fünf Bände mit 5.000 Seiten und mehrere Beihefte wurden publiziert. 1984 wurde eine unveränderte und vollständige Taschenbuchausgabe bei DTV gedruckt. Der publizistische und politische Erfolg schlug sich in Tausenden von »Sachbüchern«, Zeitungs- und Illustriertenserien und einer immer besseren Alimentierung der Landsmannschaften nieder, die bis heute wohl die Milliardengrenze weit überschritten hat. Der geplante Band 6, der sich mit der »Vorgeschichte« der Vertreibung, der deutschen Aggressions- und Vernichtungspolitik, befassen und die Funktion der »volksdeutschen Minderheiten« für die Expansion NS-Deutschlands untersuchen sollte, ist nie erschienen.

Die Sammlung der Zeitzeugenberichte für die »Vertreibung« der Sudetendeutschen (Band 4) übernahm Wilhelm Turnwald, führendes Mitglied in Henleins »Sudetendeutscher Volksjugend«, der Tarnorganisation der bis Oktober 1938 verbotenen Hitlerjugend.

»Die Tschechoslowakei – das Ende einer Fehlkonstruktion« heißt der Sammelband, in dem 1992 die versammelte Führung der Landsmannschaft im Geiste Henleins den Zerfall der Tschechoslowakei 1992 begrüßt und feiert. Untertitel: »Die sudetendeutsche Frage bleibt offen«. Die »Fehlkonstruktion« der Tschechoslowakei als »Kunststaat« sei bereits 1938 bei dem berechtigten Anschluß des Sudetenlandes an NS-Deutschland zutage getreten. Der Herausgeber des Buches, Rolf-Josef Eibert, kandidierte 1998 bei der Bundestagswahl für die Nazis der DVU in Bayern.

Zwischen den fünfziger Jahren und heute haben die Sudetendeutschen ihre Opfer tschechischer Gewalt mit allerlei statistischen Tricks auf 250.000 hochgerechnet, um ihr Konto, auf das 260.000 tatsächlich von den Deutschen ermordete jüdische Bürger der CSR in den Grenzen von 1937 gehen, auszugleichen. Walter Becher, Sprecher der Sudetendeutschen Landsmannschaft von 1968-82, zeitweiliger Vorsitzender des Witiko-Bundes und Verfasser einer Unzahl antisemitischer Hetzartikel im offiziellen Organ der NSDAP Sudetenland, »Die Zeit«, schreibt in seinen 1990 erschienenen Memoiren: »Zweifellos ist das an den Juden begangene Verbrechen einmalig und in der Geschichte ohne Beispiel. Während indes seine Urheber den Beschluß zu seiner Durchführung eifrig tarnten sowie diese selbst in abgeschlossenen Lagern vollzogen, fand der an den Deutschen in Böhmen und Mähren-Schlesien verübte Holocaust auf offener Straße statt.«

Die politischen Ursachen und konkreten Abläufe des deutschen Verbrechens gegen die Menschheit verschwinden hinter den Taten »von Hitler, Stalin und Benesch«. Edward Benesch selbst mutiert in neueren Publikationen vom »Werkzeug der Juden« zum Agenten der »Freimaurer«. Den Tschechen selbst, so die offizielle Version der Landsmannschaft ging es gut unter der Herrschaft der Deutschen. Sie haben ihre Opferzahlen willkürlich erhöht. Horst Übelacker, pensionierter Direktor der deutschen Bundesbank, seit vielen Jahren Mitglied im geschäftsführenden Bundesvorstand der Sudetendeutschen Landsmannschaft und aktueller Führer des Witiko-Bundes, schreibt den Tschechen ins »Stammbuch«: »Gehen wir dem nach, dann stellen wir bei den leidgeprüften Tschechen fest, daß sie die höchste Vermehrungsquote in Mitteleuropa hatten, daß sie nicht zur Wehrmacht eingezogen wurden, sie in der Rüstungsindustrie oder in der Landwirtschaft arbeiteten und es ihnen im Prinzip nicht schlecht ging ... Der vorletzte Prager Botschafter behauptet völlig realitätsfremd, während des Krieges seien Hunderttausende von Tschechen umgekommen. Die Opfer von Lidice belaufen sich auf 181 Personen, weitere Opfer sind in Tausender-Größenordnung zu beklagen. Doch wie viele Lidice ... hat es hingegen im Sudetenland gegeben? Nur darüber spricht man nicht.« Die 260.000 ermordeten Bürger der CSR zählen nicht – das waren Juden, keine Tschechen.

Konrad Henleins Vermächtnis lebt. Es hat würdige Verwalter gefunden.

Erich Später schrieb in KONKRET 6/02 über die Verbrechen der Henlein-Nazis

Konkret 07/02, S. 25

Bernhard Schmid

Von Event zu Event

Jean-Marie Le Pen ist für Israel und gegen Juden, für Saddam Hussein und gegen Muslime – und hat damit auch noch Erfolg. Wie geht das?

Rechtsextreme Parteien erzielten in den letzten zwölf Monaten quer durch Europa eine Reihe von Wahlerfolgen. Im September schaffte die rassistische »Dänische Volkspartei« den Sprung in die Regierung. Seit März kann in Lissabon der rechtspopulistische Partido Popular mitregieren. Im April kam Jean-Marie Le Pen im ersten Durchgang der Präsidentschaftswahl auf 18 Prozent. Im Mai wurde die Liste von Pim Fortuyn zweitstärkste Partei der Niederlande.

Doch diese Parteien sind sich nicht so gleich, wie es scheint. Die einen vertreten Ein- oder Zwei-Punkte-Programme: gegen Immigranten und meist noch gegen Steuern und Sozialabgaben. Sie treten, noch etwas härter als die Konservativen, nach unten, und »unten« sind für sie nicht die eigenen Armen, sondern die andern, die Fremden. Dabei machen manche eigene gern mit, die ihren »Reichtum« gegen »das Elend der Welt« verteidigen wollen. Diese Parteien sind in der Regel pro-westlich, mitunter sogar pro-amerikanisch und pro-israelisch – und sei es nur, um sich nicht Nazis nennen lassen müssen.

Auf der anderen Seite gibt es die »revolutionäre« Rechte, zu deren Feinden die gesellschaftlichen Eliten oder doch Teile von ihnen zählen. Antisemitismus und Verschwörungstheorien erlauben ihnen, was das Ein-Punkt-Programm gegen die Immigranten allein – das mit konservativer Politik und Hegemonie noch grundsätzlich vereinbar bleibt – nicht vermag: mit einer kompletten »Gesellschaftstheorie« als »revolutionäre Alternative« Verlierer der Gesellschaft zu umwerben und niedergehende linke Parteien zu beerben.

Ein Beispiel für das erstgenannte Modell ist die italienische Alleanza Nazionale. Ihr Chef Gianfranco Fini geißelte im April dieses Jahres in einem Interview mit dem Pariser »Figaro« heftig den Antizionimus, besonders den »linken«, und nannte Le Pen einen »Krakeeler«. Auch die Hamburger Schill-Partei ist zu diesem Spektrum zu rechnen, während die NPD eher zur zweiten Variante gehört.

Wo aber steht der Front National, die seit 1983 am längsten erfolgreiche rechtsextreme Partei Westeuropas? Mal hier, mal dort: Der FN der achtziger Jahre war eher national-konservativ und zog den rechten Rand der konservativen Wählerschaft an. In den neunziger Jahren, nach dem Ende des Realsozialismus, dem Niedergang der mit ihm verbundenen KPF und der Bekehrung der französischen Sozialdemokratie zum »ökonomischen Realismus«, gewann der FN Anhänger bei Arbeitern und Erwerbslosen. Heute gelingt es Le Pen, als »starker Mann« die widersprüchlichen Erwartungen seiner Wähler zu bündeln – allerdings immer nur von Event zu Event, denn der Partei fehlen die Kader, um vor Ort ein gesellschaftliches Publikum dauerhaft bei der Stange zu halten. Die Kader, die den Neofaschismus im konkreten sozialen Leben verankern wollten, hat Bruno Mégret bei der Parteispaltung 1999 mitgenommen.

Mit kaum bekannten und unerfahrenen örtlichen Vertretern hat Le Pen daher bei den Parlamentswahlen im Juni ein Drittel der Stimmen wieder eingebüßt, die er im April zur Präsidentschaftswahl sammeln konnte. Allerdings sind diese Wähler deswegen noch lange nicht für bessere Einsichten zurückgewonnen: Die meisten von ihnen enthielten sich der Stimme, weil ihr Führer selbst nicht zur Wahl stand.

Der Gründer des 1972 aus den Resten von Hardlinern des Algerienkriegs, Vichy-Veteranen und rechtsextremen Studenten gebildeten FN hat in seinem Leben schon die unterschiedlichsten Ansichten vertreten. 1956 als jüngster Abgeordneter – für eine kleinbürgerliche Anti-Steuer-Partei, die »Poujadisten« gewählt – , nahm er freiwillig am französisch-britisch-israelischen Überfall auf Ägypten teil, das zuvor den Suezkanal nationalisiert hatte. In den sechziger und siebziger Jahren verglich Le Pen, der damals, weil er ein Auge verloren hat, eine Augenbinde trug, sich gern mit dem israelischen Haudegen Mosche Dayan. Das bedeutet nicht, daß er damals kein Antisemit gewesen wäre – das war er immer. Weil er aber einerseits »die Juden« für eine Großmacht hält, mit der man sich besser gut stellt, und andererseits den Staat Israel für eine prima Möglichkeit, die jüdische Bevölkerung aus Europa loszuwerden, hielt er außenpolitisch einen klar pro-israelischen Kurs.

Dieses Profil einer autoritären, pro-westlichen Rechten wurde brüchig, als Le Pen sich in einem Fernsehinterview im September 1987 zu den Thesen der Geschichtsrevisionisten bekannte. Sein Besuch in Israel, dessen Rechte ihn wegen seiner anti-muslimischen Tiraden ins Herz geschlossen hatte, wurde annulliert. Auch eine Teilnahme am Parteitag der britischen Konservativen unter Margaret Thatcher, der bereits vereinbart war, wurde abgesagt. Von nun an ließ Le Pen seinen antisemitischen Instinkten freien Lauf und ergriff in der Golfkrise im Spätsommer 1990 Partei für Saddam Hussein.

Der Positionswechsel wurde Teil einer Strategie, als Le Pen sich den nach dem Mauerfall erwachenden ethnischen Nationalismen und Identitätsbewegungen als Alliierter anzubieten versuchte. Zu Kongressen des FN lud er sowohl kroatische Ultranationalisten von der HSP des Doboslav Paraga als auch serbische von der SRS des Vojslav Seselj ein – Hauptsache, die Gäste waren autoritär und auf »Identitätssuche«.

In den letzten Jahren hat Le Pen die Leute, die aus seiner Partei eine klassisch faschistische Aktivistenbewegung machen wollten, zurückgedrängt und führt nun eine Horde passiver Mitglieder an. Er setzt nun eher auf *Personality show* denn auf einen stringenten ideologischen Kurs. So spielte er bei den jüngsten Präsidentschaftswahlen erfolgreich sowohl mit dem starken antiarabischen und besonders antimaghrebinischen Rassismus, der vor allem sein Massenpublikum anzieht, als auch mit dem Antisemitismus, der eher den harten Kern der extremen Rechten anspricht. In einem Interview mit der israelischen Tageszeitung »Haaretz« drei Tage vor der Präsidentschaftswahl schaffte er es gar, Ariel Sharon und dessen Politik zu loben – er selbst habe ja, aus dem Algerienkrieg, »Erfahrungen bei der Terrorbekämpfung« und wisse um die Notwendigkeit einer harten Hand – sowie Sympathie für Saddam Hussein zu äußern.

Und so verrückt es scheint: Le Pen hat bei beiden Zielgruppen Punkte gemacht. 7 Prozent der arabischstämmigen Wähler haben für ihn gestimmt, und der Vorsitzende des Zentralverbands der jüdischen Institutionen in Frankreich (CRIF), Roger Cukiermann, lobte den Wahlerfolg des FN-Chefs als »ein Signal an die Muslime, ruhig zu bleiben«. Die Proteste waren freilich so massiv, daß Cukiermann fünf Tage später zur Unterstützung des Präsidentschaftskandidaten Jacques Chirac gegen Le Pen aufrufen mußte.

Bernhard Schmid schrieb in KONKRET 5/02 über die Wahlen in Frankreich

Konkret 07/02, S. 26

Imke Hansen

Rußland den Russen

Fünfzehn Jahre nach Beginn der Perestroika: Auf Moskaus Straßen regiert der Mob, Passanten und Regierung drücken beide Augen zu

»Weil Hitler uns die heilige Idee des Nationalsozialismus gegeben hat«, antwortet der 15jährige Skinhead Zakhar auf die Frage des russischen Auslandskorrespondenten der »New York Times«, warum Moskauer Skins am 20. April einen Tschetschenen getötet und mehrere Menschen verletzt hätten.

Bei einer Versammlung auf dem Puschkinplatz demonstrieren etwa 80 Jugendliche – »für die Ausrottung von Juden, Amerikanern und anderem Abschaum«, sagt Zakhar. Er und seine Freunde hängen vor den Augen der Polizei Plakate mit der Aufschrift »Skins gegen Bush« auf und skandieren »Tötet die USA«. Als der Korrespondent einen Polizisten darauf anspricht, zuckt der mit den Achseln: »Wo sehen sie hier Skinheads? Das ist eine Demonstration für einheimische Hühnerproduzenten gegen den amerikanischen Import.«

Die Zahl rechtsradikaler Zwischenfälle in Moskau ist in den letzten Monaten signifikant gestiegen, berichtet der russische TV-Sender ORT. Das Innenministerium schätzt die Zahl junger Rechtsextremisten auf 10.000. Sie haben in diesem Jahr bereits neun Menschen getötet und über hundert verletzt.

Die Täter sind zumeist Jugendliche zwischen 14 und 20, Kinder von Arbeitern, Offizieren, Polizisten, ohne Ausbildung und Berufschancen, wie ehemalige Soldaten des Tschetschenienkriegs. Wie überall in Europa richten sie ihre Wut gegen Menschen anderer Hautfarbe. Das ideologische Gemisch, das sie vereint, besteht aus Antisemitismus, Rassismus und Antiamerikanismus.

Auf der Demonstration am 1. Mai boten Bücher- und Zeitungshändler aus ganz Moskau in Doppelreihen auf der Straße zwischen Manzeh-Platz und Hotel Metropol die passende Literatur an: »Die Protokolle der Weisen von Zion«, »Jüdischer Faschismus in Rußland«, »Die Liste der verborgenen Juden«, und »Mein Kampf«. Die Demonstranten skandierten »Nein zur Judenherrschaft in Rußland«, »Nein zu jüdischem Faschismus«, »Freiheit für Palästina«.

Der Publizist Geydar Dzhemal beendete seine Rede über »jüdische Käuflichkeit und israelische Militärregierung« mit dem Schlachtruf »Allah akbar«. Sein Vorredner, der Herausgeber der Zeitung »Zavtra« (»Morgen«) verkündete: »In unseren Reihen marschieren Eduard Limonov, Yassir Arafat und Slobodan Milosevic mit«, und grüßte die palästinensischen Brüder. Die Verbrüderung mit islamischen Kämpfern und Fundamentalisten steht in einem schwerverständlichen Gegensatz zur extrem aggressiven Haltung gegenüber den islamischen Kämpfern in Tschetschenien, dem Feind Nummer eins. Aber auf politische Zusammenhänge kommt es nicht an. Die Basis der Rechtsextremisten ist Unzufriedenheit, den Zusammenhalt schaffen Musik- und Fußballszene.

»Eine organisatorisch wie ideologisch sich rapide entfaltende Welt«, nennt der Skinheadexperte Aleksandr Tarasov die jungen Gruppen, wie die Nationale Volkspartei (NNP), den Clan Navi und die Russische Nationalsozialistische Partei (RNSP). Aktivisten der Nationalen Befreiungsbewegung Rußlands (NODR) erklären, sie seien eine »Kriegerkaste, die die Händlerkaste schlachten« und »das Land mit Blut und Geschossen vom Mist reinigen« wird. Die »alte« Generation ultrarechter Organisationen sei im Aussterben begriffen, sagt Tarasov. Wladimir Putin sei es gewesen, der ihnen den Boden unter den Füßen wegzog, indem er ihnen durch seine Härte im Tschetschenienkonflikt das Monopol auf antiwestliche und patriotische Rhetorik genommen habe.

Die Stärke der Rechtsradikalen ist ihre Omnipräsenz. Ausländer und Juden werden beschimpft und verprügelt, Kioske und Restaurants ausländischer Besitzer verwüstet, Märkte kaukasischer Händler gestürmt, Synagogen und jüdische Friedhöfe geschändet, Droh-E-Mails verschickt.

Im letzten Monat haben 18 Studenten der russischen medizinischen Universität, vor allem aus Asien und Afrika, Rußland endgültig verlassen – nach wiederholten körperlichen Angriffen von Skinheads, bei denen die Polizei nicht einschritt. Bei einer Konferenz Ende April in Moskau äußerten Vertreter der Universitäten, daß sie, wenn die Polizei sich weiter indifferent verhalte, ihre 70.000 ausländischen Studenten von privaten Sicherheits- und Selbstverteidigungsteams würden schützen lassen.

Regierung und Behörden bemühten sich bisher, das Problem zu ignorieren oder herunterzuspielen, indem sie den rassistischen oder antisemitischen Hintergrund der Gewalttaten leugnen. »Die Behörden schrecken davor zurück, die Lage zu sehen, wie sie ist«, sagte der nigerianische Botschafter.

Statt einzuschreiten geht die Polizei beispielhaft voran. Häufige Ausweiskontrollen, spontane, unbegründete Festnahmen und brutaler Umgang mit Menschen anderer Hautfarbe sind Normalität. Ein Student aus Kamerun berichtet, wie zwei Polizisten zuschauten, während er auf einem U-Bahnsteig zehn Minuten lang verprügelt wurde. Ein Mitarbeiter der Moskauer Zeitung »Moskovsky Komsomolet«, der sich für zwei Wochen einer Skinheadgruppe angeschlossen hatte,

konnte ermitteln, daß die Polizei in einem Trainingszentrum für Kampfkunst und »Spezialaufgaben« auch Skinheads trainiert.

Joseph Peters, ein Flüchtling aus dem Sudan, hielt einen Skinheadangriff auf seiner Videokamera fest. Er übergab das Band, nachdem er es einigen Freunden vorgeführt hatte, der Polizei, die ihm nach etwa einem Jahr zurückschrieb, das Band sei kaputt.

Generalstaatsanwalt Wladimir Ustinow gibt zu, daß nach rassistischen Gewalttaten die Polizei »ihren Job nicht ordentlich erledigt« und seine Behörde »nicht sorgfältig arbeitet«. Amnesty International kritisiert, daß Minderheiten von Offiziellen oft genauso viel zu fürchten haben wie von Skinheads. Polizei und Behörden gingen mit Drohungen und Gewalt gegen ethnische Minderheiten vor und reagierten auf rassistische Attacken gleichgültig.

Im Januar unterzeichneten 37 Botschafter einen Appell an das russische Außenministerium, in dem sie nach mehreren Attacken auf Familienmitglieder und Angestellte mehr Schutz forderten.

Am 12. 4. sagte der US-Generalkonsul in Rußland, James Warlick, das Außenministerium sei über die Angriffe auf Ausländer, auch auf Bürger der USA, informiert. Neben Botschaftern von asiatischen, afrikanischen und europäischen Staaten erhielt auch der amerikanische vor dem 20. April Droh-E-Mails, unterzeichnet von »Ivan, Präsident der russischen Skinheadgruppen«, in denen gefordert wurde, alle nicht Russischstämmigen auszubürgern. »Ivan erklärt allen Ausländern den Krieg«, unterzeichnet: »Rußland den Russen«.

Die afghanische Botschaft teilte am 17. April dem Außenministerium mit, daß zwei Tage zuvor afghanische Bürger von Skinheads attackiert worden seien. Der 35jährige Abdul Hakim Hakrid, Übersetzer in der Migrationsabteilung des russischen Innenministeriums, erlag im Krankenhaus seinen Verletzungen. Er hinterließ seine russische Frau und 4 Kinder. In ihrem Schreiben betonte die afghanische Botschaft, daß afghanische Bürger kontinuierlich Attacken von jungen Nationalisten ausgesetzt seien und häufig Opfer illegaler Aktionen der Polizeibehörde würden.

Auch Diplomaten aus Aserbeidschan, Armenien, Kasachstan, Kirgistan, Tadschikistan, Usbekistan, und Georgien forderten den Außenminister auf, Maßnahmen zum Umgang mit rechter Gewalt zu ergreifen. Doch das Gesetz, das Vladimir Putin Anfang Mai in der Duma vorstellte, weckt da keine großen Hoffnungen: »Wird es in bezug auf Rassismus, Haß und Gewalt irgendwas an der Situation in Rußland ändern?« fragte die »St. Petersburg Times«, die das schon deshalb bezweifelt, weil »ein signifikanter Teil der Bevölkerung positiv auf Nachrichten von Skinheadattacken auf Kaukasier reagiert«.

Laut einer von den »Moscow News« durchgeführten Internetumfrage, würden nur 4,3 Prozent der Moskauer einschreiten, wenn sie rechtsradikale Gewalt sehen. Ignorieren würden solche Zwischenfälle 58 Prozent, 37 Prozent liefen weg.

Noch skeptischer äußerte sich die »Moskovsky Komsomolets«: »Es ist lange bekannt, daß die Autoritäten sich nicht gerne mit offenem Extremismus beschäftigen, sei es weil sie die Ansichten teilen, sei es weil sie Angst haben.« Außerdem bestehe die Gefahr, daß Oppositionelle zu Extremisten erklärt würden. Der kommunistische Parteiführer Gennadi Suganow behauptete sogar, daß die »Skinheadhysterie« von der Regierung inszeniert sei, um die Opposition zu kompromittieren und ihrer Rechte zu berauben. Das Mediengetöse, das um die möglicherweise von Skins verübte Gewalt veranstaltet werde, mache die Neonazi-Ideologie für Jugendliche erst attraktiv.

Wie ernst den Politikern das Thema – abgesehen von der Instrumentalisierung für Machtrangeleien – ist, zeigt eine Äußerung des Moskauer Bürgermeisters Yuri Luschkow nach dem Erfolg Le Pens bei den Wahlen in Frankreich: »Wir sollten zwischen Le Pen und unseren Extremisten unterscheiden.« Die sogenannten Gewalttäter seien in Wahrheit Fußballfans, die ihre Emotionen nicht im Zaum halten könnten. Er freue sich, daß beim Spiel zwischen Spartak und CSKA Moskau am 21. April nichts passiert sei. 67 Polizeihunde hätten für Ordnung gesorgt.

Paul Massa Mayoni starb im letzten Herbst direkt vor der Botschaft der Vereinigten Staaten in Moskau. Seine Mörder müssen sich nur für »Hooliganismus« verantworten. Die medizinische Untersuchung hatte ergeben, daß nicht die Baseballschläger, sondern das Aufschlagen des Kopfes auf den Boden den Tod herbeigeführt hatte.

Imke Hansen darf in drei Wochen Deutschland Richtung Osten verlassen

Konkret 07/02, S. 28

Jürgen Elsässer

Secret Services

Eine FBI-Agentin berichtet, ihre Vorgesetzten hätten vor dem 11. September alle Warnungen ignoriert, als seien sie »Spione oder Maulwürfe, die in Wirklichkeit für Osama Bin Laden arbeiteten«

Es gibt nicht viele Menschen, die das FBI so geliebt haben wie Coleen Rowley. Schon in der fünften Klasse schrieb sie an die Bundespolizei und forderte die Informationsbroschüre *100 Facts About the FBI* an. Seit dieser Zeit wollte sie Agentin werden. An der Uni protestierte sie, als der Dekan die Jobvermittler der Bundespolizei vom Campus verbannte. Sie bewarb sich auf eigene Faust, nach ihrer Juraprüfung wurde sie genommen: Special Agent Rowley war 1980 eine der ersten Frauen in einer Welt rauhbeiniger Machos und computersüchtiger Workaholics. Ihr Aufstieg führte sie 1995 an die Spitze des FBI-Regionalbüros in Minneapolis. Freunde und Kollegen beschreiben sie als fleißig, zuverlässig, *tough* und auch noch bescheiden. Ihr Leben war das FBI, in der spärlichen Freizeit schmiß sie noch den Haushalt mit vier Kindern. *An American dream had come true*: Eine berufstätige Mutter, eine vorbildliche Dienerin ihres Staates, eine überzeugte Anhängerin seiner Ideale.

Anfang Mai dieses Jahres, nach einigen schlaflosen Nächten, fuhr sie um drei Uhr in der Frühe ins Büro und tippte die ersten Seiten eines Memorandums herunter, das – so das US-Magazin »Time« in seiner Titelstory – »einschlug wie eine Granate«. Der Brief, gerichtet an FBI-Chef Robert Mueller, »beschuldigt die Bundespolizei, absichtlich Maßnahmen verhindert zu haben, die dazu beitragen hätten können, die Angriffe vom 11. September abzuwehren« (»Time«). Rowley brachte ihr Dossier persönlich nach Washington und übergab zwei Kopien dem Geheimdienstausschuß des Senats.

Ihr Mißtrauen gegenüber ihren Vorgesetzten hatte Rowley in dem 13seitigen Brief an Mueller so begründet: »Ich bin tief betroffen darüber, daß Sie und andere auf der höchsten Ebene des FBI-Managements auf heikle und filigrane Weise die Fakten verdunkelt und falsch dargestellt haben und damit fortfahren.«

Das Phoenix-Memorandum

Rowley hatte im Sommer 2001 begonnen, an ihren Vorgesetzten zu zweifeln, nachdem Sie und ihre Agenten in Minneapolis einen gewissen Zacarias Moussaoui verhaftet hatten. Der Marokkaner wird seit dem 11. September als mutmaßlicher zwanzigster Attentäter verdächtigt und sitzt in Untersuchungshaft. Vor dem 11. September hatte die FBI-Chefetage Rowley trickreich an Ermittlungen gehindert.

Moussaoui war aufgrund von Hinweisen einer Flugschule festgenommen worden – er sei, so sein Ausbilder, nur daran interessiert gewesen, das Steuern einer Maschine zu lernen, nicht aber das Landen. Im Verhör stellte sich der Mann stur. Immerhin konnte Rowley von der französischen Polizei in Erfahrung bringen, daß Moussaoui schon seit Ende der neunziger Jahre unter Beobachtung stand: Er flog ständig in der Welt herum, traf sich mit militanten Islamisten, rekrutierte Mudjahedin für Tschetschenien.

Mit dem französischen Material beantragte Rowley bei der FBI-Zentrale mehrfach eine Genehmigung zur Inspektion von Moussaouis Laptop, was vor dem 11. September mit fadenscheinigen Begründungen abgelehnt wurde. Der Widerstand der FBI-Zentrale war so hartnäckig, daß im Büro Minneapolis Witze kursierten, einige FBI-Offizielle »müßten Spione oder Maulwürfe wie Robert Hansen sein, die in Wirklichkeit für Osama Bin Laden arbeiteten«, schreibt Rowley in ihrem Dossier. (Hansen war ein Maulwurf des KGB.)

Während Rowley in Minneapolis in den Wochen vor dem 11. September vergeblich die Geheimnisse Moussaouis zu knacken versuchte, fahndete einige hundert Meilen entfernt ein weiteres FBI-Team nach den späteren Attentätern. Agent Kenneth Williams hatte herausgefunden, daß eine ganze Menge verdächtiger Islamisten sich in Flugschulen eingeschrieben hatte und sich ungeniert nach Details der Sicherungssysteme großer Flughäfen erkundigte. Williams überzeugte seinen Chef Bill Kurtz, daß etwas im Gange sei, und der schickte am 10. Juli 2001 ein längeres Memorandum an die FBI-Zentrale mit dem Vorschlag, alle Flugschulen im Lande einer genauen Prüfung zu unterziehen. Das Phoenix-Memorandum ging an vier FBI-Stellen (die Anti-Fundamentalismus-Abteilung, das Anti-Terror-Büro im Hauptquartier, die Task Force Bin Laden und das Regionalbüro New York) – doch es reagierte nicht eine davon: »Das Kurtz-Team erlitt ein schlimmeres Schicksal als Kassandra: Ihnen wurde nicht nur nicht geglaubt, sie wurden total ignoriert« (»Newsweek«).

Dabei hatte Präsident George W. Bush am 5. Juli, nur fünf Tage vor dem Phoenix-Memorandum, seine Sicherheitsberaterin Condoleezza Rice angewiesen, eine konkrete Bedrohungsanalyse durch terroristische Anschläge zu erstellen. Am 6. August lag das Ergebnis auf dem Tisch. Im *presidential daily briefing* dieses Tages wurde Bush gewarnt, daß Osama Bin Laden Flugzeuge in den USA selbst entführen könnte. Das war fünf Wochen vor dem Inferno des 11. September.

Flak in Genua, freie Bahn in New York

Das Durchsickern des Phoenix-Memorandums und des Rowley-Dossiers führte Mitte Mai 2002 zur bisher schwersten Vertrauenskrise der Administration. Bush sei »ins Zentrum eines Tornados geraten, der sich binnen Tagesfrist aus einem Sturm im Wasserglas entwickelt hat«, meldete die »Süddeutsche Zeitung« zu Pfingsten. Für zusätzliche Schärfe der Debatte sorgte der Umstand, daß Washington in den acht Monaten seit dem 11. September hartnäckig bestritten hatte, es habe vor den Anschlägen Warnungen gegeben. FBI-Chef Mueller hatte immer betont, seine Behörde habe »alles getan, um herauszufinden, ob Moussaoui Teilnehmer eines Terrorkomplotts war«.

Die neue Sprachregelung gab Sicherheitsberaterin Rice vor. Ja, man habe Erkenntnisse gehabt, aber leider nur in relativ allgemeiner Form: »Ich glaube nicht, daß irgend jemand hätte vorhersehen können, daß diese Leute ein Flugzeug nehmen und es in das World Trade Center rammen würden ... All diese Berichte über Flugzeugentführungen handelten von traditionellen Flugzeugentführungen.«

Die Behauptung steht im Widerspruch zu den Fakten. Daß Flugzeuge als tödliche Geschosse gegen städtische Ziele eingesetzt werden könnten, hatte laut »Washington Post« eine Expertenkommission des Pentagon bereits im Jahre 1993 herausgefunden. Rainer Rupp, vormals Agent im Dienste der DDR, führt in einem Aufsatz für das Buch *Das Schweigekartell – Fragen & Widersprüche zum 11. September* (herausgegeben von Arnold Schölzel) weitere Beispiele auf – jeweils mit Quellenbeleg: 1994 stürzte ein Kamikaze eine Cessna in einen Baum vor dem Weißen Haus, unmittelbar vor dem Schlafzimmer des Präsidenten. Im selben Jahr entführten algerische Islamisten eine Maschine der Air France, um den Eiffelturm zu zerstören. Der mutmaßliche Organisator des ersten Attentats auf das World Trade Center 1993 berichtete nach seiner Verhaftung von Plänen, mehrere US-Flugzeuge gleichzeitig über dem Pazifik zu sprengen. Er selbst habe sich mit einem Flugzeug in das CIA-Hauptquartier in Langley stürzen wollen.

Rupp ruft auch die Warnungen ausländischer Geheimdienste in Erinnerung. Laut »FAZ« hat der BND im Juni 2001 CIA und Mossad darüber informiert, »daß Terroristen aus dem Nahen Osten sich darauf vorbereiten, ein Passagierflugzeug zu entführen und es als Waffe zu benutzen, um wichtige Symbole der amerikanischen und israelischen Kultur anzugreifen«. Im selben Monat wurden die US-Behörden auch vom ägyptischen Präsidenten Mubarak unterrichtet, daß »ein mit Sprengstoff gefülltes Flugzeug« zum Einsatz kommen könnte. Der russische Geheimdienst warnte seine US-amerikanischen Partner im August 2001, daß »Anschläge auf Flughäfen und Regierungsgebäude unmittelbar bevorstünden«. Der Mossad sprach, ebenfalls im August 2001, von 200 Al-Qaida-Leuten in den USA, die einen »sehr schweren Anschlag« auf ein »sehr großes Zielobjekt« vorbereiteten. Ein »Bericht von Fachleuten der Kongreßbibliothek« hat »im September 1999 einen Zweig der amerikanischen Geheimdienste mit ominöser Genauigkeit vor einem Selbstmordattentat gewarnt ... In dem Report unter der Überschrift ›Die Soziologie und Psychologie des Terrorismus‹ hieß es: ›Selbstmordbomber, die zu Al Qaidas Märtyrerbataillon gehören, könnten ein Flugzeug voller Sprengsoff (C-4 oder Semtex) auf das Pentagon, das Hauptquartier der CIA oder das Weiße Haus stürzen‹«, berichtet die »FAZ«.

Auch die Twin Towers waren Wochen vorher als Angriffsziele benannt worden. In einem der Rapporte, die Rowleys FBI-Dienststelle Minneapolis im August 2001 verfaßte und an die Zentrale schickte, stand explizit, Moussaoui »könnte planen, ein Flugzeug in das World Trade Center zu rammen«. Wie ernst diese Warnungen vor einer neuen und eben nicht der traditionellen Art Flugzeugentführung war, zeigt auch der Umstand, daß beim G7-Gipfel in Genua vom 20. bis 22. Juli – knapp zwei Wochen nach dem Phoenix-Memorandum – ein Ring von Flugabwehrraketen rund um die Tagungsstätten aufgestellt worden war. Man wappnete sich exakt gegen die Gefahr, von der man heute sagt, man habe von ihr damals keine Kenntnis gehabt.

Am 11. September freilich gab es keine Schutzmaßnahmen dieser Art – es gab noch nicht einmal eine erhöhte Sicherheitsstufe auf den Flughäfen. Die Attentäter hatten beim Check-In keine Probleme. Die Todesmaschinen konnten ihre Ziele finden, ohne daß sie von der US-Flugabwehr gestört wurden. Dies ist besonders auffällig bei Todesmaschine Nummer drei, die erst vierzig Minuten nach Maschine zwei in ihr Ziel, das Pentagon, stürzte. Obwohl rund um Washington ein dichtes Netz von Militärflughäfen ist, stiegen keine Abfangjäger auf (vgl. KONKRET 12/2002).

Dick und Doof – oder mehr?

Über die mutmaßlichen Entführer der Maschine Nummer drei, Khalid Almihdhar und Nawaf Alhazmi, gibt es ebenfalls neue Erkenntnisse. Das durch die Rowley-Affäre schwer belastete FBI hat, wohl zur eigenen Entlastung, Informationen an die Presse weitergereicht, die der Konkurrenz wehtun. *»The 9/11 Terrorists the CIA Should Have Caught«* lautete die Titelstory von »Newsweek« am 10. Juni. Demnach hatte die CIA im Januar 2000 herausgefunden, daß Almihdhar und Alhazmi an einer Al-Qaida-Konferenz in der malayischen Hauptstadt Kuala Lumpur teilgenommen hatten und Einreisevisa für die USA besaßen:

»Erstaunlicherweise unternahm die CIA nichts mit dieser Information. Die Agenten verständigten die (Einreisebehörde) INS nicht, die sie an der Grenze hätte zurückweisen können, und sie setzten das FBI nicht in Kenntnis, das sie hätte beschatten können, um ihre Mission herauszufinden. Statt dessen lebten Alhazmi und Almihdhar das ganze Jahr, neun

Monate nach ihrer Identifizierung als Terroristen, offen und unter ihrem eigenen Namen in den USA, sie beantragten Führerscheine, eröffneten Bankkonten und schrieben sich in Flugschulen ein – bis zum Morgen des 11. September, als sie an Bord von American Airlines Flug 77 gingen und ins Pentagon rasten ... Nichts wäre einfacher gewesen, als Almihdhar und Alhazmi zu finden. Nach ›Newsweek‹-Recherchen stellte das US-Außenministerium in Unkenntnis der Lage Almidhar nach Auslaufen seines Visums im Juni 2001 ein neues aus – obwohl die CIA ihn in Verbindung mit einem der mutmaßlichen Täter gebracht hatte, die im Oktober 2000 die USS Cole gesprengt hatten. Und da sich die zwei Terroristen häufig mit den anderen Tätern des 11. Septembers trafen, hätten Bundesagenten eine komplette Karte mit allen Flugzeugentführern des 11. September erstellen können, wenn sie sie beschattet hätten. Aber das FBI wußte bis drei Wochen vor den Anschlägen nicht, daß es das hätte tun sollen ...« Die CIA, so das FBI, habe durch mangelnden und verspäteten Datenaustausch den entscheidenden Zugriff verhindert. »Keine Frage, wir hätten alle 19 Flugzeugentführer im Sack gehabt«, sagte ein FBI-Offizieller gegenüber »Newsweek«.

Alles Pannen? Der Fall Almidhar und Alhazmi zeigt, daß diese Erklärung nicht der Weisheit letzter Schluß sein muß. »Newsweek« weist nämlich, wie zuvor schon kleinere Blätter, darauf hin, daß die beiden vermutlich gar nicht fliegen konnten. »Almihdhar und Alhazmi nahmen ihre Flugstunden ernst, aber es war unmöglich, ihnen etwas beizubringen. Fluglehrer Rick Garza in Sorbi's Flying Club gab beiden Männern ein halbes Dutzend Stunden am Boden, bevor er sie im Mai in einer einmotorige Cessna mitfliegen ließ. ›Sie waren nur daran interessiert, große Jets zu fliegen‹, erinnert sich Garza. Aber Garza gab bei seinen unglücklichen Studenten bald auf. ›Ich dachte mir, sie sind ganz einfach ungeeignet‹, sagt er. ›Sie waren wie Dick und Doof *(like Dumb and Dumber).*‹«

Ausgerechnet diese beiden sollen als Piloten der Todesmaschine Nummer drei ein höchst anspruchsvolles Flugmanöver durchgeführt haben: Der Jet visierte zunächst das Weiße Haus an, wurde im letzten Augenblick in einem 270-Grad-Looping herumgerissen und raste dann in Baumwipfelhöhe auf das Pentagon zu. Das sollen Dick und Doof geschafft haben? Falls aber nicht sie, wer dann? Noch verrückter: Flog die Maschine von Dick und Doof gar nicht ins Pentagon? Haben die Zerstörungen dort ganz andere Ursachen als einen Flugzeugabsturz? (Dies behauptet, nach Auswertung von Fotoaufnahmen, Thierry Meyssan in seinem Bestseller *L'Effroyable Imposture*.) Wenn die beiden es nicht gewesen sind – wie glaubhaft sind dann die Beschuldigungen gegen die übrigen 17 Verdächtigen auf der Fahndungsliste, die die US-amerikanischen Behörden in Windeseile nach dem 11. September veröffentlicht haben?

Das sind abenteuerliche Spekulationen. Halten wir uns an die nüchternen US-Regierungsdokumente. Eines davon legt nahe, daß der 11. September der Bush-Adminisration nicht ungelegen kam. Am 9. September nämlich, zwei Tage vor dem Inferno, bekam Bush eine *National Security Presidential Directive* auf den Tisch, die im Detail einen weltweiten Anti-Terror-Feldzug gegen Osama Bin Laden skizzierte. Die Direktive, so der Sender NBC, »umriß im Grunde genau denselben Plan, den das Weiße Haus, die CIA und das Pentagon nach den Anschlägen vom 11. September umsetzen«.

Dies ist ein Indiz für mögliche Interessen höchster Kreise an einem *trigger event* für einen globalen Feldzug, aber kein Beweis für ihre konkrete Verwicklung in den 11. September. Die größte Verschwörungstheorie aber, wonach Osama Bin Laden und seine fabelhafte Al Qaida dieses teuflische Terror-Meisterwerk ganz alleine ausgeführt haben, dürfte so wenig stimmen wie die zweitgrößte, derzufolge Bush und/oder sein Vize Dick Cheney höchstpersönlich die Sache angestiftet haben, um die strategischen Ziele »des« US-Imperialismus durchzusetzen.

Nimmt man Rowleys Aufzeichnungen ernst, muß es aber »Spione und Maulwürfe« in den US-Apparaten geben, die Maßnahmen gegen die Terroristen verhindert, wenn nicht gar mit diesen kooperiert haben. Eine solche Kooperation zwischen Teilen der US-Geheimdienste und radikalen Fundamentalisten gab es in den achtziger Jahren (Iran-Contra-Affäre, Hochrüstung der Mudjahedin in Afghanistan) und in den neunziger Jahren (Unterstützung der Moslems in Bosnien mit Hilfe Teherans) schon. Vielleicht, wer weiß, ist eine Djihad-Fraktion innerhalb der US-Apparate am Werk. Und dann: Wessen Interessen vertritt sie? Die der islamischen Fundamentalisten auf Kosten der USA? Die des US-Kapitals beziehungsweise einer seiner Fraktionen auf Kosten der islamischen Welt? Oder gibt es da ein Joint-venture zwischen US-Ölpotentaten und islamischen Oligarchen?

Bei alldem ist das öffentliche Interesse an der Aufklärung des größten Terroranschlages seit 1945 in Deutschland gleich Null. Während sich die auflagenstärksten US-Magazine im Mai/Juni mit Titelgeschichten über den 11. September überboten, herrschte hierzulande Schweigen. Die deutschen Medien verteidigen den US-Präsidenten unkritischer als die Presse in *God's Own Country.* Warum? Das ist ein Rätsel, das mit den Mitteln des investigativen Journalismus nicht zu lösen ist.

Jürgen Elsässer schrieb in KONKRET 6/02 über Srebrenica

Konkret 07/02, S. 30

Jenna L. Brinning

Links & Rights

Ein Superministerium für »Heimatschutz« mit 169.000 Angestellten und einem Budget von 37,5 Milliarden Dollar soll entstehen. Warum jene Pläne, die selbst Kongreßmitglieder überraschten, gerade jetzt angekündigt wurden, liegt auf der Hand: »Time« titelte am 3. Juni »The Bombshell Memo – How the FBI Blew the Case.«

In einem Brief an den FBI-Direktor Mueller (http://www.time.com/time/covers/1101020603/memo.html) bezichtigte ihn die FBI-Agentin Coleen Rowley, Indizien und Warnungen im Vorfeld des 11.9. herunterzuspielen, Fakten falsch wiederzugeben sowie die FBI-Tätigkeit nach dem 11.9. zu beschönigen. Fast 60 Prozent der amerikanischen Bevölkerung glauben laut einer CNN/»Time«-Umfrage, daß das FBI und die CIA dafür verantwortlich sind, daß die WTC-Anschläge nicht verhindert wurden. »Fortune« berichtet über das »Phoenix-Memo« von Agent Ken Williams, das im Juli 2001 auf auffällig viele Flugschüler arabischer Herkunft hinwies (http://www.fortune.com/articles/phoenix_memo.html).

CNN faßt den Kenntnisstand auf einer schlecht gestylten Webseite zusammen: »Wer hat was gewußt und wann?« (http://www.cnn.com/2002/US/05/22/9.11.warnings.facts/).

Weil die CIA nicht ganz so doof dastehen wollte, wies sie im Juni darauf hin, daß sie das FBI vor potentiellen Hijackern bereits im Januar 2000 gewarnt habe (http://www.washingtonpost.com/wp-dyn/articles/A54893-2002Jun3.html). Fette Pannen, scharfe Kritik: Die US-Medien haben in Mueller schnell ihren Schuldigen gefunden, auch wenn er erst sieben Tage vor den Anschlägen sein Amt antrat. Da kommt Bushs Vorschlag, die größte Neuorganisation der Regierung seit dem Zweiten Weltkrieg vorzunehmen, gerade rechtzeitig, um von der Diskussion um die Geheimdienste abzulenken. Aber, wie Ted Kennedy anmerkte, »die Frage ist, ob es etwas nützt, die Liegestühle am Bord der Titanic neu zu ordnen«. Das liberale Magazin »The American Prospect« hält die Mission des neuen Ministeriums für schlicht nicht erfüllbar (http://www.prospect.org/webfeatures/2002/06/dreyfuss-r-06-07.html).

Doch neben verschlampten Memos und Superministerien als Retter in der Not sind pikantere Theorien im Umlauf, allen voran die des Franzosen Thierry Meyssan, dessen Buch L'Effroyable Imposture *momentan sogar auf der französischen Bestsellerliste steht. Die These des linken Aktivisten, die Anschläge vergangenen September habe es nie gegeben, zumindest nicht so, wie uns die Regierung sagt, kommt verständlicherweise bei den Amerikanern nicht so gut an. »National Review« vergleicht Meyssan gar mit Pol Pot, Hitler und Lenin – in einem Satz (http://www.nationalreview.com/robbins/robbins040902.*

asp).

Konkret 07/02, S. 31

Ralph Hartmann

Wer regiert, marschiert

Der Krieg gegen den Terror aus der Sicht eines Abgeordneten, für den sich seine Partei entschuldigen muß

Es gibt Bücher, bei denen der Leser weder am Anfang noch, schlimmer, am Ende sagen kann, weshalb sie eigentlich geschrieben wurden. Nicht zufällig wurden Gymnasiasten und Studenten vieler Generationen mit der Prüfungs- oder Aufsatzfrage geplagt: »Was will der Dichter uns damit sagen?«

Bei Winfried Wolf, dem PDS-Bundestagsabgeordneten, Verkehrs- und Sozialexperten, Friedensaktivisten, Enfant terrible in Partei und Parlamentsfraktion, ist ein solches Grübeln nicht nötig. Er verweist auf die verstärkte Weltmarktkonkurrenz, die nach seiner Ansicht auch »unscharf« als »Globalisierung« bezeichnet wird, sowie auf die allgemeine Militarisierung, mündend in die Kriege am Golf 1990/91, auf dem Balkan 1999 und den »Krieg gegen den Terrorismus« 2001/2002, der »deutlicher als die vorausgegangenen Kriege den inneren Zusammenhang zwischen Politik und Ökonomie, zwischen einem Rachefeldzug und der Durchsetzung geostrategischer und energiepolitischer Interessen zum Ausdruck (bringt). Diesen inneren Zusammenhang herauszuarbeiten, ist das wesentliche Anliegen dieses Buches.«

Wolfs Buch wird diesem Anspruch gerecht. Wolfs Schreibweise ist ein Beispiel dafür, daß anspruchsvolle politische Literatur nicht nur erhellend, sondern auch spannend und ein intellektuelles Vergnügen sein kann. Der Autor weist detailliert und überzeugend nach, daß der »Krieg gegen den Terrorismus« nur ein Vorwand ist, unter dem die USA, beziehungsweise ihr militärisch-industrieller Komplex – ein Begriff der seltsamer- und unbegründeterweise immer seltener verwandt wird – ihre »neue Weltordnung«, ihre geostrategischen Interessen, ihre profitablen Rüstungsprogramme, ihre Kontrolle über Öl- und Gasressourcen und deren Transportlinien durchzusetzen gedenken. Drei Aspekte der Untersuchung verdienen besondere Aufmerksamkeit:

lWolf kommt im Zuge seiner Untersuchungen, vor allem zur beschleunigten Militarisierung der Politik, immer wieder auf den Nato-Krieg gegen Jugoslawien zu sprechen. Aus gutem Grund, war doch der erste Krieg in Europa nach 1945 ein Dammbruch, mit dem auf einen Schlag, schon mit den ersten Raketen auf Belgrad, so ziemlich alles, was in Jahrzehnten, selbst in den Zeiten des Kalten Krieges, an Sicherheitsgarantien und Völkerrechtsregeln geschaffen worden war, weggerissen wurde.

Wolf sieht in der deutschen Mitwirkung einen Tabubruch in dreifacher Hinsicht: die erstmalige Kriegsbeteiligung einer deutschen Armee seit Ende des Zweiten Weltkrieges, das Agieren der SPD und von Bündnis 90/Die Grünen als Kriegsparteien und die Inszenierung des Krieges als offener Bruch des Völkerrechts. »Damit«, so schlußfolgert er, »lautet die Botschaft des Krieges, gerichtet an die deutsche Bevölkerung: Deutschland führt wieder Krieg und betritt erneut als ordinär-imperialistischer Staat die Weltbühne.« Es wäre durchaus wünschenswert, wenn diese Botschaft auch von jenen Linken verstanden würde, die aus zweifelhaften Gründen schon Scheu haben, kapitalistische Politik als »kapitalistisch« zu bezeichnen, von imperialistischer ganz zu schweigen.

lNach Jugoslawien und Afghanistan sieht Wolf den Irak als neues Ziel der Kriegspolitik, die die USA-Regierung seit dem 11. September 2001 verfolgt. Diese Feststellung allein ist mittlerweile nicht mehr sonderlich originell. Die Zahl derer, die diesen Krieg prophezeien, ist neuerdings fast schon Legion, und selbst George W. Bush, der Autor zitiert ihn ausführlich, gehört dazu. Originell ist das Buch jedoch auch in dieser Hinsicht, weil es die Gründe und Hintergründe für diesen Krieg – die geostrategischen Interessen, die Energieinteressen, die Interessen des militärisch-industriellen Komplexes und den Konkurrenzkampf USA – Westeuropa – nüchtern, komprimiert und leider außergewöhnlich überzeugend beleuchtet. In der Regel wird das Geheimnis, wie Kriege gemacht werden, erst nach Kriegsbeginn oder noch später aufgedeckt, im Falle des Irakkrieges geschieht es vorher.

lWolf begnügt sich nicht mit einer allseitigen Analyse und erst recht nicht mit Kassandrarufen. Er ist, wenn auch nicht nach seiner Berufsbezeichnung, Friedensforscher in der Theorie und Antikriegsarbeiter in der Praxis. So ist es nicht verwunderlich, daß er im letzten Teil seines Buches einen beachtenswerten Beitrag zur Diskussion über eine demokratische Alternative zu Militarismus und Krieg leistet und dabei auch an die alte Erkenntnis erinnert, daß »in einem großen kapitalistischen Land jeder Partei, die regieren will, das Ja zu Militarismus und Krieg abverlangt wird«.

Winfried Wolf: *Afghanistan, der Krieg und die neue Weltordnung*. Konkret Literatur Verlag, Hamburg 2002, 160 Seiten, 14,50 Euro

---

Ralph Hartmann war von 1982 bis 1988 Botschafter der DDR in Jugoslawien. Er hat gerade das Buch »Der Fall Milosevic« veröffentlicht

Konkret 07/02, S. 31

Sonja Vogel

Ein Sch□ rkenst□ ck

Antiserbische Klischees und Parallelen zum Nationalsozialismus beherrschten schon die Debatte um den Nato-Krieg 1999. Der Schurke in all diesen Stücken heißt Slobodan Milosevic. Die paar Sympathisanten, die auch er hat, haben sich mit ihrer trotzigen Einseitigkeit aus der Diskussion ausgeschlossen.

Ralph Hartmann zeigt, daß es etwas zwischen Glorifizierung und Verteufelung gibt: den »Fall« Milosevic. Ein Kapitel seines »Lesebuchs« widmet Hartmann der Doppelmoral und der fehlenden Legitimität des Internationalen Strafgerichtshofes für das ehemalige Jugoslawien (IStGH). Chefanklägerin Carla Del Ponte ist in Beweisnöten. Sie muß nachweisen, daß der ehemalige jugoslawische Präsident Völkermord und Kriegsverbrechen befohlen beziehungsweise billigend in Kauf genommen hat. Trotz fast dreijähriger Ermittlungen ließ sich der Hauptvorwurf der systematischen ethnisch motivierten Vertreibung und von Hinrichtungen im Kosovo so wenig beweisen, daß die Anklage wegen Genozids fallengelassen werden mußte.

Die dokumentierten Ausführungen Milosevics zur jugoslawischen Politik in den Bürgerkriegen der Neunziger machen deutlich, wie nötig es war, die drei Anklagen gegen ihn (zu Verbrechen in Kosovo, Kroatien und Bosnien-Herzegowina) zusammenzufassen und deren Schwerpunkte zu verlegen. Mehr schlecht als recht manövriert sich die Anklage von Beweislücke zu Beweisloch, so daß es ihr inzwischen kaum noch gelingt, Zuschauer bei Laune zu halten, und die Berichterstatter langsam verstummen.

Die Nato ist »Freundin des Tribunals«, die Verbündeten das »Geld für die Einrichtung bezahlt« (Jamie Shea). Ein durch und durch politischer Prozeß also, eine Fortführung des Krieges mit anderen Mitteln. Wenn das »Balkanmonster« Milosevic (Staatsanwalt Geoffrey Nice im Eröffnungsplädoyer) nicht verurteilt würde, wäre der Krieg der Nato, diese »humanitäre Notwendigkeit«, diskreditiert. Wird Milosevic verurteilt, ist die Zerschlagung Jugoslawiens und der Anteil westlicher Staaten daran entschuldigt.

Hartmanns Textsammlung gibt einen umfassenden Eindruck von der Tragweite des »Falles Milosevic«, seiner exemplarischen Rolle für zukünftige politische Prozesse und der Mittel, derer sich hierbei bedient wird.

Ralph Hartmann: *Der Fall Milosevic. Ein Lesebuch.* Karl-Dietz-Verlag, Berlin 2002, 256 Seiten, 12,80 Euro (Bei allen über den Verlag bestellten Exemplaren spendet der Verfasser das Autorenhonorar für die Finanzierung der Schadensersatzklage der Opfer der Nato-Bombardements auf Vavarin.)

Konkret 07/02, S. 32

Rolf Surmann

Metamorphosen des Rechts

Der Bundestag hebt die NS-Urteile gegen Homosexuelle und Wehrmachtsdeserteure auf. Gegen »Kriegsverräter« aber nicht

1997 hieß es schon einmal: Urteile gegen Wehrmachtsdeserteure endlich aufgehoben! Jetzt, fünf Jahre später, lesen wir es erneut. Die allgemeine Begeisterungsfähigkeit scheint ebensogroß zu sein wie der nicht enden wollende Wunsch der Politiker, NS-Opfer zu rehabilitieren. Doch für Begeisterung in irgendeiner Form besteht kein Anlaß. Denn wie schon 1997 Einschränkungen und Vorbehalte »übersehen« und im 1998 verabschiedeten »NS-Unrechtsaufhebungsgesetz« neu formuliert wurden, so wird auch bei der aktuellen Rehabilitierung das Kleingedruckte nicht zur Kenntnis genommen.

Von diesem Kleingedruckten gibt es etliches in diesem gegen die Stimmen von CDU/CSU und FDP verabschiedeten Gesetz, das im Laufe des Junis vom Bundesrat vermutlich abgelehnt wird und dann vor der Sommerpause im Bundestag mit der Kanzlermehrheit endgültig verabschiedet werden soll. Die Urteile gegen Wehrmachtsdeserteure und von den Nazis verurteilte Homosexuelle sind dann neben einigen anderen ohne Einschränkung aufgehoben.

Doch zugleich formulieren die Koalitionsparteien in ihrer Begründung eine Rechtfertigung für die Aufrechterhaltung etlicher anderer Verurteilungen. Dabei bedienen sie sich eines simplen Tricks. Indem sie Straftatbestände wie Plünderung, Fledderei oder Mißhandlung von Untergebenen in den Vordergrund stellen, erwecken sie den Eindruck von Plausibilität für ihre »differenzierte« Sicht. Denn wer will sich schon für die Aufhebung von Urteilen wegen Leichenfledderei oder Plünderung – ein beliebtes Beispiel ist die Plünderung einer Wohnung von Juden – aussprechen?

Damit aber wird nur notdürftig die Weigerung kaschiert, die Urteile der NS-Militärjustiz grundsätzlich als rechtsstaatlichen Prinzipien widersprechend aufzuheben. Dies hat keineswegs lediglich historische Bedeutung. Denn so kann der Bruch mit der Institution NS-Militärjustiz vermieden und deren prinzipielle Legitimität gewahrt bleiben. Ähnliches gilt für die Richter. Angesichts der Zusammenarbeit von Konservativen und Nazis gerade im Rahmen der Militärjustiz – bis in die Gegenwart steht hierfür der Name Filbinger – wird deren Verantwortung für NS-Verbrechen damit geschickt heruntergespielt. Die Konzession an die Geschichtslüge, Konservative hätten sich in diesem Kontext vor allem zum Zweck der Mäßigung, wenn nicht gar des Widerstandes betätigt, wahrt zugleich den »Konsens der Demokraten«.

Die Argumentationsrichtung des Gesetzes wird vollends an der Begründung für die Aufhebung des Straftatbestandes »Übergabe an den Feind« deutlich. »Als klar wurde, daß der Krieg verloren war und ein Ausführen der immer unverständlicher werdenden □Führerbefehle□ nur zusätzliche Opfer fordern würde«, hätten verantwortungsbewußte Kommandeure Befehle zur Verteidigung zwar strategisch wichtiger, aber auf Dauer ohnehin nicht zu haltender Positionen zu Recht nicht ausgeführt. So sei vermieden worden, »die Zahl der gefallenen Soldaten« weiter ansteigen zu lassen.

Nicht die möglichst schnelle Beendigung des Vernichtungskrieges und des Mordens in den Vernichtungslagern also rechtfertigt die Übergabe an den »Feind«, sondern der Umstand, daß der Krieg verloren war, die Führerbefehle »immer unverständlicher« wurden und das Leben deutscher Soldaten durch sie unnötig in Gefahr geriet. Hinter dem Motto »Wehrmachtsdeserteure rehabilitiert« versteckt sich auch eine Billigung des Vernichtungskrieges, die offensichtlich erst dann relativiert wird, wenn es die militärische Lage zum Schutz der eigenen Leute erfordert. So ähnlich hatten es sich die Männer vom 20. Juli schon gedacht.

Auf die Spitze getrieben wird die Argumentation mit der ausdrücklich begründeten Ablehnung, Verurteilungen wegen »Kriegsverrats« aufzuheben. Hierunter faßten die Richter, ob konservativer oder genuin nazistischer Provenienz, ganz unterschiedliche Tatbestände. So wurde ein Soldat wegen Kriegsverrats zum Tode verurteilt, weil er ein Tagebuch geführt hatte, in dem er sich laut Anklage als »Freund der Juden und Bolschewisten« ausgegeben und im Fall der Gefangennahme »das deutsche Volk, seine Führung und Wehrmacht in übler Weise geschmäht und verleumdet« hätte.

Als Kriegsverräter – zu ihrer Ehre sei gesagt, daß sie es tatsächlich waren – wurden auch diejenigen Soldaten angeklagt und hingerichtet, die zum »Feind«, ob Partisanengruppe oder Rote Armee, überlaufen wollten und dabei abgefangen worden waren. Über sie heißt es jetzt: »Bei diesen Delikten vermag auch der Umstand, daß sie während eines völkerrechtswidrigen Angriffskrieges (als sei dieser Krieg nur das gewesen – R. S.) begangen wurden, keinen Anlaß zur Rehabilitierung begründen.«

Doch nicht nur hinsichtlich solcher Kernfragen des Geschichtsverständnisses ist das Gesetz ein zwiespältiges Zeugnis. So werden zwar jetzt die NS-Urteile gegen Homosexuelle grundsätzlich aufgehoben, Urteile bundesdeutscher Gerichte in derselben Rechtstradition – erst 1969 wurde der Paragraph 175 in seiner nationalsozialistischen Fassung überarbeitet – aber nicht. Eine »zweite Verfolgung« ist diese Nachgeschichte des Nationalsozialismus deshalb genannt worden. Aber wenn die eindeutige Distanzierung von diesen nationalsozialistischen Verbrechen kaum möglich ist und mehr als 50 Jahre dauert, dann wird die Aufarbeitung ihrer Nachgeschichte wohl noch einige Zeit in Anspruch nehmen.

In dieses Bild paßt, daß wenige Wochen nach der Ablehnung einer Bundesstiftung für all diejenigen, denen über Jahrzehnte Entschädigungszahlungen verweigert wurden (KONKRET 4/2002), auch jetzt von Entschädigung für die letzten noch lebenden Opfer nicht die Rede ist. Statt dessen wird ausgiebig dargelegt, daß durch die gesetzlichen Änderungen keine Kosten für Wirtschaftsunternehmen anfallen und keine Auswirkungen auf die Einzelpreise und das allgemeine Preisniveau, »insbesondere das Verbraucherpreisniveau«, zu erwarten seien. Die Mitteilungen gipfeln in der Feststellung, daß sogar in geringem Umfang eine Entlastung der Länderhaushalte zu erwarten sei, »da Einzelfallprüfungen künftig in geringerem Umfang anfallen werden als bisher«.

Die Bedeutung solcher »Erörterungen« reicht über den finanziellen Aspekt hinaus. Zweifellos sind sie ein ungeheurer Affront gegenüber den letzten noch lebenden NS-Opfern, die selbst nach 1945 weiterhin diskriminiert wurden. Offensichtlich soll, wenn die alte Haltung eindeutiger Verachtung schon aufgegeben werden muß, die Angelegenheit wenigstens nichts kosten.

Der Wunsch, versäumten Pflichten endlich nachzukommen, kann also nicht der eigentliche Anstoß für dieses Gesetz gewesen sein. Denn Forderungen dieser Art wurden bereits seit den achtziger Jahren erhoben, doch zeigte sich der Bundestag hiervon keineswegs beeindruckt. Er verschob die Anträge von Legislaturperiode zu Legislaturperiode. Anfang der Neunziger packte ihn statt dessen der Eifer, gegenüber der ehemaligen DDR-Justiz Rechtsstaatlichkeit zu demonstrieren. Eine seiner Großtaten war die pauschale Aufhebung aller Urteile der Waldheim-Prozesse, obwohl bekannt war, daß sich unter den Verurteilten viele schwere Naziverbrecher befanden.

An den NS-Verbrechen hatte auch die Militärjustiz, für die Aufrechterhaltung der »Manneszucht« und die »Disziplin der Truppe« verantwortlich, mit 30.000 Todesurteilen ihren Anteil. Mitte der neunziger Jahre sah sich deshalb ein Gericht veranlaßt, trotz der respektablen Nachkriegskarrieren ihrer Richter festzustellen, daß sie zu Recht als »Blutrichter« bezeichnet werden können. Viele, die diesen Herren zum Opfer gefallen waren, galten immer noch als vorbestraft. 1997 entschloß man sich deshalb, einige Opfergruppen zu rehabilitieren, vergaß jedoch nicht hinzuzufügen: »Anderes gilt, wenn bei Anlegung dieser (rechtsstaatlichen) Maßstäbe die der Verurteilung zugrundeliegende Haltung auch heute Unrecht wäre.« »Kameradenverrat« zum Beispiel gehörte nach weitverbreitetem Verständnis allemal dazu.

Nicht nur wegen dieser Halbherzigkeit, sondern auch weil ein solcher Schritt allenfalls ein Steinchen aus dem Mosaik fortexistierenden NS-Rechts entfernte, sah sich der Bundestag 1998 veranlaßt, das »NS-Unrechts-Aufhebungsgesetz« zu beschließen. Die vermutete Gültigkeit des Todesurteils gegen den evangelischen Theologen Dietrich Bonhoeffer war der skandalträchtige Anlaß, sich 53 Jahre nach dem Sturz der NS-Diktatur mit deren juristischer Hinterlassenschaft systematisch auseinanderzusetzen. Etliche Gesetze, Verordnungen und Urteile wurden aufgehoben, darunter auch gegen Opfer der NS-Militärjustiz.

Auf den ersten Blick schienen selbst die Wehrmachtsdeserteure vollends rehabilitiert. Bei näherem Hinsehen stellte sich jedoch heraus, daß die meisten von ihnen sich einer »Einzelfallprüfung« zu unterwerfen hatten. Fast alle der Angesprochenen verweigerten sich ihr aus verständlichen Gründen. Eine solche Zumutung ist nicht zuletzt deshalb ein interessanter Hinweis auf den Zeitgeist, weil selbst die schlimmsten NS-Verbrecher – sofern sie überhaupt angeklagt werden – heute mit der Begründung freigesprochen werden, daß ihnen nichts mehr nachzuweisen sei. Der Vorschlag, Schuld oder Unschuld aller Teilnehmer am deutschen Vernichtungskrieg im »Einzelfall« zu überprüfen, wurde im übrigen leider nicht gemacht.

Angesichts dieser Sachlage bei gleichzeitiger Demonstration von Rechtsstaatlichkeit erscheint es schon als Treppenwitz, daß es ausgerechnet der Nachhilfe in Rechtsstaatlichkeit durch die PDS bedurfte, um für Homosexuelle und Wehrmachtsdeserteure das skizzierte Ergebnis zu erreichen. Denn obwohl Sozialdemokraten und Grüne die Rehabilitierung der Wehrmachtsdeserteure in ihren Koalitionsvertrag aufgenommen hatten, war die Bundesregierung hierzu nicht bereit. Erst als die PDS einen alten SPD-Antrag aus der Oppositionszeit sich zu eigen machte und dem Bundestag vorlegte, formulierten die Regierungsfraktionen aus Angst vor politischer Blamage in letzter Minute ihren Gesetzentwurf um.

CDU/CSU und FDP ließen sich während der Beratungen zu kaum überbietbaren Unverschämtheiten hinreißen, um ihre Ablehnung der uneingeschränkten Rehabilitierung von Deserteuren zu rechtfertigen. So behaupteten sie mit dem Habitus von Wohlmeinenden, die Einzelfallprüfung habe für die Betroffenen eine »viel höhere Authentizität« als ihre generelle Rehabilitierung, weil sie so »mit Brief und Siegel bestätigt bekommen ... , daß ihnen Unrecht geschehen ist«.

Auch hielten sie eine Anhörung des Rechtsausschusses für notwendig, für die sie erneut Gutachter wie den Professor an der Bundeswehrhochschule München, Franz W. Seidler, aufboten. Dessen »Forschungsergebnisse« hatte zum Beispiel Klaus Theweleit schon 1996 als »unverfroren faschistisch« charakterisiert. Selbstverständlich hielt dieser Herr die Aufrechterhaltung von »Manneszucht« für ein hohes Gut.

Die Regierungskoalition hat hingegen die bisher geltenden Regelungen noch einmal modifiziert. Gerade angesichts ihres im Verlauf der Auseinandersetzung deutlich gewordenen eigentlichen Unwillens scheint ein solcher Schritt jedoch eher ein aufgezwungener Nachklapp von Positionen aus den achtziger Jahren zu sein als Ausdruck ihrer jetzt gültigen Sichtweise.

Nicht zufällig ist deshalb die konsequente Abkehr von den deutschen Verbrechen, als »Kriegsverräter« auf die Seite der gegen den Nationalsozialismus kämpfenden Gegner zu wechseln, weiterhin nachdrücklich unter Strafe gestellt. Dieses vermutlich letzte parlamentarische Wort zu den Unrechtstaten der NS-Militärjustiz und den Menschen, die ihr zum Opfer gefallen sind, ist ein aufschlußreicher Hinweis auf die Verfaßtheit dieser Gesellschaft.

Rolf Surmann schrieb in KONKRET 4/02 über die ausbleibende Entschädigung der Euthanasieopfer

Konkret 07/02, S. 34

Raul Zelik

Drogen, Söldner und Konzerne

Die kapitalistischen Reformer privatisieren, was sich privatisieren läßt: Gesundheit, Erziehung, Wasser; aber auch Krieg, Unterdrückung, Terror. Am Beispiel Kolumbien läßt sich zeigen, wie Privatarmeen, organisierte Kriminalität und Staat dabei zusammenarbeiten

Daß Söldnerarmeen in den afrikanischen Diamanten- und Erdölkriegen eine Schlüsselrolle spielen, hat sich mittlerweile herumgesprochen. Der Berliner Antimilitarismusforscher Ralf Bendrath spricht in diesem Zusammenhang von »neuen Vergesellschaftungsformen jenseits des modernen Staates«. Das Auseinanderfallen von politischen Territorien und wirtschaftlichen Räumen sowie die von IWF- und Weltbank vorangetriebene Schwächung der Trikontstaaten werte die »nichtstaatlichen Akteure auch in der Kriegführung auf«. Als Folge davon entstehen auf dem Tausch »Diamanten/Öl gegen Waffen« basierende Kriegsökonomien, die den ausländischen Konzernen häufig besonders günstige Bedingungen für die Ausbeutung von Rohstoffvorkommen bieten. Das kriegerische Chaos, das Hunderttausenden den Tod beschert, besitzt eine überraschende Rationalität.

Am Fall Kolumbien, wo paramilitärische Verbände seit mittlerweile 20 Jahren einen Vernichtungsfeldzug gegen die soziale und politische Opposition führen, kann man beobachten, daß diese Privatisierung von Krieg und Unterdrückung keineswegs zu einem staatlichen Kontrollverlust führen muß, sondern auch als eine Art geordnetes Outsourcing vor sich gehen kann. Die Gründung der ersten Privattruppen in dem südamerikanischen Land 1982 geht auf das gemeinsame Interesse von Armee, Viehzüchtern, Ölmultis und Drogenhändlern zurück, dem »Fisch«, das heißt einer wachsenden Aufstandsbewegung, »das Wasser« zu entziehen. Ausgehend von der zentralkolumbianischen Garnisonsstadt Puerto Boyacá begannen die Hintermänner des Paramilitarismus damit, den Krieg (ähnlich wie in Kurdistan oder Guatemala) aus dem Staatsapparat auszulagern und damit die Militärs zu entlasten.

Das Ergebnis kann sich sehen lassen: Obwohl staatliche und parastaatliche Gruppen in Kolumbien seitdem weitaus mehr Menschenrechtsverletzungen verübt haben als die chilenische Militärdiktatur unter Pinochet, muß Kolumbien keine Boykottkampagnen fürchten. Die Menschenrechtssituation wird vielmehr als Ausdruck eines »schwachen Staates« interpretiert, was wiederum zwei Milliarden US-Dollar an Militärhilfezahlungen im Rahmen des Plan Colombia legitimiert hat.

Und auch innenpolitisch erfüllt der outgesourcte Krieg seine Funktion. Das Auftauchen neuer bewaffneter Akteure und die wachsende Unübersichtlichkeit des Konflikts hat zu einer weitgehenden Entpolitisierung der kolumbianischen Gesellschaft geführt.

Doch der privatisierte Krieg erfüllt nicht nur Funktionen der Aufstandsbekämpfung. Mit der Entstaatlichung einher geht auch, daß die Kriegsführung selbst zunehmend von privatkapitalistischen Interessen bestimmt wird. So treten die kolumbianischen Paramilitärs in den vergangenen Jahren immer schamloser als Säuberungskommandos transnationaler Konzerne und des einheimischen Kapitals auf. Sie garantieren die Investitionssicherheit der Erdöl- und Kohlemultis, beseitigen gewerkschaftlichen Widerstand, sorgen für die reibungslose Abwicklung von Straßenbauprojekten, wie sie im Zusammenhang mit der FTAA-Freihandelszone geplant sind, und verwandeln sich dabei selbst in eine Art Raubbourgeoisie. Die Führung der Todesschwadronen um den Viehzüchter Carlos Castaño soll sich durch die Vertreibung von Kleinbauern mehrere Millionen Hektar Weideland angeeignet haben – ein Prozeß, den der Bauernverband Anuc als »umgekehrte Landreform« bezeichnet. »Anderswo kommt es zu Vertreibungen, weil Krieg geführt wird. In Kolumbien führt die Oberschicht Krieg, damit es zu Vertreibungen kommt.«

Neben den Bauern – mehr als zwei Millionen Menschen sind auf der Flucht – trifft es vor allem Gewerkschafter. Nach Angaben der ILO sterben in keinem anderen Land der Welt so viele Arbeiteraktivisten bei Anschlägen wie in Kolumbien – letztes Jahr waren es über 150 Menschen, und das obwohl der Organisierungsgrad mit weniger als fünf Prozent der Beschäftigten extrem niedrig ist.

Besonders stark verwickelt in Menschenrechtsverletzungen sind Coca Cola und British Petroleum. Gegen den Getränkekonzern, der über Anteile am kolumbianischen Lizenznehmer Panamco mehrere Abfüllfabriken in Kolumbien unterhält, hat die US-Gewerkschaft United Steel Workers mittlerweile eine Klage vor dem Distriktgericht von Südflorida eingereicht. 120 Angriffe und Morde hat die Nahrungsmittelgewerkschaft Sinaltrainal seit 1990 bei Coca Cola erlitten. In der nordkolumbianischen Kleinstadt Carepa wurde die Gewerkschaft im Dezember 1996 im wörtlichen Sinne physisch eliminiert. Todesschwadronen ermordeten den regionalen Sinaltrainal-Sekretär, ein weiterer Funktionär konnte einer Entführung nur knapp entkommen. Nach dem Anschlag setzten die Paramilitärs das Gewerkschaftsgebäude in Brand und zwangen die Arbeiter der Abfüllanlage, »bis 4 Uhr nachmittags aus der Gewerkschaft auszutreten«.

Das Ergebnis dieser Firmenpolitik ist das, was im Wirtschaftsteil der Tageszeitungen gerne als Deregulierung und Flexibilisierung der Arbeitsmärkte bezeichnet wird. »Anfang der neunziger Jahre«, erklärte ein Sinaltrainal-Funktionär

unlängst, »arbeiteten in den verschiedenen Coca-Cola-Niederlassungen Kolumbiens etwas über 10.000 Arbeiter, sie verfügten alle über unbefristete Verträge und ein durchschnittliches Einkommen von 600 bis 700 US-Dollar. Heute haben nur noch etwa 2.500 Arbeiter Verträge von Coca-Cola und nur 500 davon feste Verträge; weitere 7.500 sind über Subunternehmer beschäftigt. Ihr durchschnittliches Monatseinkommen beträgt etwa 150 US-Dollar. Über 6.000 der insgesamt 10.000 Beschäftigten wurden während des vergangenen Jahrzehnts ausgetauscht. Die Zahl unserer Mitglieder bei Coca-Cola sank von ehemals 2.500 auf nur noch knapp 500.«

Während sich bei Coca Cola eine Art verlängerter Werkschutz etabliert hat, begreift man den Aufgabenbereich Investitionssicherheit bei British Petroleum noch etwas umfassender. Für den Ölmulti arbeiten in allen Teilen der Welt moderne Sicherheitsunternehmen, deren Verbindungen tief hineinreichen in den Sumpf der Geheimdienste, Waffen- und Drogenhändlerringe.

Im Oktober 1998 berichtete ein gemeinsames Recherche-Team vom britischen »Guardian« und der kolumbianischen Tageszeitung »El Espectador« über die Praktiken des von BP angeheuerten Sicherheitsunternehmens Defence Systems Limited (DSL). Dieses in der Thatcher-Ära von ehemaligen SAS-Agenten gegründete und mit besten Beziehungen zur britischen Regierung ausgestattete Unternehmen hatte Anfang der neunziger Jahre von dem Ölkonzern den Auftrag erhalten, Sicherheitskonzepte für die ostkolumbianischen Vorkommen bei Cusiana zu erarbeiten. BP, der größte Einzelinvestor in Kolumbien, fürchtete die Anschläge der ELN-Guerilla, die die Ausbeutung der Bodenschätze durch transnationale Unternehmen seit Jahren mit Pipeline-Sprengungen zu unterbinden versteht, aber auch die Politik der Erdölgewerkschaft USO, die eine Nationalisierung der kolumbianischen Ressourcen zugunsten der kolumbianischen Unterschichten fordert.

Der ehemalige britische Geheimdienstoffizier Roger Brown übernahm den Schutz der BP-Anlagen. 1996, als das Konsortium Ocensa (an dem BP maßgeblich beteiligt ist) den Bau einer 800 Kilometer langen Pipeline zwischen dem Ölfeld in Cusiana und dem Karibikhafen Covenas in Angriff nahm, setzte sich Brown als Vertreter der DSL-Tochter Defence Systems Colombia unter anderem mit dem israelischen Sicherheitsunternehmen Silver Shadow zusammen, das für den Pipelinebau ein Papier mit dem Titel »The Turn Key Project« erstellte.

Bestandteil dieses Plans war die »Lieferung von speziellen Anti-Guerilla-Waffen und -Ausrüstung«, darunter Nachtsichtgeräte, Spionagedronen und Kommunikationstechnologie. Die Übergabe erfolgte an die damals wegen mehrerer Massaker von der kolumbianischen Justiz untersuchte 14. Armeebrigade mit Sitz in Segovia / Antioquia. Außerdem wurden die Durchführung von Seminaren zu den Themen Verhörtechniken, Informationsbeschaffung und »psychologische Operationen«, Trainingsprogramme für lokale Polizei- und Armeeeinheiten sowie der Aufbau eines »Informantennetzes« im Umfeld der BP-Anlagen vereinbart. Es ist nicht genau bekannt, in welcher Form die Pläne umgesetzt wurden, doch während des Pipelinebaus wurden allein in der als »rote Zone« geltenden Region um die Kleinstadt Segovia 140 Menschen von Paramilitärs ermordet – darunter alle Mitglieder des örtlichen Menschenrechtskomitees.

Auch BP selbst wurde aktiv. Der Vorstand der Ölarbeitergewerkschaft USO warf dem Konzern im Februar 1999 vor, die Aktivitäten der Gewerkschaft in Cusiana bespitzeln zu lassen und Informationen an Armee und Polizei weiterzugeben.

Daß die zum Schutz des Konzerns ergriffenen Maßnahmen häufig illegal waren, interessierte bei BP offensichtlich niemanden. Ende der neunziger Jahre ermittelte die kolumbianische Justiz wegen illegaler Zahlungen an Armee- und Polizeieinheiten gegen den Konzern – BP hatte die Sicherheitsorgane faktisch für Dienstleistungen gekauft.

Das für den Ölkonzern tätige Unternehmen Silver Shadow wiederum ließ sich unter anderem vom Paraguayer Ricardo Zayas Marini vertreten, gegen den in Kolumbien zwar ein Haftbefehl wegen Drogenhandels vorlag, der aber problemlos an Treffen mit kolumbianischen Regierungsstellen teilnehmen konnte. Und das britische DSC schließlich nahm für seine Operationen ausgerechnet den kolumbianischen Exgeneral Herman Guzmán Rodríguez unter Vertrag, den Menschenrechtsorganisationen für 149 politische Morde in den Jahren 1987-90 verantwortlich machen. Je genauer man die Aktivitäten des kolumbianischen Paramilitarismus unter die Lupe nimmt, desto mehr obskure Querverbindungen zu Söldnerunternehmen, Waffenhändlerringen und Geheimdiensten fördert man zutage.

Ende April wurden Panama und Nicaragua von einem Skandal erschüttert, bei dem es um eine der größten illegalen Waffenlieferungen in der Geschichte ging. Unter Vermittlung des in Guatemala ansässigen Waffenhändlerunternehmens GIR S. A. exportierte die nicaraguanische Polizei im November vergangenen Jahres 5.000 Gewehre sowie die dazugehörigen Bajonette und Munition Richtung Panama. Im Gegenzug erhielt Nicaragua von GIR S. A., einer Tochter der staatlichen Israel Military Industries Ltd., polizeitaugliche Schnellfeuerwaffen im gleichen Wert. Allerdings kamen die nicaraguanischen Kalaschnikows nie in Panama an. Statt dessen wurden sie über den von der kolumbianischen Armee kontrollierten Hafen in Turbo an die Paramilitärs von Carlos Castaño übergeben.

Als der Waffendeal aufflog, schoben sich die Beteiligten gegenseitig die Verantwortung zu. Der Polizeipräsident von Panama, Carlos Barés, behauptete, die in Nicaragua vorgelegten panamesischen Papiere seien gefälscht worden, und

bezichtigte seinen nicaraguanischen Amtskollegen der Lüge. In Nicaragua gab man sich überrascht, und der Vertreter von GIR S. A. Ori Zoller erklärte, sein Unternehmen habe das Waffengeschäft ganz transparent und gesetzestreu abgewickelt.

Unabhängig von der Frage, wer von den Beteiligten lügt oder ob nicht alle von den Waffenlieferungen an die Todesschwadronen wußten, weist das Dreiecksgeschäft auffällige Parallelen zu früheren Waffendeals in der Region auf, die wiederum einige Querverweise zur berüchtigten Iran-Contra-Connection besitzen. Zur Erinnerung: Im Rahmen des Iran-Contra-Handels versorgte die US-Regierung die nicaraguanische Contra durch eine Geheimdienstoperation mit Waffen und bereitete der Verbreitung von Crack in den afroamerikanischen Communities in den USA den Boden (siehe KONKRET 11/96).

Die Aufrüstung der kolumbianischen Ultrarechten erfolgte auf ähnliche Weise. So entdeckten Polizisten 1989 beim Überfall auf die Finca des Drogen-Capos Carlos Rodríguez Gacha 178 automatische Gewehre, die IMI ein Jahr zuvor in die Antillenrepublik Antigua geliefert hatte. In den Folgemonaten stellte sich heraus, daß Rodríguez Gacha, militärischer Chef des Medellín-Kartells und enger Vertrauter von Pablo Escobar, die Waffen von einer Gruppe Söldner um den israelischen Sicherheitsexperten Yair Klein erhalten hatte.

Bei den Ermittlungen der kolumbianischen Justiz stellte sich weiterhin heraus, daß Kleins Leute auch für das Training der ersten paramilitärischen Verbände im zentralkolumbianischen Magdalena-Tal und in den Bananen-Anbaugebieten Urabás verantwortlich gewesen waren – offensichtlich in Absprache mit hochrangigen kolumbianischen Militärs. Als Kontaktmann bei der Einreise von Klein im Jahr 1987, die auf Initiative des Plantagenbesitzerverbandes Uniban und verschiedener Viehzüchter erfolgte, fungierte nämlich der Exoffizier Luís Meneses, der später weitreichende Aussagen über die Struktur des Paramilitarismus machte.

Meneses zufolge wurden die Aktivitäten der Todesschwadronen zunächst über das Geheimdienstbataillon Charly Solano koordiniert. 1986 dann habe man einen geheimen Koordinierungsrat in der Armee eingerichtet. Der hochrangige Paramilitär Jesús Alonso de Baquero alias Vladimir, der in den achtziger Jahren an den meisten Massakern in der Region um den Magdalena-Strom direkt beteiligt war, ergänzte diese Version. Vladimir erklärte, seine Befehle von den Armeegenerälen erhalten zu haben und von Klein in »englischen und deutschen Taktiken« ausgebildet worden zu sein, »die darin bestehen, den Gegner mir der Wurzel auszulöschen«.

Klein war dabei nicht der einzige ausländische »Sicherheitsexperte«. Zeitgleich im Land war eine Gruppe britischer Söldner um den Sergeanten i. R. Peter Stuart McAlesse, der 1976 die Unita für den Kampf gegen die linke Regierung in Angola fit gemacht hatte. Doch weder Klein noch McAlesse wurden wegen dieser Aktivitäten jemals belangt. Die britische Regierung ignorierte die Anfragen der kolumbianischen Justiz, und Yair Klein kam, nachdem er 1999 im westafrikanischen Sierra Leone wegen Kooperation mit der (von Liberia und Libyen unterstützen) »Rebellenarmee« RUF verhaftet worden war, nach nur 15 Monaten wieder frei. Nach eigenen Angaben war Klein in Sierra Leone ins Diamantengeschäft eingestiegen, stand in dem Konflikt jedoch offensichtlich auf der falschen Seite: USA und Großbritannien unterstützten in dem westafrikanischen Bürgerkrieg die Regierung.

Die Tatsache, daß ein per Haftbefehl gesuchter Ausbilder von Todesschwadronen mit Verbindungen zum Medellín-Kartell nach derart kurzer Zeit wieder freikommt und heute unbehelligt in Jaffa lebt (obwohl auch in Israel gegen ihn ermittelt wurde), läßt eigentlich nur eine vernünftige Erklärung zu: Der Mann weiß zu viel über die Hintergründe der Drogen-Counterinsurgency-Verbindungen in der Karibikregion. Es gibt nämlich eine Reihe interessanter Details im Zusammenhang mit der von Klein eingefädelten Waffenlieferung, die darauf hindeuten, daß die US-Regierung nicht nur zur Unterstützung der nicaraguanischen Contra schmutzige Terrorallianzen mit dem Drogenhandel unterhalten hat oder bis heute unterhält.

Im Herbst 1988 fragte der Geschäftsmann Maurice Sarfati, offiziell Melonenzüchter in Antigua und Partner Kleins, bei IMI nach, ob man interessiert sei, 500 automatische Gewehre zu verkaufen. Ursprünglich sollte das Geschäft mit der Regierung des panamesischen Präsidenten Noriega abgewickelt werden. Doch Klein und Sarfati erfuhren, daß Noriega die Waffen möglicherweise für eigene Zwecke verwenden wollte – es war die Zeit, als der ehemalige CIA-Mann Noriega der Kontrolle der US-Regierung zu entgleiten begann. Der Waffendeal wurde schließlich über die Republik Antigua abgewickelt: 500 Kriegsgewehre gingen an eine Armee, die zu diesem Zeitpunkt gerade einmal eine Truppenstärke von 90 Mann besaß. Die Waffen gelangten ohne Zwischenstop in die Hände der kolumbianischen Paramilitärs, das – offensichtlich aus Drogengeschäften stammende – Geld wurde der »Jerusalem Post« zufolge über diverse Banken in den USA gewaschen.

Die Sache flog nur deshalb auf, weil das Medellín-Kartell im Verlauf des Jahres 1988 in einen Konflikt mit dem kolumbianischen Staat schlitterte. Bis dahin hatten die Capos Escobar und Gacha beim Aufbau der Todesschwadronen mit der Armee zusammengearbeitet und möglicherweise sogar noch mehr nützliche Dienste verrichtet, denn das von der nicaraguanischen Contra gehandelte Kokain der Iran-Contra-Affäre dürfte schließlich auch aus kolumbianischen Quellen gestammt haben.

Im 1992 vorgelegten Untersuchungsbericht der US-Senatoren John Kerry und Hank Brown zum Skandal um die BCCI-Bank wurden Sarfatis Geschäfte noch einmal beleuchtet. Dem Bericht zufolge hatte der Geschäftsmann 1983 von Overseas Private Investment Corporation (OPIC), einer US-Agentur, die »in Amerikas wirtschaftlichem und strategischem Interesse liegende Privatinvestitionen in Übersee« fördert, einen Zwei-Millionen-Dollar-Kredit für den Aufbau einer Melonenfarm erhalten. Von Sarfatis Obst war danach nie wieder die Rede. Bekannt wurde jedoch, daß Partner Klein, der in den achtziger Jahren auch die Contra in Honduras trainierte, in Antigua Trainingskurse durchführen wollte oder durchgeführt hat.

Im US-Untersuchungsbericht ist außerdem die Rede davon, daß die pakistanische BCCI-Bank gegenüber OPIC für Sarfati bürgte. Über die nach ihrem Zusammenbruch als internationale Geldwaschanlage bekanntgewordene BCCI-Bank finanzierten die US-Geheimdienste ihre verdeckten Operationen in Nicaragua und Afghanistan. (Eine durchaus amüsante Hintergrundinformation ist in diesem Kontext, daß 20 Prozent der Anteile an BCCI in den Händen von Scheich Mahfouz lagen, der wegen der BCCI-Affäre in den USA 170 Millionen US-Dollar Strafe zahlen mußte und in den letzten Monaten wieder ins Gespräch kam – als angeblicher Verbündeter Osama Bin Ladens.)

Als Sarfati seinen Kredit nicht zurückzahlen konnte, übernahm der Geschäftsmann Bruce Rappaport Sarfatis Schulden mit 50 Prozent Wertminderung. Der Untersuchungsbericht der Senatoren besagt, daß Rappaports Geschäfte eng mit der BCCI-Bank verwoben gewesen seien, und bezeichnet ihn als »Vertrauten« des damaligen CIA-Chefs William Casey. Die Melonenfarm besitzt alle Merkmale einer Briefkastenfirma für verdeckte Operationen.

Man sollte aus diesem Puzzle keine Weltverschwörungstheorien machen. Doch es spricht einiges dafür, daß der Aufbau der kolumbianischen Paramilitärs ebenso wie der der Contra mit Hilfe westlicher Militärexperten vonstatten ging. Und es gibt ernstzunehmende Indizien, daß die US-Regierung die damals existierenden Verbindungen zum Drogenhandel in der Karibikregion auch nach Veröffentlichung der Iran-Contra-Affäre nicht gekappt hat.

Im Jahr 2000 veröffentlichte die spanischsprachige Ausgabe des »Miami Herald«, »El Nuevo Herald«, Informationen über Kontakte zwischen kolumbianischen Drogenhändlern, Paramilitärs und der Drug Enforcement Agency (DEA). Der Modelfotograf Baruch Vega, der nach eigenem Bekunden lange für den US-Geheimdienst gearbeitet hat und zuletzt als DEA-Informant tätig war, wurde festgenommen, weil er Treffen zwischen der DEA und kolumbianischen Drogen-Capos organisiert hatte.

Im Zusammenhang mit diesem »Resozialisierungsprogramm für Drogenhändler« (Baruch Vega), dessen Aufdeckung nebenbei zur stillschweigenden Entlassung des kolumbianischen Polizeikommandanten José Rosso Serrano und der zuständigen Drogenstaatsanwältin von Florida führte, kamen auch Informationen über geplante Gespräche zwischen US-Behörden und den Kommandanten der Paramilitärs ans Tageslicht.

Der Chef der kolumbianischen Ultrarechten Carlos Castaño hat den US-Behörden seit 1999 mehrmals – inzwischen auch öffentlich – vorgeschlagen, für eine Unterwerfung des Drogenhandels unter die Justiz zu sorgen. Das Angebot wirkt ein bißchen wie in dem Hollywood-Schinken »Das Kartell« mit Harrison Ford: »Was würden Sie tun, wenn ich Ihnen verspreche, den Drogenhandel um 50 oder 60 Prozent zu verringern?«

Castaño wäre zu einer derartigen Disziplinierung tatsächlich in der Lage: Der als Chef des wichtigen Cartel del Norte geltende Drogenhändler Hernando Gómez ist für die Finanzen der Paramilitärs verantwortlich. Außerdem weiß man, daß sich die größten Drogenhändler Kolumbiens auf Vorschlag Castaños mehrmals getroffen haben, zuletzt im März dieses Jahres.

Die Verbindungen der US-Behörden reichen sogar noch weiter in den Sumpf hinein. Dem in dieser Hinsicht ausgesprochen gut informierten »Nuevo Herald« zufolge waren US-Ermittler im Jahr 2000 Gerüchten über eine obskure Drogenhändlerverbindung mit dem reißerischen Namen »Kartell der Teufel« auf der Spur – einer Allianz, die aus dem Cartel del Norte, Teilen der kolumbianischen Polizei, US-Offizieren und Paramilitärs bestehen soll.

Wie weit die Verbindungen im kolumbianischen Fall tatsächlich reichen, wird man wohl wieder erst mit zehn Jahren Zeitverzögerung erfahren. Heute schon bekannt ist, daß die USA bei der Umsetzung des Plan Colombia offen auf die entstaatlichte Variante der Kriegsführung setzen und es potentiellen Gegnern damit schwerer machen, Washington für die Konsequenzen seiner Militärhilfe zu kritisieren. Der ehemalige Drogenzar Barry McCaffrey, dem Kolumbien den kometenhaften Aufstieg zum drittgrößten Empfänger von US-Militärhilfe in der Welt verdankt, äußerte schon vor zwei Jahren freimütig vor der Presse, daß »es wenige Dinge gebe, die man nicht outsourcen könne«. Er sei »ein großer Freund des Outsourcing«.

So wird mittlerweile ein erheblicher Teil der Militärhilfe über verschiedene US-Söldnerunternehmen abgewickelt. Die Firma DynCorp etwa ist mit 80 Piloten und Mechanikern im Land, um Herbizidsprühungen gegen Koka- und Lebensmittelpflanzungen durchzuführen. Immer deutlicher wird bei diesen Einsätzen, daß es sich nicht nur um Drogenbekämpfung, sondern – ähnlich wie in Vietnam – um eine chemische Kriegsführung gegen aufständische Gebiete handelt. Aviation Development, ein Unternehmen mit Sitz in Alabama, ist für die Sicherung der kolumbianischen Außengrenzen zuständig und trug im April 2001 zum Abschuß einer mit US-Missionaren besetzten Zivilmaschine an der

Grenze zu Peru bei. Die Firma AirScan ist mit der Luftüberwachung Kolumbiens beauftragt und konzentriert sich auf die Sicherung der Erdölpipelines, die von US-Botschafterin Ann Patterson unlängst zum Hauptinteresse der US-Regierung erklärt worden sind.

Doch der wichtigste Teil des Programms, die strategische Planung, scheint MPRI zu obliegen. Die in Virgina ansässige Firma, die Dutzende ehemaliger US-Generäle beschäftigt, unter ihnen der Kommandant des Desert Storm, Carl Vuono, und der ehemalige Chef des Militärgeheimdienstes DIA, Ed Soyster, kann man mittlerweile als vorgelagertes Büro des Pentagon bezeichnen.

In der »Military Review« vom April 1998 schrieb der US-Offizier Thomas Milton über das Verhältnis von Firmen wie MPRI zur US-Sicherheitspolitik: »Es gibt Unternehmen, die nicht nur zugunsten von US-Interessen arbeiten, sondern sogar Teil der vom Verteidigungsministerium erarbeiteten Pläne sind ... Diese Sicherheitsunternehmen sind zu einem integralen Bestandteil der Pläne und Operationen des Verteidigungsministeriums geworden.«

Tatsächlich war MPRI an der Vorbereitung der kroatischen Offensive gegen die Krajina 1995 maßgeblich beteiligt. Gleiches gilt nicht nur für die Modernisierung der kolumbianischen Armee in den vergangenen vier Jahren, sondern auch für die Erarbeitung von Sicherheitskonzepten in den Erdölstaaten Nigeria, Äquatorialguinea, Saudi-Arabien und Kuwait.

Ed Soyster bezeichnete seinen neuen Arbeitgeber MPRI unlängst als »ein ganz normales Unternehmen« und verglich ihn ausgerechnet mit Coca Cola. Keine schlechte Pointe.

Raul Zelik ist Schriftsteller und Journalist. Veröffentlichte zuletzt »Grenzgänger Beat ›Z‹« (Assoziation A)

Konkret 07/02, S. 38

Martin Krauß

Kunst & Gewerbe

Experten, versenkt

Nun hat auch der Fußball das Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit erreicht. Zum ersten Mal bei einer WM waren die Spiele in den Stadien doppelt live zu sehen: auf dem Rasen und auf Anzeigetafeln. Die Zuschauer erlebten die Spiele, als säßen sie zugleich im Stadion und vorm Fernseher zu Haus. Mitunter ging es auf der Anzeigetafel spannender zu als auf dem Rasen. Schnitte, Perspektivwechsel und Zeitlupen machten langsame Spiele schneller.

Der Trend geht weg vom Original. Die Veranstalter wollen nicht mehr darauf vertrauen, daß eine Persönlichkeit sich auf dem Rasen herausbildet, die ein Spiel an sich reißt, es prägt und die Zuschauer fasziniert. Wer als interessante Persönlichkeit gelten soll, wird vorab festgelegt. Mal ist es ein Spieler, mal ein Trainer, manchmal auch ein Staatspräsident, der von den Kameras und der Regie in den Mittelpunkt der Fußballübertragung gerückt wird.

»Der vor dem Kunstwerk sich Sammelnde versenkt sich darein«, schrieb Walter Benjamin. Wer je in einem Stadion war, weiß, daß auch das Fußballspiel vom Zuschauer ein Dareinversenken verlangt. »Dagegen versenkt die zerstreute Masse ihrerseits das Kunstwerk in sich«: Benjamin hat schon vor siebzig Jahren die neue Darreichungsform des Fußballs bei dieser WM auf den Begriff gebracht.

Auch die medialen Experten der verschiedenen TV-Sender analysieren nicht die Spiele, sondern ihre Fernsehinszenierung. Das gilt schon für die wenigen Live-Übertragungen, und es gilt auf gräßliche Weise für die »Ran«-Abendsendungen. Die Entscheidung, viele Spiele nicht vor Ort, sondern vor Fernsehmonitoren in München kommentieren zu lassen, entsprang weniger Kirchs Geldnot als der Gefahr, daß Reportern beim Anschauen eines realen Spiels Einfälle hätten kommen können, die mit der fernsehinszenierten Darstellung nicht kompatibel gewesen wären. Deshalb auch ließen ARD und ZDF ihre Rehhagel und Netzer gleich zu Haus. Und alle glaubten, daß sie wirkliche Fußballspiele gesehen hatten.

Konkret 07/02, S. 38

Jürgen Roth

Kunst & Gewerbe

Anpfiff

Das Schwerste bei einer WM ist das Schreiben. Die Schwierigkeiten beginnen mit dem Anpfiff, und sie sind erheblich. Seit Karl Heinz Bohrer 1974 dem Prä-ARD-Günter huldigte, der »aus der Tiefe des Raumes plötzlich vorstoßende Netzer« produziere »thrill«, sei also ein »Ereignis«, eine »vor Glück wahnsinnig machende Explosion im Strafraum«, ereilen uns alle vier Jahre zum Start der Fußballspiele metaphernsalatige Feuilletons und mächtig ernstelnde, krummhaxerte Globaleinschätzungen, garniert mit den immer gleichen Elogen auf das »Kunstwerk Fußball« bzw. augenzwinkernden Reflexionen über die »Fußballkrankheit« und die »Fußballsucht« der Intellektuellen (so Herbert Riehl-Heyse 1998 in der »Süddeutschen Zeitung«).

Zur beliebtesten Disziplin hat sich das Fach »Die Fußballwelt als Abbild der Gesellschaft« (Horst-Eberhard Richter) gemausert, und während die »FAZ« am 31. Mai »die herrlichste Nebensache der Welt« (wow!) und ihre gegenwärtige Verfassung recht defensiv analysierte: »Das Diktat des Geldes, der Einfluß von Politik und Wirtschaft beeinträchtigen die Chancen auf bestmöglichen Fußballgenuß«, stürmte die »Leipziger Volkszeitung« selbigen Tags an die Spitze der Analogiewissenschaft: »Der deutsche Fußball ist nur noch Durchschnitt – wie so vieles hier, vom Bildungssystem bis zu den Wirtschaftsdaten. Geklagt wird gern, gehandelt kaum.« Hört, hört. Und dies: »Die Bereitschaft, Veränderungen durchzusetzen, Unbequemes zu riskieren, Verantwortung zu übernehmen, beginnt in dieser oft satten und erstarrten Gesellschaft erst langsam zu wachsen. Auch in Völlers Team sind Leitbilder, kantige Charaktere und mitreißende Führungsspieler dünn gesät.«

Da hatte man vor dem ersten Tor eigentlich schon genug, genug vom autoritären Gezeter und pseudofachmännischen Gefasel, las indes noch ein paar extrem abturnende und thrillarme Zeilen weiter: »Bleibt als Hoffnung Michael Ballack, Weltstar im Wartestand. Sollte der gebürtige Görlitzer der WM seinen Stempel aufdrücken, wird dies auch und gerade dem ostdeutschen Selbstwertgefühl guttun.«

Und was meinte der abwartende Star von ostdeutscher Welt selbst? Der ließ im Vorfeld mal fallen: »Wir können so was nicht trainieren, sondern nur üben«, auch und gerade sowieso deshalb und darum. Feiner und wahnsinniger hat das oder irgendwas anderes bloß Jens Jeremies ausgedrückt: »Ich mache immer das, was mir gesagt wird. Das habe ich im Osten gelernt.«

Der DFB gibt immer noch die Direktive aus, daß keine Profis an den schwul-lesbischen Eurogames teilnehmen dürfen

---

Tanja Walther, Ex-Bundesligafußballerin

Vom Fuß- zum Erdball

»Franz Beckenbauer raucht auf der Terrasse des Golfklubs Eichenried entspannt eine Cohiba.« Er grinst verschmitzt, weltweise, und Paul Sahner sitzt neben ihm, dem »Kaiser«, der im Zuge der WM und des obligaten Interviews mit der »Bunten« (24/02) »ein Philosoph« geheißen wird.

»Eine WM läßt alles überkochen« (»Financial Times Deutschland«, 28. Mai), zumal die schlausten Schmalzköpfe und brodelnsten Schwafelbacken. »Franz Beckenbauer macht sich so seine Gedanken«, grübelte die »Bunte«, u. a. über »das unfaßbare Universum.« Früher hatte Beckenbauer noch bekundet: »Wenn ich z. B. einen Schopenhauer lese – ich verstehe ihn nicht«, heuer graust es ihm vor nichts mehr, vor allem in Begleitung des gleitcremigen Sauschwätzers Sahner.

Neben Familienfragen und dem Duo Schröder/Stoiber außerordentlich interessant erscheinen Beckenbauer freilich zwei Bälle, der kleine Fußball und der große Erdball. »Was schlägst du dem Team vor, damit es vielleicht doch noch das Halbfinale oder sogar Finale schafft?« bohrt Sahner, und der Philosoph läßt's aus dem Kopf laufen: »Mein Lieblingsphilosoph Jiddu Krishnamurti hat etwas geschrieben, das jeder Spieler verinnerlichen sollte: ›Man kann den Berggipfel nicht ins Tal tragen. Um den Berggipfel zu erreichen, muß man das Tal durchwandern, steile Abhänge erklimmen und die gefährlichen Abgründe nicht fürchten.‹« Ist das wahr?

»Das Interview ist beendet«, teilt uns Paule später mit, sie erheben sich, und »wir laufen noch ein bißchen durch den Park. Bei solchen Gelegenheiten sinniert Franz gern – nur nicht über Fußball. Diesmal geht's um unser Sonnensystem, eins von Milliarden. Franz erzählt, daß wir auf dieser Erde eigentlich gar nichts sind in diesem unglaublichen Geschehen im Universum, daß es andererseits aber auch gigantisch sei, daß wir mit 900.000 Stundenkilometern durchs Weltall sausen.

Und wie dankbar wir dem Schöpfer sein müßten, daß er uns eine Mutter geschenkt hat, die hier ist und nicht in Kabul ... Wenn er über diese Dinge spricht, leuchten seine Augen besonders eindringlich.« Schleim laß nach.

Anläßlich seines fünfzigsten Geburtstages 1995 legte die Leuchtgestalt gegenüber Sahner-Double Eberhard Stanjek vom Bayerischen Fernsehen dar: »Es wird immer noch aufeinander geschossen, man betrügt sich immer noch gegenseitig, man bringt sich immer noch gegenseitig um, man versucht sich immer noch gegenseitig zu bestehlen, und das ist des, was mir nicht in den Schädel hinein will, daß der Mensch eigentlich seit seiner Evolution ... nicht sehr viel weitergekommen ist. Im Gegenteil, er ist noch brutaler geworden ..., als wir noch auf einer anderen Spezies waren ... Auf der anderen Seite denk' ich mir dann immer: Man verlangt vielleicht von dem Menschen zu viel, der erst, so wie wir in dieser Erscheinung, vielleicht ein paar hunderttausend Jahre, nicht einmal, da ist. Die Erde gibt es seit sechs Milliarden Jahren, acht Milliarden Jahren. Das Universum gibt es seit fünfzehn Milliarden, seit zwanzig Milliarden Jahren. Also, wir stehen erst am Anfang einer Evolution.«

Wir wollen es hoffen. In vielleicht fünfzehn Milliarden, zwanzig Milliarden Jahren sollten dann auch mal Weltmeisterschaften ohne Philosophen und People-Pestmagazine stattfinden können.

Kein deutscher Profi hat sich bislang als Homosexueller zu erkennen gegeben, obwohl statistisch gesehen mindestens drei schwule Teams in der Bundesliga spielen müßten. Justin Fashanu (ist) der bislang einzige Fußballprofi, der sich zu seiner Homosexualität bekannte. Dem öffentlichen Druck konnte der Engländer nicht standhalten. Acht Jahre nach seinem Coming-out erhängte er sich 1998

»1/4 nach 5«

Konkret 07/02, S. 39

Imke Hansen

Kunst & Gewerbe

Warum Frauen sich für Fußball begeistern

Männer lassen sich besser manipulieren, wenn frau Zugang zu deren Heiligtümern hat, hofft eine Redakteurin der »Financial Times«. Der Neid auf eine richtige Leidenschaft treibt eine »Allegra«-Redakteurin zum Spiel. Aber die meisten suchen etwas anderes.

Fußball ist *stylish*. Es geht nicht ums Spiel. Fußballer sind Popstars. Fußballer sind sexy. Einer trägt die Unterwäsche seiner Gattin unterm Trikot – bei sehr wichtigen Spielen.

23 Prozent der deutschen Frauen würden gern mit Oliver Bierhoff eine Nacht verbringen, 22 mit einem Kaninchen (Memeth Scholl). »Bunte« druckt Spieler-Pin-ups. Nicht nur der Ball ist schön rund, und weil frau beim Begutachten von Spielerhintern selbst eine gute Figur machen will, gibt »Young Miss« WM-Schminktips. Passende Schuhe für 650 Euro schusterte Versace, die Handtasche im Fußballmuster gibt's bei Moschino. Wem 320 Euro für eine Plastiktasche zuviel sind, dessen Bedürfnisse werden im Fifa-Online-Shop befriedigt.

Weil die Spieler selber nicht zu kriegen sind, geben die Magazine Tips, womit wenigstens die männliche Zuschauerschaft zu ködern ist. 24 handliche Karten mit Kommentaren, auf den Rückseiten selbstverständlich die schönsten Spieler, verraten, was zu diesem Zweck zu sagen sich empfiehlt: daß es David Beckham jetzt auch als Gartenzwerg gibt; daß die Fifa 1974 der polnischen Mannschaft verboten hat, sich nach Toren zu küssen, weil das unmännlich sei; daß Zinedine Zidane drei Kilo abgenommen hat, als er zu Madrid ging, und Robbie Keane sich seinen Bänderriß zugezogen hat, als er vom Sofa aufstand, um die Fernbedienung zu holen.

Aber warum Beckham, Zidane, Keane, wo doch der Gute so nah liegt. Oliver Kahn macht ein Angebot, das frau nicht ablehnen kann: »Das einzige Tier bei uns zu Hause bin ich.«

Kick für die Demokratie / Am 4. Juni findet auf dem Sportplatz der Charles-Darwin-Oberschule, Berlin-Mitte, ein Fußballturnier der besonderen Art statt. Am Start sind gemischte Mannschaften aus Bundestagsabgeordneten, Medienvertretern und Erstwählern. Für das ungewöhnliche Get-together mit der Politik ist die Politikfabrik verantwortlich, ein studentisches Projekt des Otto-Suhr-Instituts. Achtzig Studenten haben es sich zur Aufgabe gemacht, die Wichtigkeit der Teilnahme an politischen Wahlen zu vermitteln und junge Menschen zwischen 18 und 21 Jahren mit einen Kampagne für die Stimmabgabe zu mobilisieren

---

Pressemitteilung der »Politikfabrik«

Konkret 07/02, S. 39

Ren Martens

Kunst & Gewerbe

Abpfiff

Was hat eigentlich Jürgen W. Möllemann so gemacht in den letzten Wochen? Nichts jedenfalls, wenn man es aus dem fußballerischen Blickwinkel betrachtet. Fast ist schon in Vergessenheit geraten, daß der Mann auch Fußball-funktionär ist: Im Aufsichtsrat des FC Schalke 04 sitzt er. Ja gut, Möllemann hat Anfang April für einen freidemokratischen WM-Kalender posiert. Aber danach? In Japan und Südkorea ließ er sich jedenfalls bislang nicht blicken womöglich hat er ja geahnt, daß seine Saudis beim Kampf um die arabische Sache ein jämmerliches Bild abgeben würden.

Möllemann paßt perfekt ins Balltretergewerbe, ebenso wie seine Gesinnungsfreunde Haider (Präsident beim FC Kärnten) und Gaddafi (Shareholder bei Juventus Turin). Im Fußballmilieu hatte offener Antisemitismus schon Konjunktur, als sich Liberale noch liberal geben mußten. Diese Geschichte rekapituliert Martin Endemann in einem Kapitel des Buchs *Tatort Stadion. Rassismus, Antisemitismus und Sexismus im Fußball*, das Gerd Dembowski und Jürgen Scheidle jetzt herausgegeben haben (Papyrossa). Die Überschrift des Beitrags »Sie bauen U-Bahnen nach Auschwitz« ist angelehnt an den faschistischen Fangesang »Eine U-Bahn bauen wir / Von St. Pauli bis nach Auschwitz«, der mittlerweile auch auf andere mißliebige Vereine gemünzt wird. In die breite Öffentlichkeit geraten solche Ausfälle nur selten, etwa 1996, als bei einem DFB-Auswahlspiel im polnischen Zabrze deutsche Neonazis ein Transparent mit der Aufschrift »Schindler-Juden wir grüßen Euch!« präsentierten._Als liebstes Haßobjekt antisemitischer Fußballanhänger gilt der ehemalige Proficlub Tennis Borussia Berlin (TeBe), der nunmehr in der 4. Liga spielt. So besangen Nazi-Fans den Tod der »Judensau« Hans Rosenthal der ehemalige NS-Zwangsarbeiter und spätere »Dalli Dalli«-Star war zwischen 1965 und 1973 Präsident von TeBe gewesen. Später stand dem Club mit dem Schlagerkomponisten Jack White (»Schöne Maid«) noch einmal ein jüdischer Prominenter vor. Doch viel Feind, ein bißchen Ehr: Tennis Borussia ist der Lieblingsclub der »Bahamas«-Redaktion.

Konkret 07/02, S. 41

Joachim Rohloff

Sommerhilfwerk

Kulturkolumne

Da die Satire nun schon seit mehr als achtzig Jahren alles darf, muß doch auch einmal gefragt werden: Was darf eigentlich die Wirklichkeit? Erträgt sie, ohne Schaden zu nehmen an ihrer Überzeugungskraft, einen erfolgreichen, dutzendfach preisgekrönten Schriftsteller und Millionär, dessen Werke sich hunderttausendfach verkaufen, regelmäßig im ausschlaggebenden Feuilleton gedruckt, hundertfach rezensiert und auf mehreren Radiokanälen in ganzer Länge vorgelesen werden, der sich trotzdem, bloß weil der bekannteste Kritiker ihn nicht immer nur lobt, nicht für einen Nutznießer, sondern für ein Opfer der »Machtausübung im Kulturbetrieb« hält und einen Schlüsselroman über den schlimmen Zustand der Literaturkritik schreibt?

Immerhin war die Wirklichkeit so realistisch, daß sie den satirischen Versuch ausgerechnet Martin Walsers, der nicht für fünf Cent Humor besitzt, erbärmlich scheitern ließ. Welche tatsächlich existierenden Protagonisten des Betriebs im »Tod eines Kritikers« gemeint sind, hat sich inzwischen herumgesprochen, aber keiner von ihnen muß deshalb erröten. Reich-Ranicki braucht sich von einer zum Kinderschreck mißratenen Allegorie der »Herabsetzungslust« und der »Verneinungskraft« schon deshalb nicht getroffen zu fühlen, weil sein Bejahungswille den größeren Schaden anrichtet. Seinen Beruf müßte er allenfalls dann aufgeben, wenn er sich Walsers Ideal einer Literaturkritik zu eigen machte, die der Kunstbegleitung im Sinne des Reichspropagandaministeriums ähnelt: »Das Gegenteil von Kritik ist nicht Lob, sondern Zustimmung. Das ist etwas anderes als Lob. Lob ist Überheblichkeit über den, den man lobt. Lob ist Anmaßung, wie Kritik Anmaßung ist. Machtausübung beides. Wenn man nicht zustimmen kann, soll man den Mund halten.«

Es wurde behauptet, Walsers Larmoyanz sei Berechnung, er greife, genauso wie Reich-Ranicki, nach jeder Gelegenheit, von sich reden zu machen und den Absatz seiner Bücher zu fördern. Aber der einzige, der in diesem Fall kalkuliert, heißt Schirrmacher. In Walser steckt kein Falsch, er hat ein Anliegen und spricht für viele. In der Paulskirche sprach er für diejenigen Deutschen, die nicht länger von den Juden und von gewissen Intellektuellen mit der Moralkeule traktiert werden wollen. Nun glaubt er, er spreche »für die, die meine Kollegen sind«. So lautet die Widmung seiner Roman genannten Klamotte. Man ahnt zwar nicht einmal, welche Kollegen gemeint sind, die da von einem nicht zufällig jüdischen Kritiker entmutigt werden zu sagen, was unser Eigenes ist, aber womöglich versammelt Walser hin und wieder ein Kränzchen in seiner Villa. Und womöglich ist sein Freund Peter Voß, der Intendant des SWR, jedesmal dabei; auch er ein Dichter, der Morgen wirft ihm, wenn die Wetterfrau aus ihrem Haus tritt, goldene Münzen aufs Bettlaken.

Sowenig Walser argwöhnen konnte, daß er selbst ein stärkeres Argument gegen das kurrente Literaturgeschäft ist als Reich-Ranicki, so sehr mußte ihn der Vorwurf überraschen, sein neues Buch zeige eine antisemitische Tendenz. Auch seine bisherigen Verteidiger, die ihn jetzt angreifen, wollen nichts geahnt haben. Als er Ignatz Bubis riet, er möge sich rar machen, wenn Neonazis ihr Unwesen treiben, denn seine Einmischung in solch unerfreuliche Vorgänge sorge für eine fatale »Rückbindung an 1933«, »und das können die Leute nicht mehr ertragen und das wollen sie nicht andauernd hören und darauf haben sie ein Recht«, saß Schirrmacher daneben und merkte nichts. Damals faselte er von Walsers Verwundungen, von poetischer Rede im politischen Raum, von literarischem Anarchismus und der romantischen Hoffnung auf eine Universalsprache der Erinnerung. Heute schrumpfen die Einnahmen, Schirrmacher rutscht nervös auf seinem viel zu großen Sessel hin und her und entschließt sich, den Antisemitismus in Walser neuem Buch übelzunehmen, anstatt ihn im allseits bewunderten Stil seines Feuilletons hinwegzunuscheln. Er tut das aus Loyalität zu Reich-Ranicki, gewiß aber auch »um eines Knüllers wegen«, wie Eckhard Henscheid meint, der glücklich in der »Jungen Freiheit« angekommen ist.

Knüllershalber riskiert Schirrmacher den Verdacht, er könne der Hellste nicht sein, da ihm jetzt erst auffällt, was andere schon vor vier Jahren bemerkten. Seine Laudatio auf den Friedenspreisträger bereut er nicht, er habe nichts zurückzunehmen, auch Walsers Rede in der Paulskirche sei immer noch »vertretbar«. Nur habe Walser »damals« einen »fatalen Weg« begonnen, und erst heute sehe man, wohin er führte. Trotzdem war es nicht die Satire, sondern wohl doch die Wirklichkeit, die sich den Schirrmacher ausgedacht hat.

» Walser ist kein Antisemit. Noch einmal: Ein Antisemit ist Walser nicht.« Reich-Ranicki war sich 1998 seines Urteils sicher. Heute interessiere es nicht mehr, ob Walser ein Antisemit ist, allerdings habe er ein antisemitisches Buch geschrieben. Gleichzeitig hören wir, Möllemann sei kein Antisemit, bediene sich aber zu Wahlkampfzwecken der antisemitischen Ressentiments mancher Leute, die auch keine Antisemiten sind. Die Satire würde nun die Frage stellen, ob Hitler eigentlich ein Antisemit war. Er spielte, daran ist nicht zu zweifeln, in seinen Reden mit antisemitischen Klischees und er ließ sechs Millionen Juden ermorden. Aber vielleicht hatte er gegen jeden einzelnen etwas, und vielleicht hatte er in jedem einzelnen Fall seine Gründe.

Und Karasek? Warum kommt Karasek im letzten Walser nicht vor? Weil er selbst schon, sobald er seinen Laptop aufklappt, einen zweitgrößten Literaturkritiker der Welt parodiert, der von gar nichts eine Ahnung hat und schreibt wie ein

minderjähriger Praktikant der »Edeka-News«. In diesem Fall »dadurch, indem ... Frank Schirrmacher, der (für den Kulturteil zuständige) FAZ-Herausgeber und Walser-Betreuer - er hielt die Laudatio vor der berüchtigten >Moralkeulen-Rede< auf den Friedenspreisträger Walser - ... einem gerade mal 150 Seiten umfassenden, thematisch besessen engstirnigen Buch, durch die Ankündigung des Nicht-Vorab-Erscheinens lange vor dem Erscheinen ein aberwitziges Entree verschafft. Aber um welchen Preis? Bevor auch nur eine Zeile des Buchs publiziert und der Text statt dessen nur in wenigen Sätzen zitiert worden war, klebte an Walser zum zweiten Mal der in Deutschland zu Recht schlimmste Verdacht: der bewußt geschürten Judenfeindlichkeit ... Dieses Ressentiment hat Henryk M. Broder auf das Bonmot gebracht: >Die Deutschen können den Juden nicht verzeihen, daß sie sie in Auschwitz ermordet haben.«< So sind sie alle, aber er ist der zu Recht schlimmste Betreuer der Literatur.

Nein, auch diesmal werden sie nichts lernen. Deshalb hat die Affäre den einzigen Sinn, uns anderen durch den langweiligen Sommer zu helfen. Doch sie ist nicht ganz ohne Tragik. Der arme Hubert Spiegel, der Leiter des Literaturressorts der »FAZ«, empörte sich noch vor ein paar Wochen, als Walser mit dem Bundeskanzler auftrat, über die »Menschenjagd«, der jener seit seiner Friedenspreisrede ausgesetzt sei. Nun erlebt er, daß sein nächster Vorsteher die Meute anführt. Ob er auch zur »Süddeutschen« muß?

Konkret 07/02, S. 42

Georg Kreisler, Markus Metz, Georg Seeßlen

»Kunst kommt von Revolution«

KONKRET-Gespräch
mit dem Komponisten, Musiker, Lyriker, Schriftsteller und Sänger Georg Kreisler. Erster Teil

KONKRET: Ihre Kindheit verbrachten Sie in Wien. Wann beginnt Ihre Erinnerung?

Kreisler: Es gibt keinen genauen Punkt, an dem meine Erinnerung an die Kindheit einsetzt und wo sich dabei das Private und das Politische berührten. Aber natürlich erinnere ich mich an die großen Ereignisse. Ich erinnere mich an den Brand des Justizpalastes, der war im Jahr 1928, wenn ich nicht irre, ich erinnere mich an die Ermordung des damaligen Kanzlers Engelbert Dollfuß, den man eigentlich schon seines Vornamens wegen umbringen hätte sollen. Das war, glaube ich, im Jahr 32. Ich erinnere mich auch, daß damals schon die Nazis stark waren und in SA-Uniformen einander mit »Heil Hitler« grüßend herumliefen, bis sie dann verboten wurden. Aber auch dann hat man sie noch erkannt, denn sie haben weiße Kniestrümpfe getragen. Und ich erinnere mich sehr gut an den Einmarsch der deutschen Truppen im März 38, da war ich fünfzehn. Nach einem halben Jahr bin ich dann mit meinen Eltern ausgewandert.

Ich habe das Klavier-Lernen mit sieben Jahren angefangen, am Wiener Konservatorium, und dann, wie es ins Gymnasium ging, habe ich dazu noch Musiktheorie genommen und Violine und ein bißchen Oboe – also, ich war schon ein halb ausgebildeter Musiker, als ich nach Amerika kam. Dort bin ich dann noch in die Kappellmeisterschule gegangen, in Los Angeles.

Das klingt nach einem umfangreichen Stundenplan für einen Jugendlichen.

Ich habe viel zu tun gehabt als Kind. Das Gymnasium war nicht allzu leicht. Ich mußte eine Menge Hausaufgaben machen, und gleichzeitig sollte ich am Tag mindestens zwei Stunden Klavier üben, dazu wenigstens eine Stunde Geige, dann kamen noch Hausaufgaben in Musiktheorie dazu, es war eigentlich nicht zu bewältigen. Ich habe keine fröhliche Kindheit gehabt. Eine gute vielleicht insofern, als meine Eltern eine gute Ehe geführt haben, aber sie waren auch sehr streng mit mir. Ich habe mich schon unterdrückt gefühlt, damals. Und dazu kamen natürlich auch die politischen Umstände. Der Antisemitismus war beinahe überall zu spüren. Es war keine glückliche Kindheit.

Nur auf dem Konservatorium selbst gab es kaum antisemitische Strömungen. Der Direktor war Jude, meine Klavierlehrerin war Jüdin. Aber im Gymnasium, in der Volksschule, wie das damals in Österreich hieß, als ich sechs, sieben Jahre alt war, warteten auf mich und meinen Freund Ludwig Edelstein immer ein paar »arische« Schüler, um uns zu verprügeln. Und in der Mittelschule erlebte ich den Antisemitismus von oben.

Die Auswanderung kam also nicht so überraschend für Sie?

Doch. Denn das war ja noch kein offizieller Antisemitismus, es war ein inoffizieller Antisemitismus. Man hat mal einen Juden in der Schule ein bißchen verprügelt, und die Lehrer haben weggesehen. Mein Vater, der Rechtsanwalt war, wurde nicht Richter, weil er wußte, daß er als Beamter nicht befördert werden würde – aber das waren alles inoffizielle Sachen. Offiziell wurde es dann mit Hitler, jetzt wurde man aller Rechte beraubt. Das war sehr kraß von einem Tag auf den anderen. Das war etwas ganz anderes und für uns jeden Tag lebensgefährlich. In Wien wurde man gezwungen, Straßen zu säubern – mit einer Zahnbürste. Man hatte dauernd Angst. Das war eine ganz andere Art von Antisemitismus, als wir sie vorher erlebt hatten. Es war gegenüber uns einfach alles gestattet, und unsere Wiener Mitbürger haben auch getan, was ihnen erlaubt war. Wir konnten noch mit der Straßenbahn fahren, aber nur auf der Außenplattform, die es damals noch gab, stehend, kein Jude durfte sich setzen. Man konnte in kein Kino, in kein Theater mehr gehen – das gab es alles vor Hitler nicht. Und jetzt hatten wir keine andere Wahl mehr.

Sie emigrierten. Wie war das in Amerika?

Die Ankunft brachte für mich zwei ganz unterschiedliche Erfahrungen. Einerseits hatte man urplötzlich kein Geld. Überhaupt keines. Man durfte damals, glaube ich, zehn Mark mitnehmen. Wir hatten allerdings die Möbel mitgenommen, das durfte man, aber kein Geld. Es war eine sehr bedrückende Situation, finanziell. Mein Vater als Rechtsanwalt hatte gar keine beruflichen Möglichkeiten. Ich hatte einen Cousin dort, der uns fürs erste ein bißchen unterstützte, aber das war – nun ja, wie einen ein Cousin eben unterstützt.

Andrerseits war für mich als Sechzehnjährigen Amerika ein Wunderland. Was das war, das war ja noch nicht bis Europa gedrungen, man wußte gar nichts davon, und vor allem: Das war Kalifornien, mit dem ewigen Sonnenschein, mit Orangen- und Avocadobäumen an der Straße, mit dauernd lächelnden Leuten. Ich ging zuerst in die Highschool, und da war der Unterricht so zwanglos, wie man es sich in Europa damals nicht vorstellen konnte. Die Professoren waren hemdsärmelig, sprachen jeden mit Vornamen an, was an unseren Gymnasien damals undenkbar war; man konnte sich seine Unterrichtsstunden bis zu einem gewissen Grad aussuchen. Das war alles viel einfacher, freundlicher und fröhlicher als in Europa. Für mich war das ein sehr schönes Erlebnis.

Ich bekam die amerikanische Staatsbürgerschaft, ganz regulär fünf Jahre nach der Einwanderung. Da war ich schon Soldat. Man konnte nur als amerikanischer Staatsbürger nach Übersee geschickt werden. War man nicht amerikanischer Staatsbürger, konnte man sich auch weigern, in die Armee einzurücken, wobei einem gesagt wurde: Die Weigerung muß nicht unbedingt etwas nutzen, man kann trotzdem eingezogen werden, und man kann auch eingesperrt werden. Geweigert hat sich aber, soweit ich weiß, niemand.

Ich habe die ganze Spionageschule mitgemacht, habe in der Verhörerschule gelernt, was man Gefangene fragen muß. Ich bin dann nach England gekommen, wurde aber nicht sofort eingesetzt, sondern in ein Auffanglager geschickt, und da ergab es sich, wie weiß ich nicht mehr ganz genau, daß es hieß, während ihr hier wartet, könnt ihr ja eine Show machen. Ich habe ungefähr dreißig Mitstreiter gefunden, alles keine Professionellen, bis auf den Bühnenbildner. Ich habe die Musik geschrieben und inszeniert. So haben wir eine kleine Revue zusammengestellt, mit einer kleinen Handlung. Sie hieß »Out of this World«, und mit der sind wir kreuz und quer durch England gefahren, von einem Soldatenlager zum anderen. Dann kamen noch ein paar weitere kleinere Versuche hinzu.

Und dann habe ich auch angefangen, selber Texte zu schreiben, auf Englisch. Ich wurde eine Art Alleinunterhalter für die Truppen, das half mir, nicht irgendwelche miesen Arbeiten in der Küche tun zu müssen. Mein bescheidener Ruhm hat mich zu einer Einheit gebracht, wo eigentlich nur Historiker und Politologen und dergleichen arbeiteten. Die sollten die ranghöchsten Deutschen verhören. Man hat mich dorthin geholt, weil ich lustige Lieder gesungen habe. Ich mußte auch keine Aufnahmeprüfung absolvieren wie alle anderen in dieser Elitetruppe. Das hat mir die Gelegenheit gegeben, ranghohe deutsche Politiker, Generale usw. zu sehen, zum Teil auch zu verhören, wobei ich immer nur das Erstverhör machte, also: Wo sind Sie geboren? etc., keine Sachfragen, das war dann den Fachleuten vorbehalten.

Aber so habe ich mit Göring gesprochen, so habe ich mit Streicher gesprochen, mit Kaltenbrunner und mit ein paar Generalen. Es waren alles höchst unangenehme Begegnungen. Göring hat versucht, witzig zu sein, war sehr stark abgemagert, war ganz dünn, im Gegensatz zu den Bildern, die man heute von ihm kennt, und Streicher war eigentlich nicht mehr zurechnungsfähig. Er wußte nicht mehr genau, was er sagte. Die anderen haben meistens gesagt, wir waren sowieso nicht sehr dafür, aber was konnte man dagegen machen. Man mußte eben tun, was der Führer sagte.

Es fällt schwer, sich den Aufstand der Gefühle in Georg Kreisler vorzustellen, als er in Uniform den Peinigern von damals gegenüberstand.

Es war vor allem Haß auf die Deutschen. Haß auf die Nazis. Das ist ganz klar. Ich war bei der sogenannten Military Intelligence – ich habe mal gesagt, Military und Intelligence, das ist ein Widerspruch in sich – , weil ich deutsch konnte. Es war seltsam: Ich war in einem deutschen Gefangenenlager, in der Nähe der französischen Stadt Compiègne, und diese Gefangegen, das hat man sehr bald bemerkt, waren durchaus immer noch überzeugte Nazis, obwohl der Krieg damals, 1944, schon ziemlich sicher verloren war. Sie haben ihre militärischen Ränge und ihre militärischen Regeln und ihre Sprechweisen beibehalten. Da gab es ein Gericht, und da gab es eine gegenseitige Verfolgung. Den Amerikanern war das natürlich recht. Als Ordnungsfaktor, und außerdem haben sie sich gesagt: Wenn die so blöd sind, was sollen wir uns da groß mit ihnen anstrengen.

Auch bei den Leuten, die ich vernommen habe oder bei deren Vernehmung ich dabei war, hatte man durchaus das Gefühl, sie denken: Schade, daß wir den Krieg verloren haben, aber wir sind Nazis geblieben. Oder sie haben sich herausgeredet: »Wir waren nie Nazis«. Diese beiden Extreme gab es.

Es war sehr merkwürdig vor diesen Figuren zu stehen, die vorher die ganze Welt in Furcht und Schrecken versetzt haben. Sie ähnelten in gar keiner Weise dem, was man vorher gedacht hatte. Das waren alles alte, gebrochene Männer; dem Streicher zum Beispiel, dem mußte man alles wegnehmen, damit er sich nicht umbringen konnte. Sie mußten sich die Hose selber hochhalten, sie mußten in Holzschuhen gehen. Sie waren sehr unterwürfig. Man hat sich da doch ein anderes Bild gemacht als das, was man da zu sehen bekam. Es gab eine ganze Menge unter uns, die darauf überhaupt keine Rücksicht nahmen und die Gefangenen schlecht behandelten und ihnen ein paar Ohrfeigen gaben undsoweiter. Das habe ich nie getan. Ich konnte nicht einem alten Mann, wie er so vor mir stand, einfach eine runterhauen. Das war mir nicht gegeben. Ich habe schon manchmal bei anderen Gefangen, wenn einer sehr renitent war, gesagt, man solle ihm sein Bett wegnehmen, und er solle drei Nächte auf dem Fußboden schlafen. Dergleichen, um sie ein bißchen gefügiger zu machen, wie es so üblich ist, in Kriegszeiten. Aber zu mehr ist es bei mir nicht gekommen.

Haben Sie einen Menschen mit Reue getroffen? Mit Schuldgefühlen?

Mit Schuldgefühlen nicht. Aber in dem Gefangenenlager in Compiègne gab es einige Deutsche, Vertrauensleute, die wir uns hielten, damit sie uns sagten, was im Lager vor sich ging. Das waren offensichtliche Hitlergegner. Ich weiß nicht, wie man zu denen kam; als ich hinkam, waren bereits vier oder fünf solcher Leute tätig, die uns dann immer berichteten, was im Lager vor sich ging.

Gab es denn in Amerika selbst auch so etwas wie Vorbehalte gegen Menschen, die aus Europa kamen?

Nein, damals auf keinen Fall. Ich kam ja nach Hollywood, wo viele Menschen aus Europa arbeiteten. Natürlich hatten es Schauspieler schwer, weil sie nur Rollen spielen konnten, wo sie einen Akzent haben durften. Auch ich hatte es als Musiker am Anfang sehr schwer. Ich habe ein bißchen Klavierunterricht gegeben und habe bei Gesangslehrern korrepetiert und dergleichen, bis ich zum Film kam. Auch das war in sehr untergeordneten Positionen, allerdings war es damals schon besonders gut bezahlt – und schwer zu kriegen.

Ich erinnere mich an meinen ersten Filmjob, das war ein ganz komischer Film, ein Film über Franz Schubert, der hieß »New Wine«. Da mußte ich eigentlich nur dem Darsteller des Schubert beibringen, wie man die Hände hält, wenn man Klavier spielt und mußte bei der Choreographie – es wurde auch etwas getanzt – begleiten und durfte mal die Unvollendete oder andere Stücke von Schubert zu kürzen versuchen und solche Dinge. Da bekam ich siebzig Dollar die Woche. Wir haben damals zu dritt, also meine Eltern und ich, ungefähr 130 Dollar im Monat gebraucht – also war 70 Dollar die Woche damals sehr viel Geld für uns.

Viel später habe ich dann auch mit Charles Chaplin zusammengearbeitet, im Jahr 1946, also nach dem Krieg. Das war der Film »Monsieur Verdoux«, da war ich schon 23. Meine Arbeit an dem Film war zweierlei: Erstens spielte Chaplin Klavier, aber er tat nur so, und damals machte man das so, daß ich im Off saß, neben der Kamera, und den Chaplin beobachtete, und danach mein Klavierspiel richtete. Das zweite war, daß Chaplin ja auch die Musik zu dem Film komponierte, und die hat er mir immer vorgepfiffen. Ich habe sie dann aufgeschrieben und zu Hanns Eisler genommen. Der lebte in Malibu, also auch in Kalifornien, aber eine gewisse Fahrt entfernt, und habe ihm dieses Geschreibsel, was ich da von Chaplin notiert hatte, übergeben, und er hat es dann instrumentiert.

Erstaunlicherweise wird Hanns Eisler im Film nicht mehr erwähnt. Ich habe mir sagen lassen, daß es ein Zerwürfnis zwischen ihm und Chaplin gab, und er wollte mit dem Film nichts mehr zu tun haben. Ich weiß aber nicht genau, um was es dabei ging.

Wann wollten Sie aus Hollywood weg? Und warum?

Ende 1945 wurde ich aus der Armee entlassen und war dann bis Ende 46 wieder in Hollywood, machte eben diesen Chaplin-Film und zwei andere Filme bei Universal. Aber ich habe das Gefühl gehabt, daß ich da in Hollywood nicht weiterkomme. Hollywood war damals eigentlich nur eine Filmstadt, es gab etwas Radio, es gab aber kaum Theater, kaum Musik, und ich wollte halt doch mehr in die große Welt und bin dann nach New York übersiedelt. In New York war ich noch neun Jahre lang, und Anfang 55 ging ich nach Europa.

War es schwer für Sie mit Ihren Liedern den amerikanischen Geschmack, die amerikanische Seele zu treffen?

Das Schwierige war die Sprache; ich hatte immer einen kleinen Akzent. Aber als ich nach New York kam, hatte ich keine Schwierigkeiten, auch den amerikanischen Humor, die amerikanische Seele, wie Sie es nennen, zu begreifen. Ich habe auch nicht nur Lieder geschrieben, ich habe auch Kurzgeschichten und einen Roman geschrieben, der leider nie veröffentlicht wurde. Ich habe auch Comedy-Nummern für andere Komiker geschrieben und dergleichen mehr. Ich war eigentlich schon ein Amerikaner geworden – mindestens so sehr, wie es der Kissinger war.

Und die Musik, die amerikanischen Idiome Swing, Jazz, Rock'n'Roll, Pop? War das auch künstlerisch eine Befreiung für Sie?

Eine Befreiung würde ich das nicht nennen. Ich war nach wie vor klassischer Musiker. An Rock, Pop und dergleichen habe ich mich nie angepaßt. Auch nicht an den Jazz. Die klassische Musik blieb immer mein Fixpunkt. Ich habe in jüngster Zeit, wie Sie vielleicht wissen, eine moderne Oper geschrieben, die 2000 in Wien uraufgeführt wurde. Es ist eine komische Oper, eine normale durchkomponierte Oper mit ein paar, sagen wir einmal, Kurt-Weill-Elementen, aber nicht sehr viel.

Was macht die komische Oper aus?

Die komische Handlung. Und die Musik, die sich ihr anpaßt. Die Oper heißt »Der Aufstand der Schmetterlinge«, also der Aufstand der Machtlosen. Sie handelt von sechs jungen Leuten, die in einem Anfall von Irrsinn nach Afrika gehen, um dort eine Oper zu schreiben. Das ist schon eine komische Oper. Der letzte Akt spielt dann im Altersheim, und die Oper-in-der-Oper wurde immer noch nicht gespielt.

Eines der Elemente, die wir an Georg Kreislers Kunst bewundern, ist seine Art, nicht nur Musik zu komischen Texten, sondern so etwas Schwieriges wie komische Musik zu komponieren. Dürfen wir da frecherweise nach Methode, Stil, Arbeitsweise fragen?

Ich habe einen natürlichen Hang zum Komischen. Aber wo es herkommt und warum es da ist, weiß ich nicht. Ich habe in meiner Familie keine Komiker, ich habe einen Drehbuchautor, Walter Reisch, meinen Cousin, der hat ganz große Drehbücher für die Ufa und dann auch in Amerika geschrieben. Mit ihm habe ich auch zusammengearbeitet. Er hat seinen Film »Maskerade«, der ein großer Erfolg damals war, in ein Singspiel, eine Operette umgearbeitet. Ich habe die Musik dazu geschrieben, er hat die Liedertexte gemacht. Und dann hatte ich einen Onkel, der war ein Stummfilmproduzent, hat aber eigentlich nie einen Film produziert, sondern er war das, was man einen Schnorrer nennt. Der hieß Otto Kreisler. Der

ging schon in sehr jungen Jahren nach Berlin, und von dort nach Prag und von dort nach London. Ob er sehr komisch war, weiß ich nicht.

Auch auf die Frage nach dem Wesentlichen bei meinem Schreiben gebe ich eine für Sie sicher unbefriedigende Antwort: Das Wesentliche für mich ist, daß mir etwas einfällt. Ich schreibe keine Tatsachenberichte oder Artikel. Ich bin ein ganz schlechter Journalist; ich habe schon für manche Zeitungen geschrieben, und es ist nie sehr gut geworden. Allerdings das letzte Buch – es heißt *Lola und das Blaue vom Himmel*, ein autobiographisches Buch – das ist ein Bericht von Tatsachen, der mir ausnahmsweise, glaube ich, geglückt ist. Aber ich tue mich sonst sehr schwer mit Tatsachen. Beim Arbeiten denke ich schon gar nicht an Tatsachen, das kommt alles aus dem Unbewußten. Folglich kann ich nicht sagen, das für mich Wesentliche ist, etwas über das und das auf diese oder jene Weise zu schreiben. Ich schreibe immer gerade das, was mir einfällt.

Haben Sie in New York immer daran gedacht, irgendwann zurück nach Europa zu gehen?

Überhaupt nicht. Ich fühlte mich vollständig amerikanisch. Ich hatte nur nach acht, neun Jahren New York das Gefühl, daß ich es nicht weiterbringe, als ich schon bin. Ich war damals vier Jahre lang in ein und derselben Bar, jeden Abend, sechs Abende die Woche, habe immer dasselbe Programm gemacht, das darin bestand, mit den Gästen zu sprechen und möglichst viele Witze dabei zu machen. Was ich sonst außerhalb versuchte, ging gelegentlich, meistens aber nicht. Ich habe mal was für das Radio oder für das Fernsehen geschrieben, war auch einmal zweite Besetzung in einer Broadway-Komödie, habe ein paar meiner Kurzgeschichten veröffentlichen können. Aber es war eigentlich zu wenig. Darum habe ich mir gedacht, ich müßte es einmal in Europa versuchen, ich habe nicht daran gedacht, dort auch zu bleiben.

Warum die Wiener ihn nicht als Wiener, die Amerikaner ihn aber als Amerikaner betrachten, wie er über Anarchie, Anpasserei, Glauben, DDR-Generale denkt und was er von Schlingensief, Gysi, den Antisemiten Walser, Schirrmacher, Möllemann und Westerwelle hält, lesen Sie im zweiten Teil des Gesprächs, das Markus Metz und Georg Seeßlen für KONKRET mit Georg Kreisler führten, im Augustheft von KONKRET.

Konkret 07/02, S. 45

Magnus Klaue

Unheilbar gesund

Dem Chansonnier und Dichter Georg Kreisler zum Achtzigsten

Auf dem Cover von »Everblacks« hat sich Georg Kreisler vor zwanzig Jahren in der Pose eines Sparkassenangestellten ablichten lassen: grauer Anzug, Krawatte und schwarzes Brillengestell, die Hände gefaltet, die linke Hand skelettiert, lächelt er verdächtig brav. Die Sammlung enthält Lieder aus zwei Jahrzehnten mit erschreckenden Titeln wie »Die Wanderniere«, »Das Mädchen mit den drei blauen Augen« oder »Taubenvergiften«. Der Inhalt gleicht dem Mann auf der Verpackung, die Chansons kommen harmlos und bieder daher und sind doch von Grausamkeit und Tod gezeichnet. Einem Tod allerdings, der nichts raunend Metaphysisches hat. Kreisler erzählt vom alltäglichen Tod, der gesetzmäßigen Abschaffung alles Lebendigen, die sich jeden Morgen mit den ersten Walzerklängen aus dem Radio aufs neue vollzieht. Mozartklänge, Wanderlieder und Schunkelmusik werden ihm zur Fratze der guten Laune, die jeder einstudiert, um sich vorzulügen, es gebe noch etwas zu lachen.

Kreisler hatte im öffentlichen Musikbetrieb nie viele Freunde. Der Rundfunk spielt seine Lieder noch heute ungern, manche seiner frühen Chansons standen auf dem Index, seine Mitte der sechziger Jahre im österreichischen Fernsehen ausgestrahlte Sendung »Die heiße Viertelstunde« hatte ständig mit der hausinternen Zensur zu kämpfen und wurde bald abgesetzt. Sein Leben lang erhielt er Briefe und las er Rezensionen in der »Kronenzeitung«, in denen das »Dritte Reich« noch nicht vorüber war. Die Zeiten, hieß es da, seien doch wohl vorbei, wo Juden von den Medien hofiert werden müßten. Er solle nach Israel gehen, wo er hingehöre. Kreisler, der 1938 vor den Nazis in die USA geflohen war und bei Charlie Chaplin und in Hinterhofbars sein Handwerk als Entertainer gelernt hatte, war Schlimmeres gewöhnt und faßte es als Ermunterung auf. Er hatte die richtigen Feinde und keine falschen Freunde. Was will man mehr.

Was Kreislers Stücke zu undeutschem Liedgut macht, ist ihr Mangel an Sentimentalität. In der Misanthropie, welche die wahren Menschenfeinde in seinen Texten entdecken, liegt ihre Integrität. Wo das humanitäre Gerede vollends zur Maske der Gewalt geworden ist, atmet man auf, wenn man die Verse hört: »Nur der Mensch ist so roh, / und der stört das Niveau, / der muß raus aus dem Zoo, / der muß weg!« Kreislers früheste Arbeiten, die mittlerweile altmodisch anmutenden, makabren Lieder »Taubenvergiften«, »Die Wanderniere« oder »Bidlah Buh«, verfolgten nie die Absicht, dem Spießbürger wohlige Schauer über den Rücken laufen zu lassen. Sie verwendeten Muster und Töne der populären Musik, um sie gegen sich selbst zu kehren, sie waren Ideologiekritik in Notenform. Der Schlager, der die Gewalt schon im Namen trägt, wurde in ihnen als grausamer Muntermacher entlarvt, zu dem der Landsmann schunkelt, bevor er sein Feierabendpogrom begeht. Kreisler hat ihm die unschuldige Fassade genommen und hinter seiner verbissenen Lebensfreude die alltägliche Brutalität enthüllt.

Der späte Publikumserfolg dieser Lieder hat Kreisler derart gekränkt, daß er manche umschrieb. Aus der Aufforderung zum Taubenvergiften wurde so die Aufforderung, Unfall im Atomkraftwerk zu spielen. Hinter solchen Veränderungen steckte der Mut der Verzweiflung, die meisten neuen Liedfassungen sind jedoch schlechter als das Original. Man merkt ihnen den Zwang an, etwas nach außen zu kehren, das vorher verborgen war, und ihre Eindeutigkeit nimmt ihnen die Brisanz. Kreisler kann man das kaum vorwerfen, er hat nur auf die Dummheit des Publikums reagieren wollen. Dies wiederum ließ das Publikum sich nicht gefallen. Wurden Kreislers frühe Lieder nach einigen Jahrzehnten auch von seinen Gegnern goutiert, so wurden doch seine aktuellen Produktionen immer abgelehnt. Daß er seinen eigenen Weg ging, nahm man ihm übel – gerade auch im Lager der berufsmäßigen Dissidenten.

So waren es nicht nur Antisemiten, sondern auch vermeintlich Linke, die seine 1966 erschienene Platte »Nichtarische Arien« kritisierten. Weil Philosemiten schon immer besser als die Juden wußten, was diese zu tun und zu lassen haben, hielt man Kreisler vor, er dürfe in seinen Songs nicht »jiddeln«, da er damit antisemitische Klischees bediene. Daß Kreisler mit seinen Chansons, die aus einem Fundus jüdischer Anekdoten, Volksmelodien und Selbststilisierungen schöpften, an eine durch das »Dritte Reich« zerstörte Tradition anknüpfen wollte, wurde dabei übersehen. Es waren ja vor allem Juden, die bis in die dreißiger Jahre die deutsche Unterhaltungsmusik geprägt hatten. Die Wärme und Urbanität der Chansons von Friedrich Hollaender, Willi Rosen oder Armin Berg, die nach 1933 vom Gleichschritt des Volksmusiktakts übertönt wurden, klingen in Kreislers Melodien nach. In »Der Leisten« hat er der jüdischen Sprachkritik mit ihrer Verkehrung gängiger Phrasen Referenz erwiesen, in »Der General« dem Antimilitarismus des Judentums Respekt gezollt und in »Der Witz« die Lakonie des jüdischen Humors satirisch überdreht. Auch Kreislers Fähigkeit, das Traurigste frohgemut zu sagen, erinnert an die Melancholie jüdischer Couplets.

Während der jüdische Akzent in Kreislers Texten als Reminiszenz an eine verschüttete Kultur eingesetzt wird, dient ihm der Wiener Dialekt als Ausdruck von Gewalt. Wenn Kreisler wienerisch singt, kriecht er wie Karl Kraus in seine Feinde hinein und läßt sie plappern, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist: »Wo sind die Zeiten dahin, / als es noch g□mütlich war in Wien! / Als noch der guate alte Hitler bei uns einmarschierte, / als man die jüdischen Geschäfte einfach arisierte, / als

man die Juden dort, wo□s hing□hören, in die Lager steckte«, singt er zu Mozarts Musik. Die Erfahrung, daß der Tod ein Wiener sein muß, wandert in den Klang der Sprache ein, aus der die Lust auf den Lynchmord trieft – wie im Flüsterlied von der Hexe, worin die Kinder ermahnt werden, sich nicht mit einer alten Frau einzulassen, die »nicht wie wir« ist. Nie sonst ist das mörderische Gerücht, das durch alle Häuser wandert und zum Pogrom führt, so anschaulich vorgeführt worden wie in diesem heimtückisch gewisperten Lied, das mit der Aufforderung schließt: »Dann ohne Schonung, / rein in die Wohnung, / Leute, schlagt zu!«

Hinterhältigkeit und Haß auf jeden Denkenden, Gemütlichkeit und weinselige Lebenslust – in allen Songs hat Kreisler diese Welt des Wiener Walzers, die Haltung des »Man muß das Leben nehmen, wie es kommt«, als Maske von Duckmäuserei denunziert. Der bloße Tonfall seiner Stimme, das Unprätentiöse und Schneidende ermuntern mehr zum Widerstand als die gängige »Vorwärts, und nicht vergessen«-Rhetorik. In den späten sechziger Jahren, als Franz Josef Degenhardt die Genossen aufforderte, sich in die rote Front einzureihen, blieb Kreisler auf Distanz. Seine 68er-Platte hieß »Anders als die andern«. In ihrem Titellied erläutert er die Prinzipien der Gesellschaftsordnung à la BRD: »Wenn man immer was andres spricht als die Blöden, / ja, wie sollen denn die Blöden dann mit dir reden? / Und die Majorität ist auf jeden Fall blöd, / weil ein Blöder nichts riskiert, / weil er nichts verliert, / und er wird von allen kopiert.«

Obwohl die Studentenrevolte auch Kreisler »politisierte«, war er sich bewußt, nicht nur durch die Generationenkluft von den neuen Rebellen getrennt zu sein. Wie Adorno, der im Hörsaal von Studenten vom Podium gejagt und als Spießer verlacht wurde, war es Kreisler mulmig bei dem Gedanken an einen deutschen Aufbruch, in welche Richtung auch immer. Sein Chanson »Warum?«, das in seiner kinderliedhaften Knappheit brillanteste Stück politischer Lyrik dieser Zeit, stiftet kein neues Wir-Gefühl und ermutigt nicht zum Durchhalten. Es fragt einfach nur: »Warum sind die Leute so fügsam / und fürchten den leisesten Wind? / So wie Gerten geschmeidig und biegsam / und im Leben und Tode genügsam?« und antwortet: »Sei nicht wie die Leute, mein Kind.« Widerstand vermag sich nur mehr negativ, in der Verweigerung, zu artikulieren.

Von den siebziger Jahren an wird Kreislers Lyrik düsterer und rigoroser. Seine Texte begleitet er wie stets allein am Klavier, anders als Degenhardt oder Wader experimentiert er kaum mit komplexeren Arrangements. Aber wenn er es doch einmal tut, ist das Ergebnis von atemberaubender Schlagkraft. Seine Platte »Allein wie eine Mutterseele« von 1974 enthält mit den Liedern »Wenn ihr lachen wollt«, »Im Warenhaus« und »Wenn die Mädchen nackt sind«, in denen die Welt als Leichenhalle und Abnormitäten-Panoptikum vorgeführt und jeder einverstandene Humor als Barbarei bloßgestellt wird, gewagte Musik- und Toncollagen, ein Ineinander von Geigenklängen, Comedian-Harmonists-Geträllere, Fliegeralarm und Kinderschluchzen, den Lärm einer aus allen Fugen geratenen Welt.

Aber selbst in seinen rabiatesten Beiträgen zum Genre des »politischen Liedes« (die besten sind unter dem Titel »Vorletzte Lieder« versammelt) ist Kreisler den skurrilen Miniaturen Robert Walsers oder Walter Serners näher als marktgängiger »Gebrauchslyrik«. Texte zu schreiben, die sich politischer »Verwertbarkeit« entziehen, erschien ihm, der schon 1971 den Tod des zur Volksbelustigung depravierten Kabaretts ausrief, als die bessere Form von Praxis in einer Gesellschaft, der scheinbar nur mehr durch blinde Gewalt und nicht durch vernünftiges Handeln begegnet werden kann. »Morden, einmal jemand morden! / Was ist denn geworden, / daß mir dieses Wort so menschenfreundlich scheint«, heißt es in den »Vorletzten Liedern«. Spielerisch wird die »Unbrauchbarkeit« von Kunst in einer Zeit reflektiert, die nichts als falsche Alternativen kennt: »Alles ist unzulänglich, / und ich sehne mich / nach dem Zulänglichen. / Aber auch das Zulängliche / ist zu länglich. / Also sehne ich mich / nach dem Länglichen. / Doch auch das Längliche / ist unzulänglich geworden. / Also sehne ich mich nach gar nichts. / Und auch das ist nicht gar nichts, / sondern unzulänglich.«

Desillusionierung ist das ästhetische Prinzip dieser Texte, in denen sich Kreisler wie jener alte Portier im gleichnamigen Lied als »unheilbar gesund« erweist: gezeichnet von einer Klarsicht, die den Zeitgenossen, die Selbstverdummung zur Lebensmaxime erheben, krankhaft und »verdreht« erscheinen muß. Leider werden diese späten Songs oft von Kreislers zweiter Partnerin Barbara Peters gesungen, deren pathetischer Duktus ihnen weniger angemessen ist als die Nonchalance, mit der Topsy Küppers seine Lieder in den sechziger Jahren intonierte.

Daß Pathos und Larmoyanz Kreislers Texten fremd sind, zeigt sich vor allem an seinen Liebesliedern. Viele von ihnen, wie »Die Ehe« oder »Ein Abend zu zweit«, huldigen der Liebe nur mehr negativ, durch erbarmungslose Analyse ihrer Abwesenheit. Werden doch einmal die »großen Gefühle« besungen, dann ohne verlogene Affirmation. Kreislers »Seltsame Liebeslieder« sind von zarter Versponnenheit. Während Degenhardt, wenn er sich diesem Sujet widmet, oft in einen pubertären Draufgängergestus verfällt, der eher als unfreiwillige Parodie denn als poetische Adaption Villonscher Lyrik erscheint, rettet Kreisler die romantische Liebesutopie der Freiheit vom Rollenzwang mit einem Kalauer: »Kennst du das Land, wo die Schablonen blühn? / Von dort möcht□ ich mit dir nur fort, Geliebte, ziehn.«

Mit Rückzug hat das nichts zu tun. Keine neue Innerlichkeit empfiehlt Kreisler, sondern Mut zum Eigensinn, zur krausen Phantasie und Spinnerei. Die Utopie der freien Gesellschaft ist verkapselt in einer konsequent ihrer eigenen Dynamik folgenden Nonsenssprache im Geist von Ringelnatz und Morgenstern. Was irrwitzig und albern dünkt, wird zum Glücksversprechen, wie die »Schizophrenie«, die »zu allem Hihi« sagt, oder die zwei alten Tanten, die mitten in der Nacht

im Achterhaus Tango tanzen: »Die bringt kein greller Pfiff / nach Tel Aviv, / nach Kairo, nach Korinth, / die ruft kein Muezzin / zum Suez hin, / die bleiben, wo sie sind.«

Auch Kreisler, der am 18. Juli achtzig wird, ist geblieben, wo er immer war: anderswo. Als er Mitte der achtziger Jahre Gefahr lief, zum belächelten Fossil zu werden, komponierte er satirische Musicals und verlegte sich aufs Prosaschreiben. Doch eines hat er nie getan: im Namen eines Kollektivs gesprochen. Sein jüngst erschienener Band *Heute leider Konzert*, eine Sammlung von Travestien über die Kunst und deren Feind, den Kunstbetrieb, enthält den Satz, der größte Dienst, den man seinem Vaterland erweisen könne, bestehe darin, es abzuschaffen.

Ein Vaterland hat Kreisler, der amerikanischer Staatsbürger ist, in Basel lebt und sich weder als Österreicher noch als Amerikaner noch als Schweizer fühlt, bis heute nicht. Und vielleicht hat er gut daran getan, sich nicht behaglich in der Rolle des »Makabristen« einzurichten, auf die man ihn hat festlegen wollen. Die traurige Pose des greisen Witzereißers, der die Kabarettbühnen heimsucht, obwohl seine Tage längst gezählt sind, hat er, anders als viele Kollegen, seinem Publikum erspart. Statt dessen bemüht sich Kreisler um die Förderung von Künstlern, die auf eigene Weise fortsetzen, was er begann. Zu seinen jüngsten Projekten gehört ein Soloprogramm für den Berliner Chansonnier Tim Fischer, einem Interpreten seltsamer Gesänge von Hollaender über Kreisler bis Cora Frost. Es werden wohl weiterhin die Einzelgänger unter den Chansonsängern sein, in deren Arbeit der Anspruch von Kreislers Œuvre fortwirkt.

Georg Kreisler: *Heute leider Konzert. Drei Satiren.* Konkret Literatur Verlag, Hamburg 2001, 212 Seiten, 19,90 Euro

---

Magnus Klaue schrieb in KONKRET 5/02 über die Bewältigung von Hitlers Sekretärin durch André Heller

Konkret 07/02, S. 47

Günter Amendt

Ein Buch ist ein Buch ist ein Buch

Garp und wie er die Welt sah: über ein Hörbuch im besonderen und über Hörbücher im allgemeinen

Das Publikumsinteresse scheint ungebrochen: Immer mehr Verlage steigen ein ins Hörbuchgeschäft, und einige wagen kühne Projekte, ganz im Vertrauen auf ein stetig wachsendes Publikum, welches bereit ist, sich Romane, Kurzgeschichten, Krimis oder Essays, Reiseberichte oder Gedichte vorlesen zu lassen.

Mit seiner ungekürzten Hörbuchfassung von John Irvings Roman *Garp und wie er die Welt sah* – bei einer Spieldauer von 1.375 Minuten auf neunzehn CDs – hat sich der Heyne Verlag auf ein riskantes Projekt eingelassen. Die 1978 in den USA unter dem Titel *The World According to Garp* veröffentlichte Geschichte, »so absurd, so wahnsinnig, so komisch, so tränentreibend, so kühl und sachlich, so wirklich und genau«, wie der Kritiker des Zürcher »Tages-Anzeiger« jubilierte, wird von Rufus Beck gelesen. Das macht das Unternehmen sehr viel weniger riskant, denn Rufus Beck ist als Interpret der Harry-Potter-Hörbücher ein mit vier Goldenen Schallplatten ausgezeichneter Star unter den deutschsprachigen Vorlesern.

Die Veröffentlichung eines Hörbuches ist immer ein Akt der Zweitverwertung, denn die Entscheidung über die Annahme des Manuskriptes hat stattgefunden, lange bevor ein Sprecher oder eine Sprecherin und manchmal auch ein Autor oder eine Autorin ins Studio gehen, um vorzulesen, was bereits gesetzt, gedruckt und veröffentlicht wurde. Somit ist verlegerisch die Wahl des Vorlesers beziehungsweise der Vorleserin die eigentliche Herausforderung im Hörbuchgeschäft. Hier ist der Einfallsreichtum eines Verlages gefragt, hier setzt er die Akzente, die sein Produkt von dem der Konkurrenz unterscheiden. Auch das Design, die Ausstattung der Kassetten und die Gestaltung der Booklets, macht die Verlage und ihre Produkte unterscheidbar. Weniger aufwendig ist dagegen die technische Arbeit im Studio, vorausgesetzt, die Produktion orientiert sich an dem, was die Grundregel einer jeden Hörbuchproduktion sein sollte: Ein Hörbuch ist ein Hörbuch und kein Hörspiel. Über den Unterschied wird noch zu sprechen sein.

Rufus Beck sah zwei Möglichkeiten, Irvings Text zu lesen: Entweder in der Haltung des distanzierten Sprechers oder als Rollenspiel eines engagierten Schauspielers. Er wählte die Schauspielervariante, und das heißt: Er spricht in Rollen, wo es die Vorlage erlaubt und gebietet. Und er findet auf der langen dreiundzwanzigstündigen Lesestrecke für alle Rollen, die er spricht, den richtigen Ton. Beck setzt seine stimmlichen Mittel diskret und dezent ein. Er läßt Alice so dezent lispeln, wie er Mr. Tinch dezent stottern läßt. Mrs. Ralphs alkoholisiertes Lallen deutet er diskret an, und in der Stimme der transsexuellen Roberta Muldoon ist der anhaltende Widerstreit von männlichen und weiblichen Sexualhormonen deutlich zu hören – doch so diskret auch hier, daß die Figur des früheren Footballprofis bei den Philadelphia Eagles nicht ins Lächerliche gezogen wird. Die Dialoge zwischen Garp und seinen beiden Söhnen, dem zehnjährigen Duncan und dem fünfjährigen Walt, von denen der eine bei einem schrecklich absurden Unfall ein Auge und der andere das Leben verlieren wird, sind in einer berührenden Zartheit gesprochen. In einem Satz: Höchst gelungen dank eines großartigen Vorlesers.

So weit, so gut. Jetzt kommt Margrit Osterwold ins Spiel, im Booklet als Regisseurin ausgewiesen. Frau Osterwold mißtraut den überragenden stimmlichen Möglichkeiten ihres Sprechers, sie glaubt, das Produkt mit den technischen Tricks einer Hörspielproduktion aufpeppen zu müssen. Was zurückführt zu der Frage, worin sich eigentlich ein Hörbuch von einem Hörspiel unterscheidet und ob es einen Unterschied überhaupt gibt. Das ist, wie sich schnell zeigt, wenn man sich die Veröffentlichungen verschiedener Hörbuchverlage anhört, eine durchaus strittige Frage.

Auch der profilierte Zürcher Hörbuchverlag Kein & Aber, der den Hamburger Vortragskünstler Harry Rowohlt unter Vertrag hat, setzt bei seiner jüngsten Veröffentlichung auf den Einsatz akustischer Hilfsmittel. Rowohlt, wie Beck ein Star unter den deutschsprachigen Vorlesern, liest das Buch *Der Wind in den Weiden* von Kenneth Grahame. »Nur eines ist ein Jammer«, klagt Andreas Platthaus in seiner ansonsten geradezu euphorischen Besprechung in der »FAZ«, daß er sich dabei »nicht auf die Stimme alleine verläßt, die doch über eine solche Breite der Modulation, über eine solche Vielfalt an Klängen verfügt, daß es all der akustischen Beigaben, die das Hörbuch enthält, gar nicht bedurft hätte«.

Ich weiß nicht, ob Harry Rowohlt, wie Platthaus vermutet, oder die Regie von Wanda Osten, wie das Booklet nahelegt, für diese Beigaben verantwortlich ist – hier wird mutwillig und nicht nachvollziehbar die Grenze zum Hörspiel verwischt, was das Produkt insgesamt abwertet, weil aufmotzt. Jedenfalls in meinen und Platthaus' Ohren.

Ein Hörbuch ist die wortwörtliche Wiedergabe eines veröffentlichten Textes. Kürzungen und erläuternde oder zusammenfassende Zwischentexte sind als solche kenntlich zu machen. Worin das Hörbuch sich von der Printausgabe des Originaltextes unterscheidet, ist allein die Stimme des Vorlesers, die den Text gestaltet. Mal spricht er laut, mal spricht er leise, mal schnell, mal langsam, er haucht und stöhnt, er flüstert und ächzt, er lispelt und stottert, spuckt, rotzt, brüllt oder schreit soweit die Stimme trägt. Wenn die Stimme gut ist und die Dosis stimmt, ist das Werk gelungen. Eröffnungs- beziehungsweise Schlußmusik und der Einsatz von musikalischen Elementen zur Kennzeichnung oder Trennung einzelner

Kapitel sind als stilistische Hilfsmittel akzeptabel, wenn sie deutlich vom Text abgesetzt werden. Auf diese Unterscheidungsmerkmale von Hörbuch und Hörspiel sollte man sich einigen können.

Daß weder Heyne noch Kein & Aber sich an diese Regeln halten, ist ärgerlich. Denn sowenig Rowohlt auf die »schnaufenden Lokomotiven, glucksenden Flüsse, röhrenden Autos« als Stimmungsverstärker angewiesen ist, sowenig ist Beck auf die Studioeffekte angewiesen, die seine Regisseurin sich einzusetzen erlaubt. Immer dann, wenn Irvings Text in die Zukunft weist, wenn er im Vorgriff aus einem noch ungeschriebenen Roman von T. S. Garp oder aus dem noch unveröffentlichten Werk von Jenny Fields, Garps Mutter, zitiert, legt die Regisseurin einen Hall unter die Stimme des Vorlesers. Das ist ein Stilbruch, der das Hörerlebnis drastisch mindert, auch weil der Halleffekt mit dem Fortgang der Geschichte immer willkürlicher wirkt und physisch wehtut.

John Irving: *Garp und wie er die Walt sah*. Gelesen von Rufus Beck. Heyne Hörbuch, München 2002, 19 CDs, 1.375 Min., 37,50 Euro

Kenneth Grahame: *Der Wind in den Weiden*. Gelesen von Harry Rowohlt. Kein & Aber, Zürich 2002, 6 CDs, 366 Min., 35,50 Euro

---

Günter Amendt hat zuletzt das Buch »Back to the Sixties – Bob Dylan zum Sechzigsten« (Konkret Literatur Verlag) veröffentlicht

Konkret 07/02, S. 48

Ale□ ander Kasbohm

Melodie & Rh□ thmus

Tocotronic: Tocotronic. Lado/Zomba

Meine erste Begegnung mit der Musik von Tocotronic war einer dieser raren Glücksfälle eines Zueinanderpassens von Musik, Texten und eigenen Lebensumständen. Frühe Tocotronic-Platten wirkten durch ihre Unmittelbarkeit. Sie boten dem Hörer zahlreiche Andockmöglichkeiten, an denen Gehörtes und Erlebtes ineinander übergriff, Stellen, an denen die Grenze zwischen Leben und Kunst aufgehoben schien.

Zweieinhalb Platten lang war die Musik von Tocotronic ein guter, manchmal etwas anstrengender, aber klar beobachtender Freund. Danach wurde sie mir ziemlich egal. Das lag wahrscheinlich weniger an Tocotronic als an mir. Beziehungsweise daran, daß wir uns irgendwie auseinandergelebt hatten.

An ihrem neuen Album frickelten sie anderthalb Jahre im Studio herum. Normalerweise ein todsicheres Zeichen für eine restlos vergurkte Platte, für ein Verzweifeln an den eigenen Erwartungen. Doch in diesem Fall hat sich die Zeit gelohnt. Die musikalische und lyrische Direktheit hat Platz gemacht für Reflexion. Es werden nicht mehr aus Alltag und Fernsehen bekannte Situationen abgebildet, sondern Stimmungen und Emotionen. Diese Offenheit macht □ Tocotronic□ zugänglicher für Interpretationen und ist dadurch persönlicher als die Eins-zu-eins-Abbildung. Eine ähnliche Offenheit ist auch in der Musik zu finden. Verschiedene Sounds aus der Jugend heute etwa 30jähriger tauchen in den Hintergründen auf, sind aus den Zusammenhängen gerissen und in den Tocotronic-Kontext gestellt. Die Quellen lassen sich kaum noch ausmachen. Disco? Progrock? AOR? □ Die genauen Ursprünge sind egal, ein Bild kommt von alleine, ohne daß sich der Hörer Verweiszusammenhänge aufbauen muß. Die einzelnen Teile werden nicht unbedingt klar, formen aber zusammen ein verständliches Ganzes. Als versuchte man, sich an ein Gesicht zu erinnern. Es steht vor Augen, wenn man aber versucht, an Details, Mundwinkel, den Schwung der Lippen heranzuzoomen, verschwindet es. Doch das Gefühl, das die Erinnerung in einem auslöst, ist kristallklar.

Die neue Tocotronic-Platte ist so sehr das Werk des Produzenten Tobias Levin, wie es das Werk der Band ist. Sie ist üppig und vielschichtig, dabei nie aufgesetzt. Jederzeit als Tocotronic identifizierbar ist die Platte auf eine Weise □ musikalisch□ , die man bislang nicht mit der Band assoziierte. Eine erwachsene Platte. Ein Werk, bei dem mich interessiert, wie es wohl mit zwei Jahren Abstand gehört wirken wird. Für den Moment glaube ich: Diese Platte ist groß.

Konkret 07/02, S. 48

Michael Sailer

Melodie & Rhythmus

Looper: The Snare. Mute/EMI

Wollte man die britische Popmusik der letzten fünf Jahre als Patienten betrachten, fiele die Entscheidung schwer, welcher Spezialist am dringendsten aufzusuchen wäre. Die trauerselige Selbstsublimation der Leidensmänner im Radiohead-Gefolge, der pompös-hohle Hymnenwahn, die Verzettelung in immer absurderen Kleinkrämereien, der hölzerne Rockismus des alternden Lad-Stammtischs um die Herren Gallagher/Weller. Dazu die Minderwertigkeitskomplexe, die sich einstellen, wenn man mit dem Ofenrohr über den Ozean blickt: Da haben The Strokes gezeigt, daß man mit schamlosem Revivalismus einen ebenso erfrischenden Knalleffekt auslösen kann, wie man ihn früher – von den Beatles über XTC bis Blur – nur aus Großbritannien kannte; nun schwimmen selbst die ödesten Dröhn-Rock-Combos, von der eifrig sortimentierenden Musikpresse in denselben Topf geworfen, auf der Euphoriewelle mit.

Aber wie meist verdankt sich die Diagnose dem flüchtigen Blick aus großer Höhe durch eine graue Brille, der sehen will, was seiner Ansicht entspricht. Looper – vor zwei Jahren mit ihrem Debüt »The Geometrid« noch einem milden Siebziger-Retro-Futurismus verhaftet – passen zwar optisch in die Umgebung: Irgendwie unscheinbar, rätselhaft, gestaltungs- und marktstrategiefrei sehen Musiker und Album aus. Der Inhalt ist aber gar nicht beliebig, sondern kompakt wie ein Stück Seife. Während der Rest der britischen Szene entweder in der eigenen Tränenspur dahinkriecht oder sich entfesselt in alle Richtungen gleichzeitig verausgabt, drehen sich Looper ihrem Namen getreu absichtlich im Kreis und schrauben diesen Kreis so eng wie möglich. Jeder ihrer Songs ist eine aufs Notwendigste an instrumentalem Aufwand reduzierte Schleife, die immer wieder am Ausgangspunkt ankommt; die Harmonien wagen kaum mehr als einen Halbtonschritt.

Die Reduktion öffnet Räume zum Hören: Fetzen von schwarzweißen Soundtracks verhallen darin, während Stuart David, der vor Jahren als Bassist bei Belle & Sebastian mithalf, dem Britpop die Breitspurreifen aufzuschlitzen, und seine Frau Karn zu pelzigen Akkorden und unauffälligen Elektro-Rhythmen karge Geschichten erzählen, die sich im Grunde in einem Satz zusammenfassen lassen: Wir gehören nicht zu den Leuten, die wissen wollen, was »abgeht« und was »man« momentan so treibt.

Es gibt Zeiten, für die sich diese Platte nicht eignet: Zeiten, in denen man Frechheit, Witz, Tempo und Melodien zum Mitsingen braucht, die Looper so streng vermeiden, als wäre ein Lächeln gleichbedeutend mit der Verwandlung in die Spice Girls. Vielleicht sollten sie vor dem nächsten Studiotermin diesbezüglich doch mal einen Spezialisten aufsuchen.

Konkret 07/02, S. 48

Hart□ ig Vens

Melodie & Rh□ thmus

El-P: Fantastic Damage. Definitive Ju□ /Zomba

Eine der bedeutendsten HipHop-Formationen der letzten zehn Jahre waren Company Flow aus New York. Mit ihrem 1997 erschienenen Debüt-Album □ Funcrusher Plus□ setzen CF einen Meilenstein des sogenannten Indie-HipHop. Zu diesem Zeitpunkt war die Welt gelangweilt von den Mainstream-Produktionen der Puff Daddys und Warren Gs und sog die Blutauffrischung aus dem Underground begierig auf. □ Funcrusher Plus□ war die Platte, die das Feld für die Beatschmiede und Wortakrobaten öffnete, die sich nach wie vor abseits der Platinproduktionen tummelten. Kranke Beats, unheimliche Atmosphäre und manisch metaphorisierende Raps demonstrierten, daß HipHop nach wie vor eine Basis hatte, aus der sich die Kultur erneuern konnte.

Inzwischen ist Indie-HipHop selbst formal erstarrt. Aus Indie, einer Bewegung zur Selbstbemächtigung der Produktionsmittel, ist ein Genre geworden. Aus der Gründung unabhängiger Labels und einer Programmatik, die die kapitalistische Ökonomie der künstlerischen Gebrauchswertproduktion unterordnete, hat sich ein Subsegment der HipHop-Industrie mit einem Kanon eigener Codes entwickelt, der mittlerweile nur mehr reproduziert wird. Da das Attribut □ ill□ selbst zum Markenzeichen geworden ist und der Output erwartungsgemäß ausfällt, hat sich der Innovationsfaktor abgenutzt.

Es gibt natürlich Ausnahmen und zu den Ausnahme-Indie-HipHop-Produktionen zählen regelmäßig die Platten des Labels Def Jux, in Besitz von El-P, seinerzeit MC der inzwischen aufgelösten Company Flow. Schon auf dem zweiten und letzten CF-Album □ Little Johnny from the Hospital□ hatten El-P und sein DJ Mr. Len den Soundkosmos von Def-Jux definiert: eine düster-kalte Atmosphäre, leerlaufende Beats und Sounds aus dem Schrottlager des Pop-Archivs.

Auf seinem eigenen Debut □ Fantastic Damage□ setzt El-P die Reise in die Sphären des Unheils und der Desillusion fort. Ein pulsierendes Gemisch aus grimmigen Baßlinien, Error-Sounds der Automaten und verzerrten Gitarren und Synthesizern in einem kanalisations- bis werkshallenartigen Ambiente wird durchschnitten von endlosem unverständlichen Fabulieren; einem Sermon aus Bildern, Metaphern und Kommentaren. Die Mystik, die sich hier verbreitet, scheint aus der Kapitulation vor der rationalen Durchdringung der urbanen und informationellen Umwelt herzurühren. Der Realismus, den HipHop wie keine Pop- oder überhaupt Kunstform der jüngeren Geschichte verkörperte, wird in die □ Landschaften□ des Aberglaubens und der Illusion verlagert. Noch nie klang Trostlosigkeit so faszinierend.

Konkret 07/02, S. 49

Frank Schäfer

Platte des Monats

D.A.D.: Soft Dogs. EMI

Es gibt Platten, die kommen zur rechten Zeit, die begleiten nicht nur die eigenen Lebensmäander, schlagen Wegmarken ein und sorgen so dafür, daß man sich hinterher besser an die Dummheiten, Irrtümer und Ideale der früheren Jahre erinnert, nein, das macht ja jede Musik mal mehr, mal weniger. Die Platten, die ich meine, koinzidieren mit der eigenen Vita in einer Weise, sind so dicht dran, daß man später nicht mehr zu sagen weiß, ob sie die Lebenssekunde wirklich nur musikalisch verdichtet oder nicht vielleicht sogar hervorgebracht haben. »No Fuel Left For The Pilgrims« von D.A.D. – was soviel heißen soll wie Disneyland After Dark, was dann schon einen ersten Hinweis gibt auf die Ironiefähigkeit, aber auch auf die beinahe schon infantile Verspieltheit dieser Combo – war so eine Platte in unseren Kreisen. Eine dieser makellosen Vinylstücke, die man so oft gehört hat, daß selbst die ein, zwei – nie und nimmer drei! – nicht ganz so makellosen Stücke zur Makellosigkeit homogenisiert wurden, eben weil dieses epiphanische Licht im ganzen so hell erstrahlte, daß man schon eine ganz dunkle Atheistenbrille aufsetzen mußte, um da noch Konturen feststellen zu können. Und Sonnenbrillen, das nur am Rande, sind ja immer Mogelei, das neokapitalistisch-blaßschnäblige Pendant zur rosaroten Brille. Wenn etwas schon so hell leuchtet, dann sollte man sich doch bitteschön blenden lassen, auch wenn man danach vielleicht eine Weile schwarze Sternchen sieht und nicht gleich zum Tagesgeschäft übergehen kann. Nein, Sonnenbrillen sind kalkuliertes Mittelmaß. Natürlich kann man Größe, Schönheit: Luzidität nur schwer ertragen, wenn man selber zu dergleichen nicht fähig ist, genauso wie Böswilligkeit, Niedertracht etc. bei einem geliebten Menschen (um dergleichen Erkenntnisschocks zu umgehen, gibt es ja die rosarote Kollegin!), aber gelegentlich sollte man sich dem vielleicht doch aussetzen. Als wir in unseren Kreisen »No Fuel Left For The Pilgrims« hörten, 1989 erstmals und von da an immer wieder, da griffen alle zunächst nach den Sonnenbrillen!

Man spielte in einer Metal-Band, die sich zu situieren versuchte, die eine schiffbare Abzweigung auf diesem sich mehr und mehr verästelnden, ja auch verläppernden ursprünglich doch so breiten und kraftvollen Strom suchte! Heavy Metal war in die erste Phase der Dekadenz eingetreten, für viele war es eine Blütezeit, sicher, für uns war es das nicht ... Death, Black, Speed, Thrash und andere Extremspiel- und -sportarten separierten sich scheinbar von einem langsam populär, also Pop werdenden, als Dollarscheißer endlich ernstgenommenen Eselsgenre. Hatte man 1982 noch den Überblick über die Gesamtheit des Angebots, weil pro Monat nicht mehr als, sagen wir, zwanzig LPs veröffentlicht wurden, ja, hatte man zu dieser Zeit zumindest noch die Möglichkeit, das alles wegzuhören, wenn man wollte beziehungsweise die Finanzkraft oder die Größe des Freundeskreis es zuließen, sah man plötzlich Eisenhüttenstadt vor lauter Schrott nicht mehr ... Die Moderne hielt Einzug! Man war zur Spezialisierung gezwungen, kannte sich auf einmal nicht mehr richtig aus. Und man zog nicht mehr an einem Strang. Die Inflation führte zu rigorosen, großmäuligen Verteilungskämpfen, zu Verrat und ideologischem Starrsinn, man kennt das aus anderen Teilkulturen. Als junger Musiker, der aus Unerfahrenheit oder auch Indifferenz zu einem gewissen Eklektizismus neigt, war man in der Hölle, weil man sich ständig fragen (lassen) mußte, ob dies oder das noch erlaubt war, ob man etwa die Fingerpicking-Bridge, die doch allzusehr nach Posertum kalifornischer Provenienz klang, mit diesem hammerharten, quecksilberschnellen Brutalo-Knüppel zusammenbringen sollte. Man wußte nicht so recht, weil man sich entscheiden konnte, weil man sich nicht entscheiden wollte ... Und dann erschien am 3. März 1989 »No Fuel Left For The Pilgrims«, und man mußte auf einmal eine Sonnenbrille tragen.

D.A.D. kümmerten sich nicht um Genres – und was man tun durfte oder sollte, schien keine Frage zu sein für sie. Sie spielten einfach und schufen ihr eigenes Genre. Das war nicht mal richtig Metal, aber es störte uns gar nicht mehr, weil es verdammt gute Musik war. Ein country-affiner Hau-den-Lukas-Rock-□n□-Roll, der den längst obsoleten, eigentlich verpönten Begriff Hard Rock wieder ins Spiel brachte, ebenso altmodisch wie witzig wie steppentrocken; da gab es simple, wunderbar eingängige Posermelodien, bei denen es nicht mehr darauf ankam, woher sie stammten, da krachten Simpel-Riffs ins Zerebrum, daß es nur so dampfte, Jacob »Cobber« Binzers crunchy Leadgitarre schürfte nach Gold, fand es auch, und sein Bruder Jesper gab sich wirklich Mühe, seine Stimme sarkastisch, gelegentlich zynisch klingen zu lassen, aber man hörte dann doch alleweil die Herzenswärme durch die witzigen Lyrics hindurchströmen. Aber warum eigentlich Imperfekt, warum »hörte«? Man kann dieses Stück Kunststoff – fürwahr! – ja immer noch hören, wenn man Ohren hat, weil diese Platte und das alte, zutiefst veruntreute und mißbrauchte Etikett »zeitlos« so gut zusammenpassen wie Frau und Mann. Und dann setzten wir eines Tages unsere Sonnenbrillen ab! Und natürlich blendete es uns, stach verteufelt in die Augen, daß man sich immer wieder abwenden mußte, und vielleicht wurden dem einen oder anderen sogar die Augen feucht. Denn was wir da wieder und wieder gehört hatten, war der reine Stoff, die Essenz, also das, was Musik im Idealfall zu leisten in der Lage ist.

Und ich weiß nicht, was soll es bedeuten: »Something□s wrong ... What□s the matter? The Blues gotta!« spricht der quasi-antike Chor auf dem neuesten, dem 2002er Album »Soft Dogs« – na eben, von D.A.D. Und wieder ist diese Band so dicht

dran, daß es beinahe wehtut. Man konnte sie etwas aus den Augen verlieren nach der eckigen, knarzigen, einfach zu harten »Helpyourselfish« von 1995, aber hier ist auf einmal alles wieder da, dieses D.A.D.-Gefühl. Jetzt ist es nicht mal mehr Hard-, sondern bloß noch vermaledeiter Roots Rock, wie man ihn vergleichbar passioniert zuletzt höchstens auf John Hiatts »Perfectly Good Guitars« oder auf Neil Youngs »Freedom« gehört hat: ein bißchen Rhythm

□n□ Blues, Blues, viel Country und noch mehr Sentiment. »Cobber« scheint in seine Halbakustische hineinzukriechen, sie auszuhorchen, behutsam jeden Ton, den sie ihm schenkt, mit offenen Händen uns darreichend, bittend beinahe, auf daß wir auch sorgsam damit umgehen. Das ist alles scheißkommerziell – und trotzdem so gottverdammt ehrlich. Das atmet die Melancholie einer Geisterstadt, in der Tumbleweeds durch die toten Straßen kugeln.

Und so ist denn auch »Soft Dogs« eins dieser Alben. Kam es einfach zur rechten Zeit, als sich der Frühjahrsblues auf die Seele legte und man mal wieder an dem Punkt war, wo außer Nostalgie gar nichts zu gehen schien? Oder ist es am Ende sogar schuld daran?

Konkret 07/02, S. 50

Ludwig Seyfarth

»Historische Lederhosen«

Eine lesbische schwarze Filmschauspielerin, ein romantischer Kunstschriftsteller, ein unbedeutender Komponist und eine Verlagserbin, die Banken überfällt: Was ist und wozu taugt eine fiktionale Biographie?

Die Sängerin und Schauspielerin Fae Richards war eine der wenigen schwarzen Künstlerinnen, die es im Amerika der dreißiger und vierziger Jahre zu Ruhm und Erfolg bringen konnten. Zahlreiche erhaltene private Schnappschüsse, Standfotos aus Filmen oder Werbebilder lassen ihr ereignisreiches Leben Revue passieren. Im Unterschied zu den allermeisten Zeitgenossinnen bekannte Fae Richards sich offen zu ihrer Homosexualität, führte eine lange glückliche Beziehung mit ihrer Lebenspartnerin June Walker und starb hochbetagt.

Doch bleibt die Frage, wieviel mehr aus ihr hätte werden können, wenn der Rassismus die Entfaltung ihrer Karriere nicht begrenzt hätte. Abgesehen von ein paar Nebenrollen in Hollywood-Produktionen spielte sie fast nur in sogenannten Rassenfilmen mit ausschließlich schwarzen Darstellern. Auch das Alltagsleben farbiger Künstler und Intellektueller fand weitgehend getrennt von der Welt der Weißen statt.

Zu sehen ist das eindrucksvolle »Fae Richards Photo Archive« derzeit im K 21, dem »Museum für das 21. Jahrhundert«, das als Erweiterung der Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen im April dieses Jahres im Düsseldorfer Ständehaus eröffnet wurde. Das Archiv steht hier im Rahmen einer Präsentation mit Werken aus der Aachener Sammlung Schürmann. Von anderen Sammlern zeitgenössischer Kunst unterscheidet sich Schürmann in mehrfacher Hinsicht. Er kuratiert Ausstellungen seiner Sammlung selbst und stellt dabei komplexe inhaltliche Bezüge her, wobei er stets auch Bilder oder Objekte einbezieht, die landläufig nicht als Kunst gelten. So ist zwischen Zeichnungen, Fotos und Gemälden auch Material zu sehen, das Schürmann bei seinen Streifzügen im Internet aufgespürt hat.

Beim den Fae-Richards-Fotos gibt es allerdings ein kleines, wenn auch wesentliches Problem, das in ähnlicher Form schon vor über 300 Jahren auftrat. Damals erschien ein Buch mit dem Titel *Das Leben und die seltsamen Abenteuer des Robinson Crusoe, geschrieben von ihm selbst*. Ebenso wie Crusoe hat Richards nämlich nie gelebt. Robinson ist eine Romanfigur, die der Feder Daniel Defoes entstammt. Fae ist eine Erfindung der Filmemacherin Cheryl Dunye, die einen »Dokumentarfilm« über diese Kunstfigur drehen wollte und die Künstlerin Zoe Leonard fragte, ob sie Lust hätte, ein »Archiv« über Fae Richards' Leben anzulegen.

Zoe Leonards Kunst ist von ihrem Aktivismus als lesbische Feministin nicht zu trennen, doch vertritt sie ihre Anliegen mit viel Ironie und Bildwitz. Auf die Unterdrückung weiblicher Sexualität in der Geschichte wies die 1961 geborene New Yorkerin beispielsweise 1992 auf der Documenta 9 hin, indem sie Fotos der weiblichen Genitalzone, unter anderem mit masturbierend fingernder Hand, zwischen die Rokoko- und klassizistischen Frauenporträts in der Kasseler Neuen Galerie hängte. »Mouth open, teeth showing« aus dem Jahr 2000, ebenfalls in der Sammlung Schürmann und kürzlich in der Ausstellung »Prophets of Boom« in der Staatlichen Kunsthalle Baden-Baden zu sehen, ist ein Bataillon verschiedener weiblicher Kinderpuppen, die in ihrer Ansammlung wie absurde Klone wirken und auf ironische Weise deutlich machen, wie der weibliche Körper als eigenschaftsloses Begehrensobjekt bereits in der Kindheit codiert wird.

Das »Fae Richards Photo Archive« entstand zwischen 1993 und 1996. 45 Darsteller und Mitarbeiter wurden engagiert, die Schauspielerin Lisa Marie Bronson stellte Fae Richards dar. Sorgfältig folgte Zoe Leonard den unterschiedlichen fotografischen Standards von den zwanziger bis zu den siebziger Jahren, verwendete historische Kameras, Objektive, Papiere, Chemikalien und Dunkelkammertechniken. Wie bei Kunstfälschungen wurden künstliche Altersspuren erzeugt. Das alles geschieht natürlich nicht aus bloßer Freude am perfekten Fake. Nur wenn die Bilder »echt« und glaubwürdig aussehen, machen sie die Möglichkeit eines Lebens suggestiv, wie es Fae Richards hätte führen können, wenn die gesellschaftlichen Bedingungen dies zugelassen hätten. Fae Richards muß so »gefälscht« sein, daß sie real wirkt, weil mit ihr die Frage danach gestellt wird, warum sie nicht real sein konnte.

Zoe Leonards Vorgehen folgt dabei weniger einer Tradition der bildenden Kunst als einer literarischen Gattung, nämlich der fiktiven Biographie. Ein bekanntes Beispiel dieser Gattung ist Wolfgang Hildesheimers 1981 erschienener Roman *Marbot.* Sir Andrew Marbot (1801-1830), ein englischer Adliger, war ein bedeutender »Ästhetiker und Kunst-Psychologe, der in erstaunlicher Weise Kunsteinsichten Freuds und der Moderne vorwegnahm. Er bereiste Frankreich, Italien und Deutschland, besuchte Goethe in Weimar, kannte Byron und Shelley, Turner und Delacroix, Leopardi, Platen und Schopenhauer ...« (Hanjo Kesting). Marbot unterhielt eine inzestuöse Verbindung zu seiner Mutter und zerbrach an seinen inneren Konflikten. Mit 28 Jahren beging er Selbstmord.

Mit der Erfindung Marbots wollte Hildesheimer gewiß nicht suggerieren, daß es ihn hätte geben sollen. Vielmehr macht diese fiktive Biographie deutlich, daß auch historische Personen, die wirklich gelebt haben, etwa Mozart, über den Hildesheimer ebenfalls eine Biographie schrieb, letztlich Fiktionen sind, wenn wir über sie lesen. Daß die Grenze zwischen Dichtung und Wahrheit schon deshalb verschwimmt, weil auch angebliches historisches Faktenwissen nur über

Erzählstrukturen vermittelt werden kann, ist ein Topos der postmodernen Geschichtstheorie, dem Wolfgang Hildesheimer schon in den fünfziger Jahren literarisch Ausdruck verliehen hatte.

1952 entstand die in seinen *Lieblosen Legenden* enthaltene Erzählung »1956 – ein Pilzjahr«. Sie geht aus von einem Rückblick am Ende des Jahres 1956. In den vorangegangen zwölf Monaten sei im »Gedenken an viele Unsterbliche, deren Geburts- und Todestage man während mehrerer feier- und festspielreicher Monate begangen hat«, neben Mozart, Heine, Rembrandt, Caesar und Freud ein Name vergessen worden. Es handelt sich um Gottlieb Theodor Pilz: »Seine Bedeutung wird heute weit unterschätzt. Das ist nicht verwunderlich. Denn er war weniger ein Schöpfer als ein Dämpfer. Sein Beitrag zur Geschichte kommt in der Nichtexistenz von Werken zum Ausdruck, die durch sein mutiges, opferbereites Dazwischentreten niemals entstanden sind.«

Pilz gelang es beispielsweise, »Delacroix die Idee einer Reihe von Kolossalgemälden mit Urwaldszenen auszureden«. Daß Gioacchino Rossini sich vom Opernkomponieren zurückzog und nur noch der Kochkunst widmete, soll ebenfalls Pilzens Einfluß zu verdanken sein.

Wäre Pilz nicht 1856 gestorben, hätte er vielleicht noch Johannes Vogl (1874-1928) daran hindern können, sein mittelprächtiges Talent an das Komponieren von Musikstücken zu verschwenden, die heute kein Mensch mehr kennt. Vogl, ein Zeitgenosse Gustav Mahlers und Arnold Schönbergs, verfaßte drei Sinfonien, verschiedene Orchesterwerke, die Tondichtungen »Wiener Totentanz« und »Der klagende Sturm«, 23 Vokalwerke (Oratorien, Kantaten und Liederzyklen) sowie einige kammermusikalische Kompositionen.

Eine kleine, aber rührige Gemeinde von Vogl-Verehrern ließ es sich nicht nehmen, eine Gesellschaft zur Pflege der Werke des Komponisten zu gründen und Geld zu sammeln für die Rekonstruktion des Zimmers seiner Wohnung in der Bäckerstraße 7 in Wien, in dem der Tonkünstler am 13. Oktober 1928 starb. Wir sehen ein reich ausgestattetes, gutbürgerliches Zimmer im Stil des Fin de siècle. Zusammen mit zusätzlichen Hintergrundinformationen sowie Fotografien und privaten Gegenständen, die in einer Vitrine gezeigt werden, einen detaillierten Einblick in den Lebenshintergrund des Komponisten.

So hätte das kulturhistorische Museum der Stadt Wien das Ganze vielleicht inszenieren können. Doch Größen der Kultur, die nie gelebt haben, richtet man hier gewöhnlich keine Räume ein. So landete Vogls Sterbezimmer im Museum Moderner Kunst Stiftung Ludwig, wo es wohl auch besser aufgehoben ist. Der Sammlungskatalog dürfte das 1991 entstandene Werk in der Kategorie »Rauminstallation« führen.

Die historische Fiktion ist ein immer wiederkehrender Bestandteil der künstlerischen Strategie des Belgiers Guillaume Bijl. Neben zeitgenössischen Alltagskontexten wie einer Fahrschule oder einem Supermarkt stellt er auch gefälschte museale Situationen her, etwa die »Ausgrabung« einer »Römischen Straße« im Freilichtmuseum Middelheim bei Antwerpen. Seine »Historischen Lederhosen« »gehörten« verschiedenen bekannten Persönlichkeiten wie Luis Trenker oder Herbert von Karajan. Der Fake betrifft hier nicht die Personen, die wirklich gelebt haben, sondern einen Gegenstand, der ihnen zugeordnet wird. Ähnliches gilt für ein Filmdokument, das den berühmten Maler James Ensor am Strand zeigt. (Die Installation »Verdacht« von Bijl ist zu sehen im Eingangsbereich des Museums Folkwang in Essen – im Rahmen der Ausstellung »Private Öffentlichkeit«, bis zum 6. Juli).

Nun gibt es Biographien, die so stark von Fiktion durchdrungen sind, daß eine zweifellos reale Person dahinter vollständig zu verschwinden scheint. Für die unauflösliche Durchdringung von Realität und Fiktion schlage ich den Begriff »fiktional« vor. Ich folge damit dem Kunst- und Architekturhistoriker Robert Harbison, der die Ansicht vertritt, »daß auch die handfestesten Tatsachen der Architektur bis zu einem gewissen Grad fiktional sind« (R. Harbison, *Das Gebaute, das Ungebaute und das Unbaubare*, Basel u. a.: Birkhäuser 1994). »Fiktional« hingegen bezeichnet nicht die Abgrenzung von einer wie auch immer gearteten angeblich handfesten Realität, sondern den gleitenden Übergang von der materiellen Präsenz zur Welt der Phantasie und Imagination.

Der fiktionale Lebenslauf einer materiell zweifellos vorhandenen Person stellte den assoziativen Ausgangspunkt der schon erwähnten Schürmann-Schau »Prophets of Boom« dar, der von Patricia Campbell (kurz: Patty) Hearst. Die Ausstellung ging im Juni zu Ende, doch das hier beispielhaft vorgeführte Denken in Bildern ist auch in dem gutgestalteten Katalog in den Grundzügen nachvollziehbar.

Am 4. Februar 1974 entführte die aus lediglich acht Mitgliedern bestehende SLA (Symbionese Liberation Army) die knapp 20jährige Patty Hearst, millionenschwere Tochter des Zeitungsmagnaten Randolph Hearst. Patty Hearst wurde zwei Monate lang gefangengehalten, mit dem Tode bedroht und wahrscheinlich vergewaltigt. Am 15. April 1974 beteiligte sie sich mittlerweile offensichtlich freiwillig an einem Banküberfall der SLA. In Tonbandbotschaften an Pattys Eltern wurde sie wie Che Guevaras ostdeutsche Gefährtin Tamara Bunke »Tania« genannt. Inwieweit sich »Tania« mit der SLA-Gruppe befreundet hatte, ob sie sich in eines der Mitglieder verliebt hatte oder einer Gehirnwäsche unterzogen worden war, blieb auch in allen späteren Aussagen und Büchern Patty Hearts unklar.

Sechs SLA-Mitglieder kamen am 17. Mai 1975 bei einer Schießerei mit 500 Polizisten, die live im Fernsehen übertragen wurde, ums Leben. Patty Hearst überlebte, denn sie hielt sich nicht in der Tarnwohnung der Gruppe auf, die von der Polizeimunition durchsiebt wurde. Sie scheint am Aufbau neuer Strukturen der SLA beteiligt gewesen zu sein. Im September 1975 wurde sie vom FBI in einer Wohnung in San Francisco wegen Bankraubs festgenommen.

Das anschließende merkwürdige Gerichtsverfahren kulminierte in dem Plädoyer des von der Familie der Angeklagten verpflichteten Verteidigers und Bestsellerautors F. Lee Bailey, der sich sogleich die Buchrechte am Fall Patty Hearst sicherte. Bailey war offensichtlich angetrunken und sein unvorteilhaftes Auftreten brachte seiner Mandantin die Höchststrafe von 25 plus 10 Jahren ein. Der damalige Präsident Jimmy Carter intervenierte jedoch und es gelang ihm, das Strafmaß auf 21 Monate zu reduzieren. Nach der Haftentlassung heiratete Patty Hearst ihren Leibwächter. Anfang 2001 schließlich, durch eine der letzten Amtshandlungen Bill Clintons, wurde sie auch offiziell vollständig rehabilitiert.

Auch Patty Hearsts zahlreiche publikumswirksame Auftritte in Talkshows und anderen öffentlichen Veranstaltungen sowie ihre Buchveröffentlichungen brachten kein wirkliches Licht in die merkwürdige, unauflösbar scheinende Vermengung von Opfer- und Täterrolle. Wer ist Patty Hearst? Sie bleibt eine Person mit einer merkwürdig zersplitterten Identität, die behütete Tochter aus schwerreichem Hause läßt sich nicht mit der Terroristin in Deckung bringen und diese nicht mit ihrer späteren Existenz. Wenn sie dann noch als Covergirl, Comic-Heldin oder in einem Pornofilm auftaucht, kommen auch Rezensenten durcheinander, so daß in der »Frankfurter Rundschau« auf einmal von Patty Hurst die Rede ist.

Patty Hearst läßt sich, wie gesagt, schon leicht mit sich selbst durcheinanderbringen. Ihr Name wurde zu einer Art Hülle für ständig wechselnde gesellschaftliche Positionen und Identitäten. Die real existierende Person erscheint als ähnlich fiktive Figur wie Woody Allens Filmheld »Zelig«, der sich stets der Umgebung entsprechend verwandelt, in der er sich gerade aufhält.

Gerade dadurch, daß er in eine Vielzahl von Identitäten zerfällt, unterscheidet sich Zelig aber auch von den meisten fiktiven Persönlichkeiten, die weniger komplex sind und dadurch prägnanter erscheinen als reale Personen. Einheit und Kontur erhalten fiktive Personen oft dadurch, daß ihr Charakter nicht in unterschiedlichen Kontexten, sondern im Rahmen eines begrenzten Szenarios vorgeführt und entwickelt wird.

Ein Extremfall ist eine Figur, die in eine völlig isolierte Situation hineingesetzt wird. Das klassische und bekannteste Beispiel ist da natürlich Robinson Crusoe, den Defoe auf einer einsamen Insel leben läßt. Kürzlich war allerdings die Zeitungsmeldung zu lesen, daß Robinson Crusoe tatsächlich existiert habe, wenn auch unter anderem Namen. Defoe soll für seinen Roman Teile der echten Biographie des Arztes Henry Pitman verwendet haben. Pitman war an einer Rebellion beteiligt gewesen und zur Strafe vom englischen König in die Karibik verbannt worden.

Aber auch im Fall Andrew Marbot wurden 1999 neue Erkenntnisse publiziert, nach denen der Forschungsstand, auf dem noch Hildesheimers Buch basiert, deutlich überholt sei. Hildesheimer habe immer noch die offizielle Version von Marbots Selbstmord im Jahr 1830 referiert. Marbots Leiche wurde allerdings nie gefunden. Aufgrund neuer Dokumente sei als sicher anzunehmen, daß Marbot nach Amerika auswanderte und einige Zeit bei Indianern gelebt habe. Als Trapper unter dem Namen Miller unternahm er größere Streifzüge durch den wilden Westen, begann aber auch zu malen. Seine zu edlen Wilden stilisierten Indianer in surrealer Landschaft lassen deutlich den Einfluß Turners erkennen. 1844 kam er nach Philadelphia, wo er Edgar Allan Poe kennenlernte. Dann kehrte Marbot nach Paris zurück, wo er die Bekanntschaft Baudelaires suchte, den er mit Poes Werken bekanntmachte, die er selbst ins Französische übersetzt hatte. 1848 wurde Marbot während der Revolutionswirren durch eine verirrte Kugel getötet. Einen Monat später veröffentlichte Baudelaire die Poe-Übersetzungen unter seinem eigenen Namen.

Das war natürlich keine dpa-Meldung. In seinem *Lexikon der Fälschungen* (Eichborn, Frankfurt 1999) unternimmt Werner Fuld den Versuch, Hildesheimers historischer Fiktion noch eins draufzusetzen, fällt dann aber doch hinter sein Vorbild zurück. Hildesheimer gelingt es, die Fiktion immer zumindest fiktional erscheinen zu lassen: Hätte Marbot gelebt, hätte es so sein können. Fulds Räuberpistole überspannt den Bogen, auch wenn das Motiv des von jemand anderem als dem Urheber unter seinem Namen veröffentlichten Manuskripts durchaus auf Hildesheimer zurückgeht. Es taucht jedoch nicht bei Marbot, sondern bei seinem deutlich satirisch angelegten Vorläufer Pilz auf. Das Drama »Herzog Theodor von Gotland«, das Pilz trotz seiner sonstigen kreativen Abstinenz verfaßt hatte, landete nämlich durch die zufällige Verwechslung in einer Kneipe bei Johann Christian Diedrich Grabbe, dessen »Lustige Weiber von Windsor« dabei in Pilzens Hände gerieten. Grabbe soll die Verwechslung nie bemerkt haben.

Was ist hier real, was Fiktion? Und was ist eine »gefälschte« Person? Gefälscht wird nicht eine Sache, sondern ihr Ursprung, schreibt der amerikanische Literaturwissenschaftler Hugh Kenner, dessen Buch *Von Pope zu Pop* (Basel 1995; Original: *The Counterfeiters*, 1968) zu den originellsten Erörterungen zum Thema Fälschung gehört. Nach Kenner wird nicht eine Banknote gefälscht, sondern die Tatsache, daß sie irgendwann offiziell in Umlauf gebracht wurde. Nicht Marbot oder Fae Richards werden gefälscht, sondern die Tatsache, daß sie geboren wurden und tatsächlich gelebt haben.

Nun gibt es aber noch andere Ebenen. Zoe Leonards Fotos fälschen die Tatsache, daß sie, beispielsweise, 1940 gemacht wurden. Mit *Marbot* fälscht Hildesheimer kein historisches Manuskript, auch keinen anderen Autor, sondern er tut lediglich so, als ob es die Biographie einer realen Person wäre. Das Sterbezimmer von Johannes Vogl könnte es 1928 tatsächlich gegeben haben, nur kann Vogl hier nicht gestorben sein, da er nie gelebt hat. Gefälscht wird immer ein Ereignis, das nie stattfand. Aber in keinem der Fälle ist mit der Fälschung intendiert, daß man an sie glauben soll. Es handelt sich um *Künstlerische Strategien des Fake*, wie sie Stefan Römer in der zeitgenössischen Kunst unter die Lupe genommen hat (Köln 2001). Künstler nutzen eine Ästhetik der Fälschung, um der Durchdringung von Realität und Fiktion gerecht zu werden, die in der heutigen Zeit längst »Wirklichkeit« heißt. Die Fiktionen, die uns tagtäglich umgeben, lassen sich bisweilen nur noch schwer künstlerisch einholen. Eine Patty Hearst muß man sich erst einmal ausdenken.

»Sie träumt von ihrem Lieblingsstar. Er spricht mit einer fremden Sprache«. Vier Räume aus der Sammlung Schürmann, K 21 Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf, bis 27. April 2003, Katalog, Hatje Cantz Verlag, 20 Euro

Matthias Winzen (Hg.): *Prophets of Boom. Werke aus der Sammlung Schürmann*, Staatliche Kunsthalle Baden-Baden, 21 Euro

---

Ludwig Seyfarth schrieb in KONKRET 5/02 über die Ausstellung »Art & Economy«

–

Konkret 07/02, S. 53

Michael Scharang

Elfriede Jelinek – ein Weltexperiment

Elfriede Jelinek bekam den Berliner Theaterpreis. Michael Scharang hielt die Preisrede

Seit über dreißig Jahren verbinden Elfriede Jelinek und mich literarische, politische, persönliche Interessen. Kein Interesse aber war so stark wie das gemeinsame Desinteresse am Theater. Heute endlich ernten wir die Frucht dieses Desinteresses, Elfriede Jelinek bekommt das Fruchtfleisch in Gestalt des Berliner Theaterpreises, mir als Theaterpreisredner bleibt immerhin der Kern der Frucht. Ich stecke ihn in die Berliner Erde, möge der Same aufgehen, auf daß das Desinteresse am Theater nicht aussterbe.

Die Antidramatikerin Jelinek als Theaterpreisträgerin – das könnte man ein historisches Ereignis nennen, wüßte man nicht aus Jelineks Texten, daß das historische Ereignis, auch wenn es im Augenblick siegreich strahlt, seinerseits Geschichte hat. Und die ist im Fall der Theaterschriftstellerin Jelinek niederschmetternd. Nur die Autorin und ihre Freunde haben noch eine lebendige Erinnerung an die vielen Jahre, in denen es zu den Selbstverständlichkeiten der Welt zählte, Jelineks Stücke nicht zu spielen.

Man nannte auch einen Grund, und es ist derselbe, aus dem sie heutzutage gespielt werden. Er lautet: Die Texte sind unspielbar. Deshalb werden sie heute gespielt, deshalb wurden sie früher nicht gespielt. So einfach und geistlos ist Theatergeschichte. Darüber, über Willkür und Kurzlebigkeit theatralischen Kunstgewerbes, braucht man sich nicht zu unterhalten. Sehr wohl über die Texte, über Literatur, über Kunst.

Kunst, die Darstellung der Welt, hat Grenzen zur Philosophie und Wissenschaft. Elfriede Jelineks unermüdliche Expeditionen in die Nachbarländer der Deutung und Forschung haben jedoch nichts mit Recherche zu tun, sie sind Momente der künstlerischen Arbeit selbst. Das macht Jelinek zur exemplarischen Autorin der ästhetischen Moderne, einer Moderne, die in der deutschsprachigen Literatur, traut man nicht dem Schein, sondern der Sache, nie großen Anwert hatte, schon gar nicht heutzutage, da deutsches Kriegsleid und deutsche Literatur nach fünfzigjähriger Verlobung endlich Hochzeit halten, eine Hochzeit, auf der die deutsche Kritik, indem sie mit der Ziehharmonika aufspielt, alles gibt, was sie noch hat.

Sich jahrzehntelang von der Schlammlawine des literarischen und politischen Kunstgewerbes nicht wegreißen zu lassen und sich ästhetisch, politisch und als Feministin dagegenzustellen, ist eine ans Übermenschliche grenzende Anstrengung Jelineks, eine Anstrengung, die ihre Gegner so viel Kraft gekostet hat, daß sie es nur mehr wagen, ihr mit der Dreckschleuder gerüstet zu begegnen.

Die Sache der ästhetischen Moderne, für die Elfriede Jelinek steht, befindet sich noch im Versuchsstadium und dieses erst am Beginn. Es gibt zwar in der deutschsprachigen Literatur zwei Vorläufer im 18. und 19. Jahrhundert, Goethe und Nestroy, im 20. Jahrhundert aber, in dem die Moderne angeblich auf der Tagesordnung stand, meldeten sich nicht viele zu Wort. Eine der großen Ausnahmen ist meiner Ansicht nach Karl Kraus, aber diese Ansicht würde nicht einmal er mit mir teilen, richtiger: er schon gar nicht, die großen Ausnahmen sind in jedem Fall Musil und Brecht.

Von ihren systematischen Expeditionen über die Grenzen der Kunst hinaus brachten sie jene Schätze mit, die es ihnen ermöglichten, nicht intellektuelle, sondern das Gegenteil: intelligente Literatur zu schreiben. Die Haltung beider ist experimentell in einer Weise, die mit dem Begriff des literarischen Experiments nicht mehr zu fassen ist. Bei Jelinek vertieft diese Haltung sich zu einer ästhetischen und politischen Radikalität, die jedoch, anders als bei den Altvorderen, auf keine Gewißheit setzen, auf keine Hoffnung bauen kann, nicht auf den Fortschritt der Wissenschaft, nicht auf eine Klasse als historisches Subjekt, nicht auf eine Geschichte, die sich selbst an der Hand nimmt und ans Ziel führt.

Elfriede Jelinek stellt Versuche an, sprachliche, theoretische, wobei unter anderem an den Tag kommt, daß die Gesellschaft schlecht eingerichtet ist. Menschen deformieren das Gemeinwesen, bis dessen Wesen sich als gemein erweist, dieses gemeine Wesen wiederum verunstaltet Menschen zu Bürgern, kleinen, großen. Im Angesicht solcher Welt greift die vorurteilslose Autorin zu dem Vorurteil, das Bestehende nicht zu akzeptieren. Daß Menschen von den Verhältnissen als dessen lächerliche Anhängsel weggeschoben werden, könnte man, wäre man deformiert genug, begrüßen und als Zynismus verscherbeln. Solche Salonkritik, die das Negative parfümiert, damit das Publikum erregt daran schnüffelt, hat Jelinek immer angewidert. Ebenso die Rückseite der Medaille, der Terror des Positiven. Das Idealbild, wie der Mensch, wie die Welt sein müssen, sucht man bei Jelinek vergebens.

Sie stellt in ihren Texten das Schlechte an den Zuständen dar, aber so, und darin ist Elfriede Jelinek unübertroffene Meisterin, daß das falsche, abgestorbene Leben noch einmal lebendig wird. Das Falsche vollkommen, geradezu in seiner Vollkommenheit zu erfassen, das ist, vermutlich nicht nur heute, das einzige, was sich über das Richtige, das möglich wäre, sagen und zeigen läßt. Von dieser Dialektik werden Jelineks Texte wie von einer Furie angetrieben, angefeuert noch von

einem Sprachspiel, das wie jedes Spiel unbeschwert daherkommt, den Oberflächensinn der Sprache bezirzt, wenn es sein muß mit Unsinn, um den Wörtern und Dingen den Hintersinn zu entlocken.

Die List der Vernunft ist alt und faul geworden, und so hat Elfriede Jelinek etwas Neues entdeckt: den Witz der Vernunft. Die Rede ist von jenem Witz, der, wohnhaft in unerreichbarer Entfernung vom Humor, sich für die Waffenlosen als Waffe bereithält, damit sie nicht wehrlos sind, kurzum, die Rede ist von der Jelinekschen Art der Aufklärung: heilsam verletzend, unerbittlich hoffnungslos, unbarmherzig zuversichtlich. Dämonisieren gilt dieser Aufklärung als Verharmlosen und umgekehrt, demgemäß sollte, wer es schon nicht schafft, kritisch vom Kapitalismus zu sprechen, ihn nicht als Globalisierung verniedlichen.

Das Spiel mit der Sprache ist für Jelinek der Weg, der zum Theaterspielen führt. Im Weg stand ihr allerdings die Einsicht, daß der Mensch, von der Propaganda in den Mittelpunkt gestellt, in der Realität immer weniger Rolle spielt. Das Theater antwortet darauf immer noch mit dem Rollenspiel. Wird der ausgebeutete, ja selbst der ausgelöschte Mensch auf der Bühne gezeigt, dann als jemand, der eine Rolle spielt.

Elfriede Jelinek reagiert darauf in ihren konsequentesten Stücken so, daß im Text, als wäre das Verhängnis bereits unwiderruflich, keine Rollen mehr existieren. Das wenigstens müßte man begreifen, will man Jelinek nicht irgendwie, sondern angemessen spielen. Ihre Stücke sind aber auch eine Reaktion auf ein Theater, in dem lebende Autoren kaum vorkommen, weil Regisseure damit beschäftigt sind, tote Autoren umzuschreiben. Der Wut des Regisseurs, nicht Autor zu sein, begegnet die Autorin, indem sie ihm rollenlose Stücke hinwirft, für die, um sie spielen zu können, der Regisseur tatsächlich Autorenarbeit leisten müßte. Für so viel Konfusion am Theater gesorgt zu haben, dafür gebührt Elfriede Jelinek Dank.

Michael Scharang schrieb in KONKRET 5/01 über Linkssein auf der Höhe der Zeit

Konkret 07/02, S. 54

Marc Fabian Erdl

Buch & Deckel

Frank Schulz: Morbus fonticuli oder Die Sehnsucht des Laien. Eichborn, Berlin 2002, 766 Seiten, 34,90 Euro

Ginge es auf dieser Welt mit rechten Dingen zu, lägen sich wildfremde Menschen mit Freudentränen in den Armen. Schulz' großes Werk, ein Sittenroman epischen Ausmaßes ist zurück. Drama, Liebe, Wahnsinn, eingekocht auf vielen hundert Seiten, die sich beinahe durchweg wie Butter lesen.

Bodo Morten, Held und Erzähler, ist verschwunden. Freunde und Ehefrau finden seine Journale, die seinen Verfall dokumentieren, und stöbern ihn schließlich in einem Wald bei seinem Heimatdorf auf, wo er augenscheinlich versucht, sich in die Erde zurückzugraben. Morten ist am Ende, getrieben von der doppelten Unfähigkeit, diese Welt zu überwinden oder sich mit ihr gefällig zu arrangieren. Zerrüttet von Arbeitslosigkeit, norddeutscher Sauferei und einer amour fou, die (wie, wird hier nicht verraten) zu einem einträglichen und grotesken Doppelleben geführt haben, ist sein überreizter Verstand schließlich zusammengeklappt und hat ihn eine Theorie ausbrüten lassen – eben die titelgebende »Fontanellenkrankheit«.

Schulz läßt, die Journale Mortens sprechen, die die krisenhafte Zuspitzung der Ereignisse zeigen und die Ursachen für den Zusammenbruch in Pepysscher Distanzlosigkeit ausbreiten. Dabei läuft er zu unglaublicher Form auf, er entwirft komische Konstellationen und Arrangements von Menschen, denen es verboten sein müßte, einen Planeten gemeinsam zu bewohnen. Aus Schulz' Ideen und Episoden hätten andere Schreiberlinge fünf Romane gemacht. Das Erstaunliche ist, daß er am Ende den überbordenden Roman über die Ziellinie wuchtet.

Frank Schulz hat viele Jahre an diesem Roman laboriert. Im Guten wie im – wenigen! – Schlechten merkt man dem Buch das auch an. Schulz hält souverän die prekäre Balance zwischen einer tieftraurigen Geschichte und ihren komischen Effekten. Allerdings erreicht nicht jede witzig gemeinte Formulierung ihr Ziel, ab und zu wirkt der Text fahrig, was man nicht immer dem Zustand des Erzählers anrechnen kann, und manchmal kommen die Anspielungen auf andere Autoren allzu gewollt daher. Aber das sind Kleinigkeiten.

Beinahe wäre dieser bei seinem Erscheinen im letzten Herbst vielgelobte Roman den verlegerischen Husarenstücken Gerd Haffmans' zum Opfer gefallen. Das Rezensionsexemplar war kaum von der Post geholt, da machte der Haffmans-Verlag den Schirm zu, und das Buch war rasch nicht mehr lieferbar. Die erstaunten Hausautoren erfuhren, daß die Rechte von Haffmans längst unter der Hand verhökert worden waren und er sie nur zurückgeleast hatte. Diese ganzen Querelen schadeten in erster Linie einem Autor wie Schulz, der seit Jahren ausschließlich auf diese eine Karte gesetzt hatte. Das immens wichtige Weihnachtsgeschäft war ohnehin zerstört, die Zukunft ungewiß. Nach langem Hin und Her ist das Buch bei Eichborn dankenswerterweise neu erschienen. Hoffen wir das Beste.

Konkret 07/02, S. 54

Werner Jung

Buch & Deckel

Peter-Paul Zahl: Der Domraub. Ein Schelmenroman. DTV, München 2002, 338 Seiten, 15 Euro

Zugegeben, die Figur wie das gesamte Genre haben's verdammt schwer in Deutschland: Schelm und Schelmenroman, dem nur in wenigen Fällen die Bürde und Würde des literarischen Bürgerrechts zuerkannt worden ist. Und dann handelte es sich gleich um solche Kaliber wie Thomas Mann, nicht zu vergessen Albert Vigoleis Thelens *Die Insel des zweiten Gesichts*. Aber davon ist Peter-Paul Zahls neuer Roman – nach seinem gelungenen Debüt *Die Glücklichen* von 1979 – Äonen entfernt.

Hübsch zwar der Einfall, mit einem Raub des Kölner Domschatzes seinen jugoslawischen Helden von der traurigen Gestalt und potenter Intelligenz, Vladimir Heiter, die verschiedensten Geheimdienste, Polizeibehörden und Länder zu foppen – erfolglos, wie sich zum Schluß in einer unendlichen Knast-Odyssee herausstellt. Doch das große Manko dieses Romans, von dem der Erzähler an einer Stelle verlangt, daß man sich daraus gar vorlesen möge (»Seien Sie versichert: Das bringt mehr als Kino und Fernsehen«), besteht darin, daß er unentschieden zwischen den Genres oszilliert: Schelmen- und Kriminalroman einerseits, politischer Roman und Satire andererseits, schließlich noch eine RAF-Geschichte. Und da, wo der Erzähler sogar mit Insistenz reagiert, mit Kalauern und Sprachspielen, ermüdet schließlich der Leser und antwortet folglich mit Resistenz, wenn er von »rächzkräftigem Urteil« und dem »Bundesgenickschußhof«, von »morddeutschem Buntfunk« und der »Juhu!-stitz« hört und noch Aufklärung darüber erhält, daß der »rechtsstaat« deshalb »rechtsstaat« heißt, »weil rechts statt links den staat hat«.

Nein, ich werde bestimmt kein Geld auf das angegebene Konto überweisen, damit Herr Heiter im Knast weiter »in aller Ruhe schreiben« kann. Ich wünsche ihm vor allem und in erster Linie eines: Ruhe zum ferneren Nachdenken!

Konkret 07/02, S. 54

Michel Raus

Buch & Deckel

Christa Wolf: Leibhaftig. Luchterhand, München 2002, 184 Seiten, 18 Euro

Irgendwann erbarmt sich auch ein Kritiker, der sich bislang ihren lyrischen Lamentationen, epischen Wehklagen und essayistischen Nostalgien hartleibig versagt hat, der mittlerweile gesamtdeutschen Heulsuse Christa Wolf, zumal ihr neuester Titel verspricht, diesmal werde er ihr »leibhaftig« inne.

Bewußt war ihm, über Christa Wolf war der Himmel immer schon geteilt. Eine Autorin, die ihr Werk als stetes, intensives Nachdenken, Ringen über sich und ihre Beziehungen zu Mensch und Welt ausgibt, nimmt die eigne Person notgedrungen überernst, setzt andererseits aber auch alles daran, ihre Leser vom Gegenteil, d.h. ihrer vollen Zuwendung zu überzeugen. In der DDR durften sich die Leser bei Wolf deshalb gut aufgehoben fühlen, weil sie es in Schrift und Wort geschickt verstanden hat, sowohl leise hörbar zu sein als auch laut vernehmlich zu schweigen.

»Was bleibt« (um in einem Wolf-Titel zu reden) ist ihre geradezu hamletwürdige Unentschiedenheit in der Frage, was schlimmer gewesen sei: von der Stasi abgeschöpft zu werden oder ihr als IM zum Schein zuzuarbeiten, die Wiedervereinigung zwar als schlechtere Lösung auszugeben oder nicht erst nach der Wende höchste (West-)Preise einzuheimsen, die Liebe für die östliche Heimat demonstrativ zu Markte zu tragen oder sich für westliche Ehrungen artigst zu bedanken, schließlich, was angenehmer sei, die Angriffe des Feuilletons auf dem Konto Werkswerbung zu verbuchen oder den Donnergott Grass zum ritterlichen Freund zu haben?

Unter dem Strich ergibt diese Mixtur die typisch Wolfsche Weinerlichkeit und Wehleidigkeit, wie sie in der Krankenhaus-Erzählung *Leibhaftig* triste Urständ feiert.

Wen immer es länger in ein Krankenhaus verschlägt, macht alsbald die schmerzliche Erfahrung, daß die Welt dort, von der Gravität der Krankheit, den Unwägbarkeiten der Behandlung abgesehen, zur lächerlichen Größe einer Zelle schrumpft; als Patient in die Enge getrieben, nimmt er sich gern so wichtig, nichts dabei zu finden, im eignen Selbstmitleid und in der Zuwendung der Ärzte und Schwestern aufzugehen.

Ach, hätte sich Christa Wolf doch damit beschieden, das Krankenhaussyndrom an einer Patientin vorzuführen, die nach einer verschleppten Blinddarmentzündung nah am Tod vorbeischrammt, weil ihr bedrohlich schwaches Immunsystem ein ratloses Ostberliner Medizinerteam zwingt, medikamentöse Westhilfe anzunehmen. Die Ausgestaltung der Erlebnisse ihrer Patientin wäre der glaubhaften Prosa genug gewesen; nur, Wolf, die Intellektuelle, die Moralistin, übersäuert ihren Erzählteig mit Zutaten, die das Backwerk als Ganzes verderben. Die zwischen einer individuellen klinischen Not (»eine Ahnung will mir aufdämmern«, heißt es auf S. 52) und der politisch und personell prekären Großwetterlage in der späten DDR geradezu herbeigezerrten Parallelen, das ist keine epische Verdichtung, sondern heulsusige Literaturliteratur.

Konkret 07/02, S. 55

Martin Büsser

Buch des Monats

Alice Cherki: Frantz Fanon. Ein Portrait. Edition Nautilus, Hamburg 2002, 352 Seiten, 24,90 Euro

Manchmal erscheint, womit niemand gerechnet hat, doch zum richtigen Zeitpunkt. Wie das Frantz-Fanon-Portrait von Alice Cherki, die Biographie eines fast Vergessenen, erstmals 2000 bei den Pariser »Editions du Seuil« veröffentlicht. Das ökonomische Wagnis, ein solches Buch in Deutschland als Hardcover auf den Markt zu bringen, muß gerade deshalb gewürdigt werden, weil der Zeitpunkt politisch nicht besser hätte gewählt werden können – so leicht es zugleich fällt, diese Aktualität zu übersehen.

Frantz Fanon, dessen Buchtitel *Die Verdammten dieser Erde* vielen vielleicht gerade noch als Schlagwort präsent ist, wird gemeinhin auf seine Kritik an der französischen Gewaltherrschaft in Algerien reduziert und damit als Relikt einer als abgeschlossen betrachteten Phase des Kapitalismus angesehen. Entsprechend ist zu befürchten, daß auch die Rezeption in Deutschland darauf beschränkt bleibt, in Alice Cherkis Portrait die Aufarbeitung historischer Schuld zu sehen, die sich zudem bequemerweise und nicht ohne revisionistische Zwecke auf Frankreich abwälzen läßt.

Der Autorin geht es jedoch um etwas anderes: Unabhängig von all den Umständen, die vieles in Fanons Werk historisch haben werden lassen, möchte sie ihr Buch als »Warnung ... zu den entwickelten Ländern, zu ›Europa‹« verstanden wissen. Fanon hat das Verhältnis von Kolonisator und Kolonisiertem als vielfältigen, ökonomischen wie psychologischen Komplex der Unterdrückung, Entrechtung und schließlich Entmenschlichung analysiert, der sich weder durch bloße Dekolonialisierung noch durch Schuldenerlasse aus der vermeintlich global gewordenen Welt schaffen läßt.

Inmitten der Debatte um den gerechten Krieg der »freien Welt« gegen alle, die deren selbstgerechte Ruhe stören, ist Fanons Aufruf zum Widerstand, zu legitimer Gegengewalt im Sinne von Herbert Marcuse, sehr wohl aktuell. Aus heutigem Blickwinkel gelesen, können Leben und Werk von Frantz Fanon nämlich dazu beitragen, die infolge der Kolonialisierung entstandene Diskrepanz zwischen zwei Welten zu erklären, die sich in den letzten Jahrzehnten keineswegs entschärft hat. Unter dem neoliberalen Versprechen, die Globalisierung werde ihnen Gerechtigkeit bringen, werden Afrika und die sogenannte Dritte Welt weiterhin entrechtet – ohne die klassischen Insignien der Unterdrückung sichtbar werden zu lassen. Einfacher ausgedrückt: Afrika wird nicht mehr versklavt, sondern benutzt. Je stärker sich die Industriemächte in der Sicherheit wiegen, die historische Schuld des Kolonialismus überwunden zu haben und nunmehr Partner zu sein, desto erdrückender wird das Gefühl von Ohnmacht seitens derer, die solche Partnerschaft weiterhin als Ausbeutung erfahren.

Diese Warnung vor einem auf die Eskalation zutreibenden Zustand macht Alice Cherkis Fanon-Portrait so notwendig. Angesichts der Tatsache, daß sich fast keine Texte von Fanon mehr im deutschen Buchhandel finden lassen, könnte kritisiert werden, daß eine mit aktualisiertem Vorwort versehene Neuedition von Fanons Schriften wichtiger als die Biographie des 1961 Verstorbenen gewesen wäre. Alice Cherki, die als Teil der jüdischen Minderheit im französischen Algerien aufwuchs und Fanon als Arztkollegin in Blida kennenlernte, leistet jedoch etwas, das einer solchen Neuauflage mindestens ebenbürtig ist:

Sie nutzt die biographische Form (bewußt als »Portrait« bezeichnet) weder als Ansammlung von Geschichten noch als Stoff für einen Revolutionsmythos, sondern schlicht als Möglichkeit, das Interesse an dessen Schriften erst einmal wieder zu wecken. Die Form ist geschickt gewählt, denn mit Hilfe des biographischen Rahmens ist es Cherki möglich, Fanons Texte nicht nur zu zitieren, sondern sie zugleich in zweierlei Kontexte zu stellen. Zum einen gewinnen sie über den historisch-biographischen Hintergrund an Anschaulichkeit, zum anderen kann Cherki immer wieder kommentierend hervorheben, was daran zeitbedingt und was für die gegenwärtige politische Auseinandersetzung relevant ist. Auf diese Weise arbeitet Alice Cherki als eine Art interpretierende Übersetzerin, als Vermittlerin zwischen Fanons nunmehr über vierzig Jahre alten Schriften und den europäischen Adressaten von heute.

Natürlich kann und darf nicht verschwiegen werden, daß einige Thesen Fanons und deren linke Rezeption einer kritischen Überprüfung bedürfen, etwa die Vorstellung vom Nationalstaat als antiimperialistischem Befreiungsmodell oder Fanons »Volks«-Begriff. Solche Kritik leistet Alice Cherki nur bedingt. Wer sich diesbezüglich eine differenzierte Auseinandersetzung wünscht, muß auf Udo Wolters' Studie *Das obskure Subjekt der Begierde – Frantz Fanon und die Fallstricke des Subjekts der Befreiung* zurückgreifen (Unrast, 2001). Wolters rekapituliert äußerst differenziert, wie Fanon sowohl von der antiimperialistischen Linken wie auch von der dekonstruktivistischen Philosophie (Stichwort »Hybridität«) einseitig hat vereinnahmt werden können.

Alice Cherkis Buch will möglichst viele Leser erreichen. Zugleich gelingt es der Autorin aber auch, Populismus zu vermeiden. Dabei wäre es leicht gewesen, nachträglich – etwa durch ein aktualisiertes Nachwort – einen populistischen Ton einzuführen. Hardt/Negri haben Fanon in *Empire* mehrfach zitiert und betont, daß für ihn »der einzige Weg der Befreiung« gegenüber den Kolonisatoren »die Gegengewalt« gewesen sei. Vorm Hintergrund des 11. Septembers und

seiner Folgen wird der soziale Sprengstoff deutlich, der in solchen Zeilen liegt. USA und Europa sind deshalb gut beraten, Fanons Texte nicht als geisterhafte Stimmen aus der Vergangenheit zu vernehmen. Dies nämlich hieße, die Kontinuität einer westlichen Politik zu übersehen, deren Folgen sich gerade erst angekündigt haben.

Konkret 07/02, S. 56

Armin Schreiber

Joint-venture

Kunst am Bau für das Deutsche Volk: Warum soll, wer für die Deutsche Bank malt, nicht auch im Reichstag hängen?

1894 übergibt Wilhelm II. »Dem Deutschen Volk« das Reichstagsgebäude; 1918, nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs, ruft der Sozialdemokrat Phillip Scheidemann auf dem Balkon stehend die Republik aus; 1933: Hitlers Ernennung zum Reichskanzler, Reichstagsbrand und Ermächtigungsgesetz; 1945 wird die Sowjetflagge auf der Ruine des Gebäudes gehißt; am 9. September 1948 protestieren 350.000 Menschen vor dem Reichstagsgebäude gegen die Blockade Berlins; 1961: Mauerbau in unmittelbarer Nähe des Geländes; Fall der Mauer 1989 – eingeleitet, wie es heißt, in der Ebertstraße direkt hinter dem Areal; 1990: erste Sitzung des gesamtdeutschen Bundestages.

Wenn ein derartig symbolträchtiger Ort durch Bilder und Objekte ein neues, spezifisches Gepräge erhalten soll, steht ohne Zweifel mehr an als nur die Lösung eines landläufigen Kunst-am-Bau-Problems, zumal die Kombination »Reichstag/ Kunst« eine zweite Frage evoziert. Die nämlich, was ein Künstler eigentlich tut, wenn er in Beziehung zur Staatsmacht tritt. In Geschichtsbüchern kann man nachlesen, wie der Faschismus Kunst zu Propagandazwecken nutzte und sich dabei vor allem der sogenannten Gegenständlichen (Breker, Kolbe, Ziegler u. a.) bediente, die dann in den fünfziger Jahren – und der gesamte linke Flügel der »Neuen Sachlichkeit« gleich mit – allesamt diskreditiert wurden. Abstrakte und Expressionisten hingegen galten nach ’45 – weil von den Nazis (»Entartete Kunst«, 1937) verfemt – als a priori unschuldig-individualistisch, demokratisch, avantgardistisch zudem. Waren prädestiniert mithin für die Ausstattung der sich konstituierenden Bundesrepublik mit westlich orientierter »fortschrittlich-moderner« Kunst.

Inzwischen aber, nachdem Goebbels’ Lobreden auf den Expressionismus oder die Versuche namhafter Bauhauskünstler, sich bei den Nazis anzubiedern, bekannt geworden sind, fällt Schatten auf die edle Liaison. Könnten davon auch die »Staatskünstler« der Gegenwart berührt sein?

Öffentlichen Äußerungen zufolge nicht. Warum auch? Schnee von gestern! Wer, wie die meisten von ihnen, in der Sammlung der Deutschen Bank vertreten ist, paßt auch in den Reichstag. Und die Diskussionen um die Kunst im Reichtagsgebäude? Sie sollen das gut eingespielte Joint-venture von Staat und Kunst vor ernsthaften Störungen bewahren. Ausdrücklich scheint Herr Ramsauer von der CSU dieser Strategie zu folgen, wenn er »Der Bevölkerung«, den von Hans Haacke installierten Holztrog, als »einen Dreckhaufen« bezeichnet und damit den Stammtischen übergibt. »Platt« nennt die bündnis-grüne Frau Vollmer Gerhard Richters »Schwarz Rot Gold« und bereichert mit diesem unfreiwilligen Verweis auf das von Manet in die Welt gesetzte Credo der Moderne »Plus c’est plat, plus c’est de l’art« (»Je platter, desto kunster«) die öffentliche Debatte, die am 5. April 2000 unter Punkt 4 der Tagesordnung sogar das Bonner Parlament erfaßt, um einen bemerkenswerten Kalauer.

Das soeben bei DuMont erschienene höchst opulente Buch über die Kunst im Reichtagsgebäude berührt das Auseinandersetzungsspektakel natürlich nur am Rande. Geweiht ist es den Werken und sie werden auf acht bis zwölf Seiten pro Nase in großformatigen, oft ganzseitigen Farbreproduktionen vorgestellt, ergänzt um Detailaufnahmen, Vorstudien, Modelle und schriftliche Äußerungen der Künstler. Wer bislang nur einen Teil der Arbeiten sehen konnte – im Zuge der üblichen Besichtigung von der Dachterrasse aus oder in der Schlange vor dem Aufzug stehend – , erhält hier Einblick in das Ganze: in das ganze Dilemma einer parlamentarischen Kunstvorführung.

Eingeleitet wird die Performance durch die üblichen Dissonanzen zwischen Architekt und beteiligten Künstlern. Die Ergebnisse sind u. a. im Protokollsaal Süd-Ost-Turm zu besichtigen, wo Geigers »Rot 2000, 875/99« zwischen Decke und blauer Wandverkleidung erstickt. Oder im Sitzungssaal des Ältestenrates, der sich durch Pfahlers »Farb-Raum-Objekt« in einen Kindergarten-Gruppenraum verwandelt. Schumachers »Stationen und Zeiten I-IV« wirken, als seien sie nur vorübergehend im Besprechungsraum deponiert; die »Aurora-Radierungen« des inzwischen verstorbenen Carlfriedrich Claus, differenzierte, filigrane Schriftbilder, die man aus allernächster Nähe betrachten sollte, hängen – Denkmal der Verlegenheitslösung – als Fotofilm auf Klarsicht-Acryl-Platten hoch oben unter der Decke der Wandelhalle. Einzig Boltanski scheint für sein »Archiv der Deutschen Abgeordneten«, einer aus 4781 beschrifteten Weißblechdosen bestehenden Installation, im Untergeschoß einen angemessenen Platz gefunden zu haben.

Der Tübinger Museumsdirektor Götz Adriani und dessen frühere Mülheimer Kollegin Karin Stempel, die dem Kunstbeirat des Bundestages mit Empfehlungen zur Seite standen und als Mitherausgeber des Buches fungieren, erwähnen kurz auch die Künstler und Konzept betreffenden Vorwürfe, verweisen auf ausführliche Diskussionen alternativer Möglichkeiten und den zuletzt einhelligen Beschluß des Beirates, »mit jenen Künstlerpersönlichkeiten das Gespräch zu suchen, deren Werk sich langfristig und mit großer Konsequenz zur Eigenständigkeit entwickelt hat ...«

Der Gedanke indessen, daß von einigen jener Persönlichkeiten gerade wegen ihrer ganz spezifischen künstlerischen Ausrichtung kein angemessener Beitrag, sondern definitiv nur »l’art pour l’art« zu erwarten war, scheint außerhalb ihres

Blickfeldes zu liegen. Richter zum Beispiel: Sein »großes und einziges Thema hinter den verschiedenen Motiven, Stilhaltungen und kunsthistorischen Zitaten ist letzten Endes die Malerei selbst, deren Sprache und Mittel er in den so heterogen erscheinenden Werkphasen immer wieder aufs neue befragt«. Polke, gleichermaßen auf die Wirkungsweise von Bildern fixiert, beschäftigt »der Wechsel von Erkennbarkeit und Nichterkennbarkeit der Motive«, wie an seinen Leuchtkästen im Eingangsbereich unschwer zu erkennen ist. Baselitz schließlich, der in der Eingangshalle Süd auch die von Caspar David Friedrich adaptierten Figuren auf den Kopf stellt: »Die Umkehrung des Motivs gab mir die Freiheit, mich mit malerischen Problemen auseinanderzusetzen.«

Ist ihnen die poststrukturalistische Vorstellung von der Ablösung der »Realität« durch die »Hyperrealität« und der damit einhergehenden »Zerstreuung des Sinns« derartig zu Kopfe gestiegen, daß sie zu Fiktionen, zu utopischen Setzungen nicht mehr fähig sind und nur noch die Konditionen ihres Metiers interpretieren wollen? Was hier verbalisiert und zum Motiv künstlerischer Betätigung wird, ist Klärung der Bildmittel, Medienreflexion, wie sie bereits Fotorealisten und Pop-Artisten thematisiert und bis zu einem Punkt getrieben haben, an dem die dabei entstehende Kunst – so A. C. Danto – »nichts mehr von ihrer eigenen Philosophie unterscheidet«. Zweifellos – bei Gestehungskosten von 28 Mio. konnte man davon natürlich ausgehen – wird dieses professorale Höchstniveau auch im Reichstagsgebäude erreicht. Aber mußte denn die Visualisierung eines ästhetischen Dauerdiskurses der Bevölkerung ausgerechnet hier, auch hier noch vorgeführt werden?

Offenbar. Die interessierten Galeristen werden es den Künstlern und dem sie kanonisierenden Staat danken.

Götz Adriani/Andreas Kaernbach/Karin Stempel (Hrsg.): *Kunst im Reichstagsgebäude.* DuMont Verlag, Köln 2002, 240 Seiten, 49,90 Euro

Armin Schreiber antwortete in KONKRET 6/01 auf die Frage, ob es eine linke Kunst gibt

Konkret 07/02, S. 58

Peer Zickgraf

»Der Kapitalwert eines Negers«

Wie der Fremde zum Untermenschen wird: Die Menschenausstellungen in deutschen »Zooparadiesen« erzählen ein Stück Kolonialgeschichte

»Als ein Zyniker beziehungsweise Choleriker Bananen unter die in den Lübecker Einkaufsstraßen lustwandelnden DDR-Bürger wirft, rufen die: ›Wir sind doch keine Affen!‹ Das sind sie auch nicht. Sie sollen in der BRD erst dazu gemacht werden. Und nicht mit Bananen. Sondern mit Zigaretten, Gratisklassik und elektronischen Bildprodukten, kurz mit dem, was moderne Affen alles so brauchen.«

Ulrich Enderwitz

»St. Pauli ist wie ein großer Zoo. Du kannst Tiere aller Art beobachten. Vom reichen Mann bis zum Bettler.«

Fridrik Thor Fridriksson, isländischer Regisseur, nach Dreharbeiten in Hamburg

Ein Blick aus anderer Perspektive: Sind wir – als Teilnehmer der kapitalistischen Warengesellschaft und Angehörige der eurozentrischen Dominanzkultur – die wahren Affen? Einst wurden Menschen aus den Kolonien in Deutschlands zoologischen Gärten wie Tiere ausgestellt, und noch heute sind sie im Repräsentationssystem des Rassismus die Untermenschen. Die Bilder des Fremden im Zookäfig (1874 bis 1932) haben sich im kulturellen Gedächtnis eingebrannt.

Die Deutschen erwarteten nach der Reichsgründung 1871 von ihrem Kaiser, daß er ihnen den Weg zur Wirtschaftsweltmacht bahne. Dafür waren sie bereit, auf demokratische Freiheiten, wie sie Frankreichs oder Englands Bourgeoisie besaßen, zu verzichten. Mit der Zeit begann der deutsche Bürger, aus seiner Erniedrigung in den nationalen Zuchtanstalten Schule und Militär Lustgewinn zu ziehen und sich zugleich an der Unterwerfung alles Fremden zu ergötzen. Der Mythos des guten »Wilden« aus dem 18. Jahrhundert, der das Fremde romantisiert hatte, wurde im 19. Jahrhundert allmählich durch maliziös konstruierte Mythen vom monströsen »Untermenschen« abgelöst.

Das Paradies des »Hagenbeck Amburgo Capitano«

Meister des Menschenzoos war Carl Hagenbeck. Aus einem kleinen Hamburger Tierhandels- und Schaustellerunternehmen wurde im Zuge aktiver deutscher Kolonialpolitik ein dominierendes Export-Import-Geschäft. Die Ware, exotische Tiere aus Übersee, wurde von speziellen Agenten auf den südlichen Kontinenten gejagt. Als der Tierhandel in ganz Europa aufgrund des erlahmenden Zuschauerinteresses in die Krise gerät, hat der mit Hagenbeck befreundete Maler Heinrich Leutemann die rettende Idee: Er empfiehlt dem selbsternannten »Schöpfer des Paradieses«, die fremden Tiere von fremden Menschen, von Lappländern oder Samoanern, begleiten zu lassen. Hagenbeck folgt dem Rat und kann sich bald freuen: »Das Geld liegt doch auf der Straße, man muß es nur noch aufzuheben wissen.«

Das Leiden von Tausenden Völkerschauteilnehmern aus aller Welt nimmt seinen Lauf. Denn mit dem einträglichem Geschäft steigt die Nachfrage nach frischem Menschenfleisch. Die Menschenzoos entpuppen sich als sehr profitabel. Sie sanieren die zoologischen Gärten, lassen aber auch Varietés, Panoptika und Zirkusspiele florieren.

Hagenbeck veranstaltet bis zum Ersten Weltkrieg 54 Menschenausstellungen, wobei weit mehr als die Hälfte der importierten Menschen aus den traditionellen Tierfanggebieten stammen. Gegen Eintrittsgeld bekommt man seine »Neger« oder »Singhalesen« zu sehen, »gute Wilde«, »Unzivilisierte« und »Kriegerische«. Mitunter dürfen Besucher die ausgestellten Frauen in den Panoptika sogar »unanständig berühren«.

Die Vorführung in deutschen und europäischen Zoos macht die Fremden zu Waren – wie Hagenbecks Tiere: »Die dunklen Schönheiten ... frieren wie die ›Affen‹ den Tag über. Sobald ein warmer Sonnenstrahl den grauen Himmel durchbricht, so verlassen die Neger ihre Hütte, wie die Ameisen ihren Bau«, notiert eine Zoodirektion.

Mit der wachsenden Konkurrenz um die Kolonien ändern sich die »Völkerschauen«. Ihre zynischen Inszenierungen werden zu aggressiven, der Wilde wird zum bösen Wilden, zum tierischen Monster. Völker, denen eine besonders niedrige Kulturstufe zugeschrieben wird, wie etwa die Feuerländer, gelten als Kannibalen.

Die Presse als »Apparatur der Auslese« (Walter Benjamin) macht sich dabei zur Komplizin des Rassismus. Sie ergötzt sich an »schmutzigen, faulen, häßlichen und immer noch etwas gefährlichen Patagoniern« und feiert die »wissenschaftlichen« Verdienste Hagenbecks, der die Menschen nach Rassen und die Rassen nach Wert klassifiziert und hierarchisiert – ganz oben rangiert die Farbe weiß, ganz unten schwarz.

Kritische Stimmen gibt es nur wenige. Im Oktober 1880 schreibt die »Magdeburger Zeitung« anläßlich einer Völkerschau: »Wer weiß aber in welchem Lichte wir ihnen erscheinen mögen? Wir können den Gedanken an den Menschenhandel

hierbei nicht loswerden.« Und nicht nur an den Menschenhandel. Viele der Zurschaugestellten werden Opfer sexueller Gewalt oder von Entführungen und sterben an den Mißhandlungen.

Menschenexperimente im »Herzen Afrikas«

Wenn der Wirtschaft oder dem deutschen Volk Schaden droht, ist Schluß mit lustig. 1905 bis 1910 fürchten die Kolonialherren neben anderen Tropenkrankheiten vor allem die Schlafkrankheit. »Man nehme an, daß in Deutschostafrika die Schlafkrankheit nur zehntausend Menschenleben ... fordern wird. Man normiere den Kapitalwert eines Negers ... auf den kleinen Betrag von zehn Mark jährlich und nehme ferner an, daß jeder von der Schlafkrankheit Dahingeraffte ohne diese Seuche durchschnittlich noch zehn Jahre gelebt hätte, so haben wir einen Verlust von einer Million nur für diese Seuche«, rechnet Regierungsarzt Dr. Külz vor.

In Afrika ist der »Eingeborene« nicht kurioses Ausstellungsobjekt, sondern billige Arbeitskraft und medizinisches Versuchskaninchen. Fotografien zeigen Mediziner wie den Arzt Rudolf Virchow zwischen Skeletten und Totenschädeln beim Vermessen der Fremden bis auf die Geschlechtsteile.

Noch die Ausrottung ganzer Völker wird unter dem Gesichtspunkt des wissenschaftlichen Fortschritts verbucht. Der Medizin-Nobelpreisträger Robert Koch wird beauftragt, die Schlafkrankheit, die durch Tsetsefliegen übertragen wird, zu bekämpfen. »Dazu schlug Koch vor, die Infizierten ›herauszugreifen‹, um sie in ›Konzentrationslagern‹ zusammenzuführen. Er orientierte sich bei diesem Begriff an den sogenannten Concentration Camps, wie die Engländer sie eingerichtet hatten, um politische Gegner und später auch Infizierte zu internieren. Im Schutzgebiet Ostafrika hat man sich Kochs Vorschläge zu eigen gemacht und zunächst in drei Lagern je 1.200 Patienten isoliert. Stabsarzt Kleine berichtete, der ›Hauptvorteil‹ von Konzentrationslagern bestehe darin, daß sie ›eine erhebliche Anzahl von Parasitenträgern dem Verkehr entzögen‹ und zudem die Gewähr böten, ungehindert neue Medikamente zu erproben.«

Aufgrund der Behandlung mit Atoxyl, das wegen seines hohen Arsengehaltes das Nervensystem angreift, können »nach einer im Jahre 1911 erstellten Statistik von über 11.000 Internierten nur etwa ein Fünftel geheilt werden, 1.500 Patienten waren der Seuche oder der Therapie erlegen, ca. 3.000 zur Beobachtung entlassen oder geflohen, 1.700 Kranke wurden noch im Bestand gemeldet.« Um das hochgefährliche Atoxyl zu ersetzen, kommt seit 1909 ein Präparat der Firma Hoechst zum Einsatz – ein Gegengift mit ebenfalls tödlicher Wirkung.

Die Experimente der Kolonialmedizin lösen bei einigen Opfern panische, aber auch hellsichtig anmutende Fantasien aus. Es geht bei den Patienten des Schlafkrankheitslagers Akunulinga das Gerücht um, »daß Fleischstücke aus ihren Körpern getrennt und in Deutschland als Fleischkonserven verkauft« würden. Der Kannibale ist aber nicht der normale deutsche Konsument. Die Gier nach den Organen der verstorbenen Patienten kommt vielmehr aus den Reihen der Naturwissenschaftler. So wurden etwa Hautstücke von Kinn, Lippe, bis in die Genitalgegend präpariert und in die Heimat geschickt, um daran rassenpathologische und rassenbiologisch vergleichende Untersuchungen durchführen zu können.

Derweil forderte der Jurist Karl Binding »die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens« und der Gynäkologe Alfred Hegar ergänzt: »Indem wir die Träger schlechter Keimanlagen vernichten oder wenigstens an der Fortpflanzung hindern, schaffen wir eine Auslese, bei welcher die besseren Elemente in größerer Menge zurückbleiben« (1910/11). Zahlreiche Kolonialärzte haben später bei den Nazis als Experten für Menschenversuche Karriere gemacht.

Literatur:

Gabi Eißenberger: *Entführt, verspottet und gestorben. Lateinamerikanische Völkerschauen in deutschen Zoos.* Frankfurt am Main 1996

Wolfgang U. Eckart: *Medizin und Kolonialimperialismus. Deutschland 1884-1945.* Schöning, Paderborn 1997

Peer Zickgraf ist freier Autor und lebt in Marburg

Konkret 07/02, S. 60

Holm Friebe

FilmTheater

Gosford Park

Regie: Robert Altmann; mit Michael Gambon, Kristin Scott Thomas; USA 2001 (Ottfilm); 137 Minuten; seit 13. Juni im Kino

1932 ist die Welt noch in Ordnung. Zumindest für die müßige Kaste des britischen Landadels. Zumindest äußerlich. Family & Friends treffen sich wie eh und je für ein Wochenende im Landhaus des Familienpatriarchen. Die Männer gehen jagen, trinken Whisky und vögeln heimlich das Küchenpersonal. Die Frauen legen Wert auf Äußerlichkeiten und sagen in elitärem Tremolo Sätze wie: »Hattest du nicht eine schreckliche Reise?« oder »Eine Frau, die ohne Zofe reist, hat ihre Selbstachtung verloren.« Noch funktioniert die Sozialmaschine: Die Herrschaften repräsentieren an Deck, während das Heer der Bediensteten im Maschinenraum rotiert und für reibungslose Abläufe sorgt. Aber ein sachtes Ennui liegt bereits in der Luft, ein Anflug von sozialer Blümeranz, die unterschwellige Panik eines gesellschaftlichen Standes, der kurz davor steht, in die Bedeutungslosigkeit abzurutschen. Da draußen gibt es dieses seltsame neue Ding, genannt Kapitalismus, von dem man in letzter Zeit so viel hört.

In »Gosford Park« bricht die neue Welt in das feudale Idyll ein, in Person des real existiert habenden Filmstars Ivor Novello in Begleitung seines fiktiven Hollywood-Produzenten Morris Weissman, gespielt vom realen »Gosford Park«-Produzenten Bob Balaban – was dem Film zusätzlich zur ohnehin eingezogenen Zwischendecke eine amüsante Metaebene verleiht. Die beiden recherchieren für ein kommendes Filmprojekt: »Eine Jagdgesellschaft in einem Landhaus, viele Gäste, gleich in der ersten Nacht wird jemand ermordet. Wer ist der Mörder? Etwas in der Richtung.« Genau so kommt es dann auch in echt, das heißt im Film. Ein unnachahmlich derangierter Stephen Fry als peilungsloser Inspektor versucht wenig erfolgreich, den (Doppel-?)Mord am allseits verhaßten, weil erfolgreich zum Kapitalismus übergetretenen, Patriarchen aufzuklären und macht damit die Pastiche einer »Whodunnit«-Komödie komplett. Derweil Weissman wenigstens via telefonische Standleitung ins sonnige Kalifornien einen Ausweg aus der versnobten Trostlosigkeit sucht.

Um den Mord und dessen Aufklärung geht es sowieso nicht. Das Interesse und Mitgefühl gilt von vornherein nur dem anderen Teil des enormen Ensembles, der am unteren Treppenende situiert ist. Der ganze Film ist eigentlich aus Sicht der Subalternen erzählt, die alles wissen, aber nichts sind und deshalb anfangs noch die subtile Hackordnung ihrer Arbeitgeber minutiös emulieren. Katalysiert durch den Einbruch des neuzeitlichen Leinwandadels in die bis dato wohlgefügte Welt, droht die soziale Sphärentrennung nun zu kollabieren. Daß die Aufmüpfigste und Progressivste aus der gesamten Dienerschaft am Ende vermutlich zum Film darf, ist nur eine höhere Pointe dieses facettenreichen und komplex gebauten Meisterwerks.

Konkret 07/02, S. 60

Tobias Nagl

FilmTheater

Little Senegal

Regie: Rachid Bourchareb; mit Sotigui Kouyate, Sharon Hope; 100 Minuten; Frankreich 2002 (Alamode); ab 4. Juli im Kino

»Ich glaubte in einer Welt von bösen Geistern angekommen zu sein, die mich umbringen wollten«, schrieb der Afrikaner Gustavo Vasso alias Olaudah Equiano im 18. Jahrhundert. Von Sklavenhändlern in Biafra als Junge eingefangen, wurde er auf der *middle passage* in die Neue Welt verschleppt – und berichtete später als Freigelassener in einer Autobiographie über die Brutalität des transatlantischen Sklavenhandels. Auf den Anblick des Meeres in Benin reagiert er voller Vorahnung mit maßlosem Schrecken.

Ähnlich hoffnungslos erscheint der wiederkehrende Blick auf die Wogen des Wassers in Rachid Boucharebs »Little Senegal«. Alloune (Sotigui Kouyate), ein Witwer und Fremdenführer im Sklavenmuseum auf der senegalesischen Insel Gorée, blickt sein Leben lang immer wieder auf das Meer hinaus, bis er sich, nun im Ruhestand, entschließt, die Spuren seiner einstigen Vorfahren in den USA zu suchen. Die verlieren sich jedoch im September 1805 in South Carolina. Seine Reise durch die schwarze Diaspora führt ihn bis nach Harlem, wo im afrikanischen Migrantenviertel »Little Senegal« sein Neffe Hassan ohne Papiere Taxi fährt und mit anderen »Landsleuten« in einer Abbruchbude haust.

Dort jedoch wird der belesene Rentner nur schwer heimisch. Er ist mit dem ökonomisch motivierten Rassismus von *African-Americans* gegenüber afrikanischen Migranten konfrontiert, wird am Fernseher Zeuge der Ermordung Amadou Diallos durch die rassistisch um sich schießende New Yorker Polizei und erlebt eine in Armut und Gewalt lebende afroamerikanische Community, in der er seine traditionell-paternalistischen Familienideale kaum wiederzufinden vermag. Schließlich nimmt er einen Job bei der mißtrauischen Kioskverkäuferin Ida Robinson (Sharon Hope) an. Erst als sich die beiden Alten ineinander verlieben, sagt er ihr, daß sie eine der Nachkommen aus seinem Heimatdorf sein könnte, die einst von der Robinson-Plantage in die Nordstaaten flüchteten.

Rachid Boucharebs Film lebt vor allem vom feingliedrigen Schauspiel seines Hauptdarstellers Sotigui Kouyates, der in Frankreich bei Peter Brook Theater spielte und im heutigen Burkina Faso als Sänger, Musiker, Choreograph und Fußballer Karriere machte. Bouchareb, einem der Vertreter des algerisch-französischen *cinema beur*, geht es in seinem filmisch wie dramatisch überzeugenden *travelogue* um *routes* – nicht um *roots*.

Konkret 07/02, S. 60

Matthias Seeberg

FilmTheater

Pollock

Regie: Ed Harris; mit Ed Harris, Marcia Gay Harden, Val Kilmer; USA 2000 (Columbia Tristar); 110 Minuten; seit 6. Juni im Kino

Das Cover des »Free Jazz«-Albums (1961) von Ornette Coleman ist mit einem Bild Jackson Pollocks illustriert. Wie die Musik von Ornette Coleman lädt auch die Kunst von Jackson Pollock nicht zur Zerstreuung ein, sie erfordert Sammlung und Konzentration. Deshalb ist es zunächst fraglich, ob ein Kinofilm über Pollock und seine Kunst überhaupt funktionieren kann.

Er kann. Dem Regisseur Ed Harris, der auch die Hauptrolle übernahm, ist es gelungen, die Person Jackson Pollock als exemplarische Künstlergestalt zu porträtieren, deren Arbeit mit einem ständigen Kampf um die eigene Existenz verbunden ist. Trotz eines ungestörten Lebens auf Long Island und der kompromißlosen Unterstützung seiner die eigene künstlerische Begabung vernachlässigenden Ehefrau Lee Krasner scheitert Pollock an den Folgen der Alkoholsucht.

Der Film verzichtet angenehmerweise auf technische Experimente und erzählt Pollocks Lebensgeschichte von 1941 bis zu seinem Selbstmord 1956 eher konventionell. Ed Harris, den man sonst nur aus Actionfilmen kennt, beeindruckt durch eine Mischung aus angry young man, introvertierter Künstlerseele und zynischem Säufer.

Leider erfährt man zu wenig über die Umstände, die Pollocks selbstzerstörerische Persönlichkeit prägten. Im Mittelpunkt des Films stehen ausschließlich die katastrophalen Szenen einer Künstlerehe, verursacht durch Pollocks Entgleisungen und Seitensprünge. Seine psychotherapeutischen Heilungsversuche und deren Einfluß auf seine berühmten Action Paintings hingegen bleiben ungenannt, und Kenntnisse über die New Yorker Kunstszene vor und nach dem Zweiten Weltkrieg werden beim Zuschauer vorausgesetzt. Pollock wird von Anfang bis Ende des Films als autistischer Künstler und menschliches Ekel dargestellt, das letztlich der tödlichen Kombination von Alkoholexzessen und Schaffenskrisen zum Opfer fällt.

Auch Pollocks Schwierigkeiten auf dem Kunstmarkt erklärt der Film mit seiner eigenbrötlerischen Art und seiner strikten Weigerung, sich am künstlerischen Mainstream zu orientieren. Hier hätte etwas mehr Kritik am kommerziellen Pragmatismus des Kunstbetriebs nicht geschadet.

Konkret 07/02, S. 61

Georg Seeßlen

Film des Monats

Va savoir

Regie: Jacques Rivette; mit Jeanne Balibar, Sergio Castellitto; Frankreich 2001 (Kinowelt); 154 Minuten; ab 27. Juni im Kino

Es gibt zwei Arten von Einstellungen eines Films, für die sich die ganze leidige Kinogeherei und Videoguckerei eines Lebens lohnen. Die eine Einstellung, das ist das Bild in Bewegung, das einem einen Blick in etwas völlig anderes, eine reine Kunstwelt, ins Drüberhinaus des Lebens gestatten, »Szenen aus einer Parallelwelt«, wie Jacques Rivette eine Reihe seiner Filme genannt hat. Nichts erinnert in einer solchen Einstellung an so etwas Langweiliges wie das reale Leben. Die andere Einstellung, scheinbar das direkte Gegenteil, ist jenes nur einer Filmkamera mögliche Einfangen eines realen Augenblicks, eines unwiederbringlichen Teils eines einzelnen und einzigartigen Lebens. Die eine Einstellung enthält die Anmaßung des Nirgendwo, die andere die des Hier und Jetzt. Beides ist an der Grenze des Aushaltbaren, und in beidem können sich sehr heftig das Erhabene und der Müll des Kinematographen begegnen.

Weil jedes einzelne schon schwer genug ist, hat es sich die Geschichte der Filmkunst so eingerichtet, daß die beiden radikalen Einstellungen jeweils abwechselnd zum Ideal erhoben werden. Nun aber gibt es auch im Kino die Erleuchteten oder die Wahnsinnigen, wie man es nimmt, denen es gegeben ist, nicht nur beide Einstellungen in einem Film unterzubringen, sondern sogar beide Einstellungen in einer Einstellung. Man stelle sich also vor: Eine Einstellung, eine Kamerabewegung, eine Sequenz, eine Szene läuft zugleich auf eine radikale Befreiung der Phantasie, auf den reinen Spiel-Film, und auf die genaueste, zärtlichste, unverschämteste Teilhabe an einem augenblicklichen menschlichen Geschehen hinaus. Auf diese Weise funktioniert ein Film von Jacques Rivette.

Daß so etwas funktionieren kann, hängt von einigen Voraussetzungen ab. Zum Beispiel von einer besonderen Art, mit den Schauspielern umzugehen, davon, einen Plot, einen Dialog eher als Spielmaterial denn als Ziel zu sehen und einen Film zu begreifen eher als Dokument einer Befreiung statt als Erfüllung von narrativen Pflichten. Auch vor dem Rätselhaften darf man sich nicht scheuen. Sehr einfach drückt das Rivette selber aus, wenn er sagt, ein Film sei ein Abenteuer, für die, die ihn machen, und für die, die ihn sehen. Natürlich gehört dazu, daß ein Film in sich seine Dauer bestimmen muß. Und daß man auch nicht so ohne weiteres eine Rezension schreiben kann, die auf so Verläßlichem wie einer Inhaltsangabe, Stilprinzipien, einer Künstlerbiographie vielleicht beruht. Rivette-Filme passieren einem oder einer oder einen oder eine; das ist alles.

Rivettes Filme sind im wesentlichen sehr einfach. Es gibt bestimmte wiederkehrende Kompositionselemente, das Spiel einer Verschwörung etwa, von der man nie genau weiß, wieviel davon sich zwischen den Menschen oder wieviel sich nur in ihren Köpfen abspielt; es gibt die großartigen Übergänge zwischen den Kunstformen; es gibt Fixpunkte wie »Fantômas« und die Serienfilme »Feuillades«, das Werk Balzacs oder die Lähmung und Auflösung als Grunderfahrung des Lebens in den Jahren nach 1968: »Da sind wir nun und warten ab«, hat Rivette zu »Out 1« und zum Zustand seiner Zeit und seiner Helden gesagt. Und die meisten von uns wissen, daß beim Dasein und Abwarten Himmel und Hölle los sein können. Und daß es ein ungemütlicher Zustand ist. Überhaupt, sagt Rivette, gibt es nur zwei Arten von Filmen. »Gemütliche Filme und solche, die es nicht sind.« Seine ungemütlichen Filme aber sind so frei, manchmal komisch und bei alledem auf eine traumhafte Weise einfach, daß sie auch ungeheuren Genuß erlauben. Man muß nur mitmachen, selber phantasieren, furchtlos sein.

»Va Savoir« ist, gemessen am Rivette-Maßstab, ein fast konventioneller Film. Zweieinhalb Stunden Laufzeit, eine Geschichte, oder ein paar davon, mit Anfängen, Mittelteilen und wenn auch losen Enden, mit Partitur-Dialogen und mit einer Handlung, die man nötigenfalls auch nach den Regeln des psychologischen Realismus verstehen kann. Wieder einmal beginnt ein Rivette-Film mit einer der Vor-Künste des Kinos, mit dem Theater. Mit der ersten Einstellung, einer Probe einmal mehr, errichtet Rivette eine Welt aus Sprache, Bewegung und Blau, Weiß und Rot, die sofort beginnt, aus sich selbst zu leben. Und wieder einmal können wir teilnehmen an einem Spiel, an einer Verschwörung.

Eine Schauspielerin, Camille, die sich in ihrem Theater immer wieder verläuft und es als »zu rot« empfindet, die nie ganz ihre Rolle findet, in einem italienischen Stück in Paris, »Come tu mi voi«. Wie du mich willst (so bin ich nie). Sie verläßt die Vorstellung noch vor der Verbeugung, sie kann es ihrem Freund und Regisseur Ugo nicht erklären. Sie ist nach drei Jahren zurückgekehrt nach Paris als eine andere, und das ist die Stadt, in der sie ihren früheren Geliebten, den Philosophieprofessor Pierre wiedertrifft. Ugo unterdessen ist besessen von seinen Recherchen zu einem unveröffentlichten Stück von Goldoni. Dabei trifft Ugo auf Dominique, die Tochter jener Frau, die eine Bibliothek des Gönners von Goldoni geerbt hat. Dominique wiederum hat einen Halbbruder, Arthur, der sich an Pierres neue Lebenspartnerin Sonia heranmacht. Pierre, der seine Arbeit unter das Motto »Heidegger, der Eifersüchtige« gestellt hat, hat selber die Trennung von Camille

nie verwunden. Es kommt zu einem komisch-peinlichen Abendessen der beiden Paare und sogar dazu, daß er versucht, Camille einzusperren. Come tu mi voi. Jede Verwandlung, jede Projektion führt nur zu neuen Mißverständnissen.

Wie so oft bei Rivette steigen wir vom Melodram zum Märchen herab, denn nur hier können wir den versprochenen Blick in die Hölle tun. Und umgekehrt werden psychische Zwänge in freies Spiel verwandelt, dessen Regeln dauernd neu erfunden werden. Auf dem Weg von Goldoni zu Heidegger und zurück gibt es immer wieder Umleitungen durchs Wonderland hinter den Spiegeln. Spiegelt das Theater das Leben oder das Leben das Theater? Die Sache ist komplizierter und einfacher. Eine Kamera kann zwischen Spiel und Leben nicht unterscheiden, deswegen muß sie damit beginnen, etwas Drittes (vielleicht das Dasein und Abwarten) zu untersuchen. Die Antwort auf die Frage Kunst oder Leben ist Film. »Man kann träumen!« erklärt Ugo einmal seine besessene Suche. Das ist das Recht, das hier eingefordert wird.

Während aus den Rivalinnen Camille und Sonia Komplizinnen werden (da ist die verdoppelte Alice in Rivette-Land wieder geboren), wird das Theater zum Austragungsort eines Duells der Männer, von dem zu Beginn nicht einmal die Waffen bekannt sind.

Nun könnte man noch schwärmen von Rivettes Bildkompositionen, von den Schauspielern, die das Theatralische, das Lebendige und das Filmische beherrschen, von der Balance des Komischen und des Erhabenen, von den hundertundeins Verweisen. Aber nötig ist das eigentlich nicht. Das Kino, sagt Rivette, ist das »Band zwischen etwas Äußerlichem und etwas ganz Verborgenem, das eine unvorhergesehene Geste entschleiert, ohne es zu erklären«. Und für so was braucht das Kino Menschen, die ein bißchen mehr sein wollen als »Zuschauer«.

Konkret 07/02, S. 62

Vera Kallenberg

KEIN SCHÖNER LAND - Verwalten statt strafen

Ein Tag mit Herrn D. in der JVA Vierlande

Montagmorgen. Wenige Schritte von der Haltestelle, an der ich aussteigen muß, befinden sich zwei Straßenschilder. Das obere trägt den Schriftzug »KZ-Gedenkstätte Neuengamme«, auf dem unteren steht »Justizvollzugsanstalt Vierlande«. Die Vollzugsanstalt liegt hinter der Gedenkstätte. Grauer Beton und Stacheldraht, der Hochsicherheitstrakt. Ein Insasse, den ich vor dem Gebäude treffe, erklärt mir, daß es für die Justizvollzugsbeamten hier »eigentlich nur einen Ausdruck gibt, aber den sage ich jetzt nicht. Nee, im Ernst, manche sind schon okay, aber es gibt auch richtige Schweine.«

Das nächste Gebäude ist ohne Stacheldraht, das Stahltor geöffnet: der offene Vollzug. 10.50 Uhr. Im Hausflur des Hauptgebäudes, in dem Gefangene herumstehen und rauchen, kommt mir eine Frau Ende vierzig, mit braun-beige gemusterter Bluse und von grauen Strähnchen durchzogenem Haar entgegen: Frau D. Sie drückt mir energisch die Hand und führt mich in ihr Büro. Frau D. kommt aus dem gehobenen Verwaltungsdienst. Sie ist Leiterin des offenen Vollzugs, Vorgesetzte von 125 Mitarbeitern und verantwortlich für 340 Gefangene. Insgesamt hat der offene Vollzug der JVA Vierlande 319 Plätze für Männer und 21 für Frauen, die durchgehend belegt sind.

Den Bau der Justizvollzugsanstalt auf dem Gelände des KZs Neuengamme erklärt Frau D. so: »Damals nach dem Krieg hat man gesagt, wir brauchen ein Gefängnis, dann nutzen wir doch die Räume. Und dann wurde das Ganze ein bißchen politisch verbrämt, und zwar, indem wir sagen, daß wir gerade auf KZ-Gelände einen humanen Strafvollzug machen können. Ende der achtziger Jahre ist dann eine Kehrtwende vollzogen worden, man dachte, das geht eigentlich nicht, und daraufhin ist dann der Plan in Gang gesetzt worden, die Anstalt zu verlagern.« Die Anstalt soll demnächst verlegt, alles was nach der »KZ-Zeit« hier gebaut worden ist, abgerissen werden. Das Gelände soll Teil der Gedenkstätte werden. Bislang ist es »eine ziemlich makabre Situation; dieser Situation werden wir uns ja nicht pausenlos gegenwärtig, sonst könnten wir hier wahrscheinlich gar nicht arbeiten, aber es ist schon ziemlich pervers, eigentlich.«

Was offener Vollzug ist? Zweierlei: »Die Leute können im Prinzip die Anstalt verlassen, im Ausgang, also tagsüber, stundenweise, im Urlaub auch über Nacht oder im Freigang. Oder sie können die Anstalt verlassen ohne unsere Erlaubnis – das dürfen sie zwar nicht, aber dann wird nicht auf sie geschossen. Das heißt, wir versuchen sie dann aufzuhalten, oder wir holen die Polizei.« Das seien »alles Leute, von denen man zunächst mal annimmt, daß sie sich an die Regeln halten, daß sie also freiwillig hierbleiben. Und wenn wir sie rauslassen, daß sie auch rechtzeitig wiederkommen und keine neuen Straftaten begehen.« Diese Leute, die »freiwillig im offenen Vollzug bleiben«, können prinzipiell jede Straftat begangen haben: »Wir haben hier Leute, die wegen Schwarzfahren sitzen bis zu Leuten, die einen Mord begangen haben. Also die ganze Palette.« Jeder vierte ist nicht deutscher Staatsangehörigkeit.

11.20 Uhr. Wir machen uns auf den Weg zu Herrn D., einem Justizbeamten im Schichtdienst – dem Mann, den ich die nächsten acht Stunden begleiten werde.

Herr D. kommt aus dem mittleren allgemeinen Vollzugsdienst. Wir betreten das Aufsichtszimmer der Station 1, in dem er den größten Teil seiner Zeit verbringt. Rauchend sitzt er an seinem Schreibtisch, hinter einer Theke, und gibt Daten in einen PC ein. Herr D. trägt einen Schnurrbart, akkurat geschnittene Koteletten und eine Brille. Bekleidet ist er mit einer blauen Uniform, unter der ein hellblauer Hemdkragen hervorguckt. Am rechten Ohr blinkt ein kleiner silberner Ohrring.

Von drei Fensterfronten hat man den Überblick über den Eingangsbereich der Station, den Sportbereich und das Hauptgebäude mit Innenhof. Auf einem Fenstersims liegen ein Fernglas und zwei Schlagstöcke, auf dem Schrank in der Ecke ein Megaphon. An der Wand hängt ein vergilbter Computerausdruck: »... und aus dem Chaos sprach eine Stimme zu mir: ›Lächle und sei froh, es könnte schlimmer kommen.‹ Und ich lächelte und war froh, und es kam schlimmer ...« An dem Schrank pinnt ein Plakat der Diakonie, darauf ein auf dem Rücken liegender Elefant. Auf seinem Rüssel sitzt ein kleiner Maulwurf. »Die Perspektive wechseln« steht daneben. Herr D. setzt einen Kaffee auf: »So viel Zeit muß sein!« Es ist 11.30 Uhr.

Herr D. ist 46 Jahre alt. Seit 1977 arbeitet er im Strafvollzug, seit 1983 in der JVA Vierlande: »Nach der Ausbildung bin ich an die Mutteranstalt gekommen, und dann bin ich hierher gezogen, nach Neuengamme. Gefiel mir ganz gut, die andere Anstalt, aber hier ist ja auch eine fast vor der Haustür, und da habe ich mir gedacht, versuchste mal hier unterzukommen.« Gelernt hat er KFZ-Mechaniker, doch dann »habe ich gemerkt, das ist nicht mein Job. Rein in die Grube, raus aus der Grube, immer gebückt arbeiten, für wenig Geld. Und dann habe ich von Leuten gehört, die im Strafvollzug arbeiten, was die zu tun haben. Das hatte mit körperlicher Arbeit eigentlich nichts zu tun, das ist Verwaltungsarbeit. Von daher habe ich mir gedacht, das ist 'ne feine Sache, keine schmutzigen Hände, und da hab' ich mich beworben, hat ratzfatz geklappt.«

Die Ausbildung dauert zwei Jahre, mit mehreren praktischen Abschnitten, in denen man die Anstalten kennenlernt, aber auch »viel Theoretisches, was mit dem Knast dann nichts zu tun hat. Im großen und ganzen lernt man doch den Umgang

mit Menschen: wie man diese Menschen führt und das Ganze dann auch noch unter dienstlichen Voraussetzungen verwaltet.« Weder seine Familie noch seine Bekannten haben Probleme mit seinem Job. »Natürlich haben sie in der Anfangszeit gefragt: Ist es so, wie man so hört?« Herrn D.s Antwort: »Natürlich ist es nicht so wie in der Sendung ›Frauenknast‹. – Aber wenn man mich fragt: Laufen die tatsächlich überall so frei rum? Dann sag' ich: Ja, ist so. Oder: Wie kommen Drogen in den Knast? – Ist doch alles offen, eigentlich überall. Am Wochenende haben wir über hundert Urlauber und Ausgänger. Bringen riesige Taschen mit, die kann man durchgucken, vielleicht findet man noch 'ne Flasche Whisky, aber das war's dann auch. Alles, was kleiner ist, kann man so gut verstecken, keine Chance, das zu finden.« Als Beamter im mittleren Dienst verdient Herr D. zirka 4.000 Mark netto. »So wirklich viel ist es nich', aber man kann damit leben.«

11.45 Uhr. Das Telefon klingelt. Es sind die Kollegen vom Tor. Ein »Selbststeller« ist gekommen, hat aber weder seine »Ladung« noch Ausweispapiere dabei. Herr D. überlegt, ob man den neuen Insassen erkennungsdienstlich behandeln lassen soll. Da es sich bei diesem »Zugang« um einen Deutschen handelt, müßte die Ausländerbehörde nicht hinzugezogen werden. Es wird beschlossen, jemanden aus der Anstalt zu suchen, der ihn identifizieren kann. Die »Ladung« werde er »verfuchst« haben, meint Herr D. »Das ist ein Zigeuner. Das ist der unterste Satz der Gesellschaft. Das interessiert die nicht, ob sie Papiere haben oder nicht.«

Kurz vor zwölf. Eigentlich müßte Herr D. jetzt zur Essensbeaufsichtigung der Gefangenen in den Speisesaal. Das verzögert sich jedoch wegen eines weiteren »Problemfalls«. Einem Gefangenen, der seit Freitag in »Absonderung« ist, soll eröffnet werden, daß er wegen seines Regelverstoßes zurück in den geschlossenen Vollzug verlegt wird. Der Mann hatte versucht wegzulaufen und, als er erwischt wurde, einige Gramm Haschisch versteckt.

Insassen, die gegen Regeln verstoßen, werden mit »Arrest« bestraft. Das bedeutet in der Regel, daß sie »sonntags nicht frei rumlaufen, sondern den Tag in einer Absonderungszelle verbringen. Das nehmen die meisten gerne in Kauf, haben sie wenigstens mal Ruhe zum Ausschlafen.«

Herr D. bittet zwei Kollegen von der Aufsicht, in die »Absonderung« zu kommen. Die »Absonderung« ist in einem separaten Gebäude untergebracht. Hier befinden sich die Einzelhaftzellen. Die »Absonderung« ist auch die einzige Abteilung, die mittels Kamera überwacht wird, obwohl Herr D. korrigiert: »Überwachung? Darum geht es hier nicht.«

Zur »Abschreckung« posieren die drei Männer vor dem Eingang, als die Tür aufgeschlossen wird. In der Zelle sitzt, an sein Bett gelehnt, ein zirka 25jähriger Mann. An der Wand steht ein Wasserkrug. Sonst befinden sich in der Zelle noch eine Waschgelegenheit und eine Toilette. Als die Abteilungsleiterin O. dem Gefangenen eröffnet, was ihm bevorsteht, reagiert dieser zunächst erstaunt und erschreckt. Statt Einwände vorzubringen, nimmt er aber nur den Beschwerdezettel, mit dem er Widerspruch gegen die angekündigte Maßnahme einlegen kann.

Herr D. hat sich den Strafvollzug anfangs anders vorgestellt: »Ich hatte nicht die Vorstellung, daß das überhaupt mit sozial und so was zu tun hat. Mit Menschenführung. Ich bin davon ausgegangen, daß wir verwahren. Daß die Gefangenen eingesperrt sind. Ich war ganz erstaunt, daß die Gefangenen frei rumliefen. Mein erster Tag im Vollzug, da habe ich gedacht, warum sind die nicht unter Verschluß.«

Mittlerweile ist ein »Insasse« ausfindig gemacht worden, der bereit ist, den »Selbststeller« ohne Papiere zu identifizieren. Der trifft gegen 13.20 Uhr auf Station 1 ein. Ein großer, breiter Beamter schiebt den kleinen Mann zur Tür herein, weist ihn an, seinen Koffer und seine Plastiktüte in die Ecke zu stellen und verschwindet wieder. Der Neue steht unsicher vor der Theke und hört sich an, was sich in Vierlande seit 1999 verändert hat. Danach machen wir uns auf den Weg in die »Kammer«. »Da drüben sind die Frauen untergebracht, oder?« fragt der Selbststeller und zeigt auf ein Backsteingebäude. »Was interessieren Sie sich für Frauen, Sie sind hier im Vollzuch«, antwortet Herr D. Inzwischen passieren wir eine Gruppe Gefangener. »Noch drei Jahre!« rufen sie dem neuen Alten zu. »Noch drei Jahre«, antwortet dieser eifrig nickend.

In der »Kammer« bekommt der Selbststeller drei Wäschestücke: eine Decke (braun), ein Federbett und ein Kissen (weiß). Dafür muß er sechs Unterschriften leisten. Der Neue erhält noch einen Schlüssel für den Spind sowie die Information, daß er morgen fotografiert werde. Nun muß Herr D. darangehen, jene »Neuzugänge« vorzubereiten, die mit dem Zellenwagen eintreffen werden beziehungsweise laut Herrn D. das, »was kommt, was noch kommen wird ... ich habe mich falsch ausgedrückt, die Leute, die heute noch kommen werden«.

Wenig später stürmt der Fahrer des Zellenwagens, ein kleiner dünner Mann mit brauner Lederjacke und zurückgegelten Haaren, in die Stationsaufsicht: »Die toben da alle auf dem Zugangswagen rum. Die Crème de la crème!« Die »Crème de la crème« kommt aus der Untersuchungshaftanstalt Hamburg und besteht aus drei Männern Mitte/Ende dreißig. Einer ist am ganzen Körper tätowiert und trägt eine Plastiktüte in der Hand, die bis zum Rand mit Schwarzer Krauser gefüllt ist. Bis auf einen kennen sie sich bereits in Vierlande aus. »Den unterstützt ihr dann!« sagt Herr D., Alle Neuzugänge verbringen ihre erste Nacht im »Zugangssaal« mit sieben Betten. Beim »Zugangsgespräch« am Folgetag wird dann entschieden, in welcher Station sie untergebracht werden.

15.10 Uhr. Herr D. muß sich um die Eintragung der Neuzugänge kümmern. Zuvor setzt er einen neuen Kaffee auf, die dritte Kanne an diesem Tag. Zehn Minuten später. Herr D. holt eine neue Packung Zigaretten. Ich will wissen, ob das Essen

der Anstaltsküche genießbar sei. »Ich denke ja«, sagt Herr D. und lehnt sich in seinem Stuhl zurück. »Ich habe hier schon ewig nicht mehr gegessen. Im Grunde genommen habe ich keine Zeit zum Essen. Zumindest beim Spätdienst nicht.«

Die Frühschicht beginnt um 5 Uhr früh und geht bis 11 Uhr vormittags. Die Spätschicht geht von 11 bis 18.30 Uhr. »Wecken mit Lebendkontrolle« der Insassen findet werktags um 6 Uhr statt. Von 6.15 bis 6.45 gibt es Frühstück. Arbeitsbeginn der Insassen ist um 7 Uhr. Abendessen gibt es »auf Station« um 16.30. Die »Abendzählung« der Gefangenen findet werktags um 18.15 statt. Bis der »Bestand« überprüft ist, bleiben sie eingeschlossen. Der »Einschluß« ist um 23 Uhr. Samstags und sonntags wird zusätzlich eine »Mittagszählung« mit einstündigem »Einschluß« durchgeführt.

Der Spätdienst am Freitag hat auch Wochenenddienst. Dafür hat man am darauffolgenden Wochenende frei. »Daran kann man sich gewöhnen und plant sein ganzes Privatleben entsprechend. Auf die Dauer gesehen ist der Job natürlich für die Gesundheit nicht so gut, diese Wechselschicht und die Nachtdienste«, erklärt Herr D. Hinzu kommen jede Menge Koffein und Nikotin. Wichtig ist ihm, Privates von Beruflichem zu trennen. Immer klappt das jedoch nicht: »Es gab Phasen, da ging ich nach dem Dienst einfach nach Hause, und dann Feierabend. So leicht fällt mir das heute nicht mehr. Es kommt häufiger vor, daß ich auch in der Freizeit an den Vollzug denke, an bestimmte Situationen.« Ob es regelmäßige Schulungen gebe, frage ich ihn. »Regelmäßig ist hier gar nichts, regelmäßig ist, daß wir zum Dienst kommen.«

15.30 Uhr. Abteilungsleiterin O. teilt Herrn D. mit, daß ein Gefangener abgeschoben wird. Für Herrn D. und seine Station hat dies keine Konsequenzen, nur der »Bestand« muß geändert werden. Ich frage, wie es zu dieser Abschiebung gekommen ist. »Da wird ein Anruf von der Ausländerbehörde gekommen sein«, gibt Herr D. an. Ob er wisse, wohin der Gefangene abgeschoben werde. »Na, in sein Heimatland, nehme ich an«, sagt Herr D. lachend und reißt einen Schokoriegel auf. Er ruft die Daten des Betroffenen am Computer auf. »Demnach müßte er nach Deutschland abgeschoben werden«, sagt er kopfschüttelnd.

Herr D. besitzt wenige Informationen über die Gefangenen. »Weshalb sie da sind, weiß ich gerade noch, wenn ich will. Ich brauch' es nicht zu wissen, kann es aber am PC nachlesen.« Dort sind Straftat und Strafmaß verzeichnet, aber nichts über den Hergang. Das hält Herr D. auch nicht für interessant. Wegen des vielen »Verwaltungskrams« fehlt ihm ohnehin die Zeit, sich mit den Gefangenen zu unterhalten. »An anderen Anstalten, wo nicht so viel Bewegung ist, wo die Gefangenen länger sind, da hat man noch die Zeit, sich mit den Gefangenen zu unterhalten. Auf dieser Station haben wir kaum direkten Kontakt zu den Gefangenen. Dann ist es halt an den Insassen, sich alleine oder untereinander zu unterhalten.«

Herr D. arbeitet am liebsten nachts. Dann hat er Zeit für die Insassen. Sein Verhältnis zu ihnen nennt er »freundlich, aber nicht freundschaftlich«. Bleibenden Einfluß kann Herr D. auf die Gefangenen nicht ausüben: »Wenn ich den Anspruch hätte, den Gefangenen zu helfen, ein straffreies Leben zu führen, würde ich verzweifeln«, sagt er. »Es gibt Gefangene, die nach ein paar Jahren wiederkommen und sagen: ›Das, was Sie mir damals gesagt haben, das war auch so.‹ Das ist 'ne tolle Rückmeldung. Aber meistens weiß ich nicht, was daraus geworden ist.« Ist er zufrieden mit seiner Tätigkeit? »Wenn ich mir jetzt den Strafvollzug angucke, was soll man mit den Insassen machen, wie soll man sie behandeln, und was bleibt davon in der Praxis, dann ist das unbefriedigend. Wenn ich davon ausgehe, daß ich hier gut mit den Insassen klarkomme, daß ich gut mit dem Vollzug zurechtkomme, und es geregelt kriege, daß das vernünftig abläuft, bin ich zufrieden.«

Er holt tief Luft: »Aber eigentlich stört es mich, daß sie so wahnsinnig viel Urlaub und Ausgang bekommen, und es ärgert mich«, seine Stimme schwillt an, »daß wir überhaupt nicht kontrollieren, was sie damit machen. Meines Erachtens sollte da etwas mehr ...«, er überlegt, »Gespräch stattfinden. Was stellen sie sich eigentlich vor, wenn sie rausgehen? Und: Was ist daraus geworden? Ich würde das Ganze besser finden, wenn es therapeutischen Charakter hätte. So ist das nur Verwahren, und die Insassen können machen, was sie wollen. Keinen Menschen interessiert das, Hauptsache, sie kommen rechtzeitig wieder. Das reicht nicht.« Und verbittert ergänzt er: »Genaugenommen ist dieser Strafvollzug für die meisten Insassen hier nur ein ärgerlicher Urlaub von den Verpflichtungen draußen.«

Kurz vor 16 Uhr. Ich begleite Herrn D. in die Verwaltung: Post holen. Dort befinden sich mehrere Büroangestellte. Im Hintergrund spielt ein Radio »Time of My Life«. Ich werde als »Frau von der Presse« vorgestellt, die »was über die Anstalt schreiben will«. Vielleicht bekäme man dann wieder mehr Personal. An der Tür hängt ein Werbeplakat von »Fitness world«, das den Justizbeamten Sonderkonditionen und Hilfe bei »Herz-Kreislauf-Beschwerden, Figurproblemen, Rückenbeschwerden, Verspannungen und Konditionsschwächen« verspricht. Das schwarze Brett rechts von der Tür ziert eine Postkarte: »Liebe Deinen Kollegen wie Dich selbst!! Vielleicht ist er bald Dein Chef!!«

Wenige Minuten später sind wir wieder »auf Station«. Die Insassen kehren von der Arbeit zurück. In der Anstalt herrscht Arbeitspflicht. Allerdings gibt es gar nicht genug Arbeit für alle Insassen. Es gibt Handwerksbetriebe, darunter eine Malerei, eine Schlosserei, eine Maurerei und eine Tischlerei. Dann gibt es Tätigkeiten für »den eigenen Bedarf«, wozu unter anderem Küchendienst und »Gala« (Garten- und Landschaftsbau) gehören. Die Frauen arbeiten größtenteils in der »Fertigung«. Die Tagessätze reichen von 7 bis 12 Euro. Davon gehen vier Siebtel aufs »Überbrückungsgeld« und drei Siebtel aufs »Hausgeld«. Das Taschengeld, das zusätzlich beantragt werden kann, beträgt pro Arbeitstag 1 Euro 80. Außerdem gibt es »berufliche Fort- und Weiterbildungsmöglichkeiten«: Es besteht die Möglichkeit, den

Gabelstaplerführerschein zu erwerben. In der hauseigenen Schule kann man den Hauptschulabschluß machen oder einen Computerkurs belegen.

16 Uhr. Der Reihe nach betreten etwa zwanzig Gefangene die Station, fragen nach Post oder wollen sich Antragsformulare abholen. Meistens möchten sie wissen, ob ein Ausgangs- oder Urlaubsantrag bewilligt worden ist. In der Regel ist Freigang erst nach einem Monat, »Urlaub« nach zwei Monaten Haftzeit möglich.

»Guten Tag, H. mein Name, Nr. 8. Wollte nur fragen, ob Post da ist«, sagt ein Gefangener. Für den Insassen ist ein Brief gekommen, der weder von seinem Anwalt noch einer Behörde adressiert ist. Deshalb muß der Brief geöffnet werden. Zum Vorschein kommt eine Geburtstagskarte. »Sie haben Geburtstag?« fragt Herr D. ohne aufzublicken. »Noch nicht«, kommt es von der anderen Seite der Theke. Herr D., der weder Geld noch Drogen in der Geburtstagskarte gefunden hat, händigt dem Insassen seine Post aus. »Herzlichen Glückwunsch!« sagt er und dreht sich um.

Von 16 bis 18 Uhr ist »Freizeit«. »Freizeitbereich ist der Sportplatz und Innenhof, wobei der Sportpl. erst nach Arbeitsende der Betriebe zu benutzen ist. Bei Einbruch der Dunkelheit ist der Sportplatz zu räumen« (»Merkblatt zum Tagesablauf in Anstalt XII«). Nur in diesen zwei Stunden ist die Geschlechtertrennung aufgehoben.

Gegen 18.10 Uhr erscheint die Ablösung. »Die Dame ist von der Zeitung«, erklärt Herr D., »sie schreibt ein Buch über die JVA.« Die »Nachtschicht« läßt sich in den Schreibtischstuhl fallen. »Nur eine kleine Reportage über die Beamten hier«, sage ich. Das Grinsen der »Ablösung« gefriert. Sonst, sage ich, gibt es immer nur Reportagen über Gefangene, aber das hat mich dieses Mal weniger interessiert. »Interessiert auch kein' Mensch, sach' ich jetzt mal«, sagt die »Ablösung«. Es ist 18.15 Uhr. Zählung. Wir schreiten die Flure ab, Herr D. wirft einen letzten Blick in die Zellen und dreht den Schlüssel um.

Lesen Sie in der nächsten Folge Holm Friebes Bericht von seinen Erlebnissen in der E-plus Refreshing Zone

---

Vera Kallenberg rezensierte in KONKRET 4/02 John von Düffels Roman »Ego«

Konkret 07/02, S. 65

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Sie, Herr Dr. Mathias Döpfner unterm Dach der Friede Springer, ließen sich eher die Pianistenfinger brechen, denn soo einen Scheißdreck zu tippen. Aber dafür haben sie ja den Körzdörfer, an dessen gestammeltem Schmarren Sie einen Narren gefressen haben, wie man so hört. Sie sollen gar befreundet sein mit diesem Mann, der als (für mich:) Deutschlands führendster Kynopornograph in seiner um eine Mischlingshündin namens »Ruby« läufigen »Knochenend«-Kolumne in »Bild« unlängst das da auswarf:

Wenn ich Rubys Schwanz sehe, blicke ich in ihr Herz. Er ist das Mikrophon ihrer Gefühle – Scheibenwischerwedelnd: Ich bin happy – Geringelt, sanfter Moulinex-Lauf: Ich brauche mehr Liebe – Modell »Schaschlik auf Halbmast«: Keiner versteht mich – Modell: »Ausgerollter Gummireifen«: Ich bin traurig.

Alles Sprache der zweiten Spur/ Ich sage nur: Eschede! Sie aber frage ich im Namen der Studie der Mona Lisa von Pisa: Ist der Schwanz des Hundes, also nicht das Fickorgan des Rüden, sondern der Rückenauslauf, die Rute, der Wedel des Hundes allgemein, das *Mikrophon* seiner Gefühle? Stößt also das Echo des Königsees in die Trompete? Und nimmt der Anus die Nahrung auf, und entläßt der Mund das Verdaute? Ja, sind gar Sie, Döpfner, der Körzdörfer, und ist der Körzdörfer der Döpfner? Bitte schicken Sie Ihre Faxantwort, vor das Bier vor lauter Rumstehn kalt wird, an die Redaktion, weil ich nach diesen Fragen rein persönlich mit Gräfin von Jericho verreist bin.

Deutscher Presserat e.V., Herrn Vorstandssprecher Kay E. Sattelmair, Bonn

Fax 0228 / 985 72 99

Lieber Kollege Sattelmair!

Derzeit sitzen zwei CSU-Stadträte von Dachau in U-Haft. Wegen Wahlfälschung. In »Bild-München« vom 6. Juni heißt es dazu: »Aechtner (einer der beiden, weil geständig, mehr als ›mutmaßlichen‹; H. T.) steht im Verdacht, bei der Wahl (im März dieses Jahres; H. T.) zugunsten der CSU geschummelt zu haben.« »Schummeln«, bei der Wahl? Das irrlichtert wie die »ungeschickte Zärtlichkeit« bei der Notzucht! Und darum bitte ich Sie, lieber Kay, seien Sie so frei und leiten Sie allsogleich zunftsreglementarische Schritte ein gegen diese unglaubliche Diminuierung des Generalübergriffs aufs Sakrament der Demokratie. Schon im Hinblick auf unsre unerfahrenvertrauensseligen Jungwähler tut die Aufforderung an »Bild-München« zum Widerruf des verbrechensbeschönigenden Verbs bitter not. Denn der Jungwähler will sicher sein, daß es kein strafrechtlich vernachlässigenswerter Asausmärmeltrick war, sondern ein kapitales crimen, wenn sein Votum, sagen wir für Honda, nicht bei Honda ankam, sondern, zufolge der Machenschaften von Wahlfälscherwölfen im Wahlhelferschafspelz, bei Windows oder sonstwo. Nebenbei, lieber Kay: das arme Dachau. Wie das liebe Vieh leidet diese unschuldige Kommune der Lüftlmaler und der Brezlbäcker seit zwei Generationen unter dem Terror der Gedenkstättennachbarschaft. Ach, wie viele tausend Reifen von DAH-stigmatisierten Automobilen wurden im Antifaausland böswillig zerstochen und wie viele tausend Rückspiegel abgerissen, von den Kratzern im Lack ganz zu schweigen. Aber als ob Dachau Hiob II sei – nun auch noch die Züchtigung durch den Rufselbstmord per Wahlfälschung, pointiert von den Bildern in der Weltpresse, die zeigen, wie der Wahlbetrüger Ae. dem CSU-Oberbürgermeister B. seelenruhig den Amtseid abnimmt, und wie die bei der Wahl beschissenen Dachauer Mist abladen vorm Rathaus. Und natürlich hat die Schröderantithese Stoiber bislang keine einzige Sekunde Zeit gehabt, das Parteiausschlußverfahren gegen die Gauner zu inaugurieren. Auch seine Frau, die Karin, juckt der Dachauer Saustall nicht das Böhnchen vom Tönchen. Ihr gesamtes Pathos gehört dem Bügeln der Anzüge des Gatten und Kandidaten. Doch das, wie gesagt, nur nebenbei, lieber Kay. Ihrer scharfen Abmahnung von »Bild-München« offnen Auges entgegensehend verbleibe ich als Ihr stets den Schweinereien der freien Presse hinterher´ne H. T.

An Seine Exzellenz den Botschafter der Republik Österreich in der BRD, Herrn Dr. Markus Lutterotti, Berlin

Fax 030 / 229 05 69

Was, Exzellenz, lassen Sie mir da durch Ihren Presseattaché Magister Schnetzer mitteilen: »Daß der von (mir) beanstandete Werbespot für ein Mittel zur Bekämpfung von Haarausfall auf einem deutschen Fernsehsender ausgestrahlt wird«, daß es »daher der österreichischen Botschaft nicht zusteht, wegen eventueller Verstöße gegen deutsche Gesetze ein Verbot der Ausstrahlung des Werbespots zu erwirken« und daß Sie »bedauern, im vorliegenden Fall (meinem) Anliegen nicht entsprechen können«. – Aber Exzellenz! Was war denn der Hub meines Vortrags bei Ihnen? Doch der, daß österreichische

Staatsbürger ihre Stimme (das Persönlichste, das der Mensch neben Hab und Gut, Würde und möchte und Not und Tod zu haben vermag), sich selbst damit verdinglichend, an diesen Werbespot verdingen. Ein Landsmann von Ihnen, Exzellenz, faselt im Beisein sich biegender Balken, aber ohne daß ihm die Stimme bricht wie morscher Ast, von einem sagenhaften »lateinamerikanischen physionuklearen Forschungszentrum«, welches mit nicht minder sagenhaften »Labors der Vereinten Nationen« kooperiere. Als ein (wie Wien mir auf Anfrage versicherte) »Diplomat mit Leib und Seele« muß es Sie doch an der Ehre rühren, wenn Landsleute von Ihnen die Uno, die designierte Weltregierung, als Testklitsche für »heilende Kräfte geheimnisvoller Pflanzen aus dem Regenwald, kombiniert mit der belebenden Wirkung ionisierter Mineralquellen des Amazonas« skrupellos verwursten. Beflissene Rausrederei, von wegen Verstoß gegen deutsche Gesetze, und dann noch »eventuelle«, also Zuständigkeitsverschiebungsfinessen, haben hier nichts zu suchen. Sie sind fehler denn fehl am Platz. Hier haben sich konkret in nuce Österreicher am Menschheitssittengesetz vergangen. Ergo: Hic Australia hic salta! Mensch, Exzellenz, so begreifen Sie mich doch. Ich bin alles andere als einer, der sich in diesem Zusammenhang auf Ihre Kosten einen von der Jokuspalme schüttelt. Nein, ich befinde mich deswegen aufrichtig in Fahrt, weil mich diese mafiotische Nonchalance beim Bewerben einer Quacksalbe nicht nur geistig kränkt, sondern weil sich mich auch physisch fertig macht. Ich kriege Akne im Magen, wenn ich das sehe und höre. Und nicht nur mir, jedem, den der Schmutz des Trotts nicht stumpf gemacht hat, geht es ebenso.

Lieber Herr Doktor Lutterotti!

Ich fordere Sie dacapo auf: Unternehmen Sie Markantes gegen diese schauderhafte emissio menschlichen Ungeistes im Heurigenjargon. Ich rechne fest mit Ihnen!

Ihr ergebener H. T.

Konkret 07/02, S. 66

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Im Hauptberuf ist der Redakteur Leyendecker investigativer Journalist, Aufdecker, Enthüller. Wenn ihn aber längere Zeit keiner anruft, der ein paar vertrauliche Unterlagen zu Geld machen will, geht er gern mal in die Tiefe – meist der Nase, mitunter aber auch des Zeitgeschehens. Von einer dieser Expeditionen hat er jüngst die Enthüllung in die »Süddeutsche Zeitung« mitgebracht, daß der Michel Friedman eine sehr verdächtige Erscheinung ist:

Der Streit um Möllemann und dessen angeblichen Antisemitismus wird zumeist politisch korrekt ausgetragen. Aber das heißt auch, daß vernebelt wird. Im Nebel ist nur schwer zu erkennen, daß es längst auch um den Talkmaster Friedman geht – und der ist problematischerweise untrennbar mit Friedman, dem Vizepräsidenten des Zentralrats der Juden, verbunden.

Wie Bubis, der frühere Präsident des Zentralrats, problematischerweise untrennbar mit Bubis, dem Immobilienverwalter, verbunden war. Wie konnte das geschehen? Irgendein übereifriger Umerzieher muß die Nürnberger Gesetze aufgehoben haben. So kam, was kommen mußte:

Der Talkmaster Friedman bewegt sich anders als die meisten anderen Moderatoren. Er spitzt zu, er teilt aus. In seinem Kopf muß ein Webschiffchen sitzen, das immer hin und her schießt. Er ist Ich-besessen und abwechselnd Wolf und Jäger. Mit seinem alarmistischen Tonfall hat er schon manchen Gast tüchtig eingeschüchtert.

Ein Ich-besessener Wolf bzw. Jäger mit einem hin und her schießenden Webschiffchen im zersetzenden Kopf: wer braucht denn so einen? Leyendecker nicht:

Es ist nicht antisemitisch, den Talkmaster Friedman nicht zu mögen,

schrieb er. Aber dann gefiel ihm der Satz doch nicht, und er änderte ihn:

Es ist kein Antisemitismus, den Talkmaster Friedman nicht zu mögen.

Der Schlußredakteur aber macht aus den zwei Fassungen eine:

Es ist nicht kein Antisemitismus, den Talkmaster Friedman nicht zu mögen.

Und so endete des Auf- und Leyendeckers Ausflug ins Deutungsfach doch noch mit der Enthüllung einer jener kleinen Wahrheiten, die in diesem Gewerbe eine Chance haben, wenn ein Saboteur, der des Textes Dreck fühlt, ihn in einem Druckfehler abführt.

Bis sie ein Urteil im Namen des zusammengewachsenen Volkes sprechen konnten, überlegten die Richter zehn Jahre lang hin und her:

Das Rostocker Landgericht hat drei Männer wegen versuchten Mordes und schwerer Brandstiftung verurteilt. Sie waren 1992 am Brandanschlag auf das Asylantenheim in Rostock-Lichtenhagen beteiligt. Die drei erhielten Bewährungsstrafen zwischen sechs und 18 Monaten.

Warum kein Bundesverdienstkreuz? Bloß weil die Asylanten überlebt haben? Memmen!

Peter Bachér, das war wirklich fair, der Antwort auf Ihre Frage:

Sind die Schönen und Reichen wirklich glücklicher als wir?

ein Porträt beizugeben, auf dem Sie die Millionen häßlicher, armer Leser unter einem Toupet vom Sozialamt hervor so seelig angrinsen, daß alle die Antwort kannten, ohne Ihren wahrhaftig »Bild-Essay« genannten Altherrenseich lesen zu müssen.

Seit zwei Jahrzehnten versuche ich, Redakteuren des »Spiegel«, der »Taz« oder der »Emma« beizubringen, daß sie, wenn sie Sippenhaft schreiben, Sippenhaftung meinen. Auch Oskar Lafontaine lernt es nicht mehr:

Die vielen rechtschaffenen Mitglieder der SPD, CDU/CSU, FDP und der anderen Parteien können für kriminelle Handlungen ihrer Parteifreunde nicht in Sippenhaft genommen werden.

Gern nähme ich die rechtschaffenen Mitglieder bei Lafontaines falschem Wort. Und, bitte, nach ihm.

Der Leitartikler der »Frankfurter Allgemeine« besucht die Resttschechei:

Das Vokabular, mit dem Zeman, Klaus und Spidla vor einem deutschen »Revanchismus« gewarnt und zur Verteidigung der Nachkriegsordnung aufgerufen haben, stammte aus dem Arsenal kommunistischer Sprachverdreher. Die Quittung für diese in der Tschechischen Republik seit 1989 beispiellose nationalistische Hetze ...

Wer es hat zuerst gerochen, dem ist’s hinten rausgekrochen.

Lohnschreiber. Journalisten halten diese Berufsbezeichnung für herabsetzend. Ich nicht. Wenn etwa der Chefredakteur der »Bildzeitung«, ein in allem übrigen widerwärtiger Patridiot, auf Anordnung seiner Verlegerin ein Interview mit dem Bürgermeister von Jerusalem macht, fragt er in Erfüllung des Springerschen Anstellungsvertrags, der ihn zur Solidarität mit Israel und den Juden verpflichtet, ganz undeutsch bescheiden:

Keine andere Stadt in Israel hat mehr unter den Selbstmordattentätern gelitten als Jerusalem. Wie halten die Menschen diesen Terror aus?

Der Bürgermeister klagt nur leise. Zu leise. Der Chefredakteur fragt noch einmal:

Wie lange hält Jerusalem die Belagerung durch Terroristen noch aus?

Aber man muß auch an die israelische Tourismusindustrie denken:

Gibt es Gründe, gerade in dieser schwierigen Situation Israel zu besuchen?

Es gibt. Der Chefredakteur hat Wolfgang Neuss gelesen (oder lesen lassen?): »Sagen Sie mir, was ich Sie fragen soll, es fällt Ihnen leichter zu antworten«:

Wofür steht Jerusalem heute als Symbol in der Welt?

Man liest es gern. Und möchte nicht wissen, wie gerade dieser Kai Dieckmann sich in Israel aufgeführt hätte, wäre er nicht seiner Verlegerin erster Lohnschreiber. Mehr davon!

Mainhardt Graf Nayhauß schildert Joschka Fischers Verhängnis:

Heute fliegt er nach Tel Aviv, morgen bekommt er in Haifa einen Doktorhut, Freitag ist er in Kairo. Um so ein Leben außerhalb der Politik zu führen, müßte er Siemens-Chef oder Schlagerfuzzi werden.

Genau das ist er, je zur Hälfte.

Zu Dionys dem Tyrannen schleicht »Merkur – Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken« mit der Totalitarismustheorie im Gewande:

Dionysos ist unser Zeitgenosse. Im Verlauf des letzten Jahrhunderts hat er viele Namen angenommen: Lenin und Stalin, Hitler und Mussolini, Mao und Ho, Castro und Trujillo, Amin und Bokassa, Saddam und Chomeini, Ceaucescu und Milosevic.

Hitler war Dionysos, Idi Amin war Dionysos, und Castro, »Merkur« gewährt ihm die Bitte, in ihrem Bunde der Dritte. Europäisches Denken, deutsch geschrieben. Die Treue ist doch kein leerer Wahn. Sie ist uns eine Ehre.

Eine Zuschrift:

Lieber Hermann L. Gremliza, nicht ohne Vergnügen habe ich in Ihrem neuesten »Express« gelesen, wie Sie den Beitrag von Katja Diefenbach in der vorletzten »IZ3W«-Ausgabe (»Diskontinuität und Terror«) als postmodernes Gewäsch outen. Welcher Teufel uns geritten hat, diesen Beitrag trotz starker Bedenken ins Heft zu nehmen, ist mir im nachhinein rätselhaft. Zumal es sich bei der gedruckten Fassung sogar (auch wenn es kaum zu glauben ist) um eine starke Bearbeitung des Originalmanuskriptes handelt. Insofern ist es zwar ausgesprochen freundlich von Ihnen, daß Sie den Veröffentlichungsort verschwiegen haben, aber gerecht wäre die Nennung schon gewesen.

Christian Stock, »IZ3W«-Redaktion

Gern geschehn. Werden auch die nächsten, die sich von der genannten Autorin was haben aufschreiben lassen, um Nachtrag der Quelle ersuchen?

Die Zugänglichkeit des Wissens um die Produktionsabläufe, die selbst organisierte Desertion aus der Langeweile eines standardisierten Lebens ebenso wie aus dem Elend der ausgetrockneten Wüsten des kapitalistischen Weltmarkts, das Begehren, über die Ich-Anderer-Weltordnung im Großen und Kleinen hinauszuschießen, ist ein fortschrittliches gesellschaftliches Verhältnis ...

Ob im Dschungel dieser Ich-Anderer-Weltordnung auch, nach starker Bearbeitung, starke Bedenken hatten überwunden werden müssen? Und wer übernimmt dafür die Verantwortung?